This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

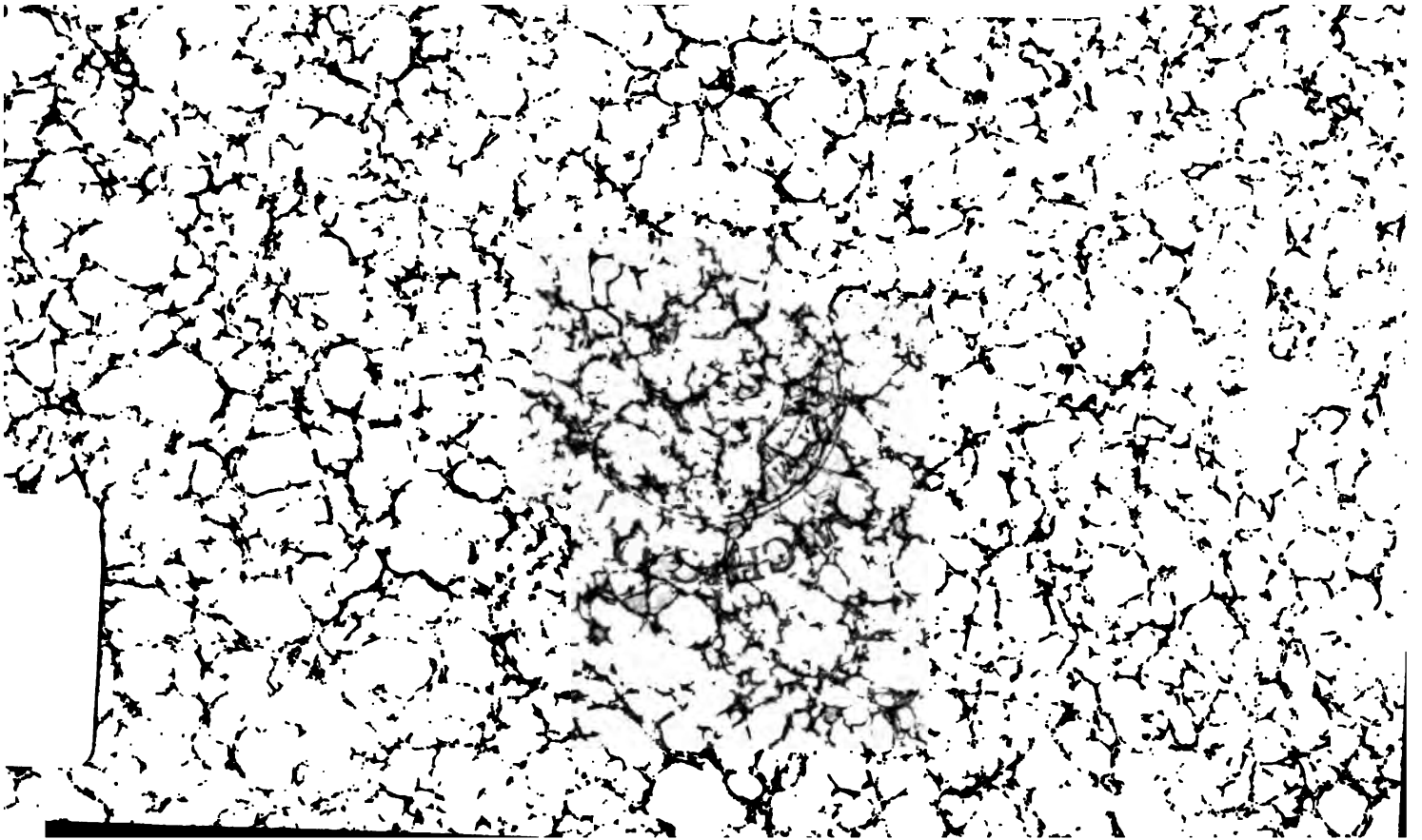
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

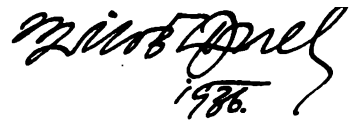
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





Karl Mathy.

Geſchichte ſeines Lebens

von

Guſtav Freytag.

Dies ſchrieb der Freund dem Freunde, ein Journaliſt dem andern, der Preuße dankbar dem Badenſer.

Julius Reichenheim
BERLIN
Kaiserstrasse 21.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1870.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

98
283015
291401

Inhalt.

Seite

I. In der Heimath 1

1. Der Vater 6
2. Im Vaterhause 16
3. Auf der Universität 24
4. Der Kameralpraktikant 37
5. Zum Hambacher Fest 49
6. Der Zeitgeist 61

II. In der Schweiz 85

1. Die Ankunft 87
2. Giuseppe Mazzini 97
3. Das junge Europa und die junge Schweiz 114
4. Ein Jahr in Biel 132
5. Während der Flüchtlingshatz 144
6. Der Schulmeister von Grenchen 162

III. Der Abgeordnete 191

1. Nach der Heimkehr. 193
2. Kammer und Buchhandlung 201
3. Stillleben in der zweiten badischen Kammer 219
4. Der Kampf für die Verfassung 235

Seite

5. In der Nationalverſammlung 277
6. Auf der Reiſe 312
7. Gegen den Strom 335

IV. In den Geſchäften 359

1. Zu Köln und Berlin 361
2. Zu Gotha und Leipzig 378
3. Im badiſchen Staatsdienſt 394

I.

In der Heimath.

Das Leben des Süddeutschen, welches hier erzählt werden soll, begann, als die siegreichen Heere Napoleons I. am Niemen lagerten, im Jahre der Schlacht bei Friedland und der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, und es endete in den Monaten, in welchen dreißig Millionen Deutscher in Einer Staatsverfassung geeinigt wurden und Napoleon III. das kaiserliche Frankreich vor einer großen Erhebung deutscher Staatskraft vorsichtig zu schützen suchte. Als Mathy geboren wurde, gab es im größten Theile Deutschlands noch keinen andern Patriotismus als den untilgbaren, welcher aus der Besonderheit des Gemüthes, der Sprache, der Literatur heraufsteigt; als er starb, wurde das neue Symbol nationalen Selbstgefühls, die Bundesflagge von jedem fremden Culturvolk der Erde an den Masten deutscher Schiffe und deutscher Consulate achtungsvoll begrüßt. Im Jahr 1807 war sein Heimathstaat ein schwaches Conglomerat von zerstörten Trümmerstücken des deutschen Reiches unter französischer Oberhoheit und badische Landsleute kämpften mit den Franzosen gegen Deutsche; im Jahr 1868 war durch seine Geschäftsführung das badische Heer eng mit dem norddeutschen verbunden und er selbst als badischer Minister der entschiedenste Vorkämpfer der nationalen Partei an der Südgrenze Deutschlands. Im Jahr 1807 war seine Vaterstadt

Mannheim neun Tagereisen von Hamburg oder Berlin entfernt, als er starb, war die Entfernung für Reisende auf eine starke Tagefahrt, für eilige Briefe auf wenige Zeitminuten verkürzt. Im Jahr 1807 gab es nur sehr wenige Zeitungen im Lande, welche jeden Wochentag erschienen, und jedes gedruckte Wort derselben mußte von der Polizei genehmigt sein, in dem vielgetheilten und zerrissenen Gebiet des alten Reiches erhoben sich zahllose Schlagbäume und Steuerwachen; die Deutschen waren ein armes Volk mit enger Häuslichkeit und knappem Leben, schwerfällig und langsam bewegten sich Geld und Waaren aus einer Hand in die andere; als er starb, hatte die Censur aufgehört und an hundert große Zeitungen wurden einmal, ja zweimal täglich versandt, vierzig Millionen thätiger Menschen lebten durch ein großes Zollgebiet verbunden, die deutsche Industrie war auf dem Weltmarkt ein gefürchteter Rival der englischen geworden, und in allen Welttheilen galt das Geschäft deutscher Banken und deutscher Handlungshäuser für besonders redlich, zuverlässig und stattlich.

Die sechzig Jahre seines Erdenlebens umschließen das Aufsteigen der deutschen Volkskraft aus Verarmung und politischem Elend zu verhältnißmäßigem Wohlstand und zu einer Großmacht. Es war eine Zeit harter Arbeit, mühsamen Ringens, vergeblicher Anläufe und doch eines stillen unaufhaltsamen Wachsthums, und wir dürfen annehmen, daß diese Periode deutscher Kräftigung auch späteren Generationen als eine besonders denkwürdige erscheinen wird. Wie sich in ihr ein einzelnes Menschenleben darstellt, soll hier gezeigt werden. Es ist das Leben eines Süddeutschen, welcher bei seiner Geburt keine Heimath fand, deren Geschichte ihm patriotischen Stolz oder auch nur patriotische Trauer möglich machte. Wie einen gescheuten, warmherzigen Deutschen der rheinischen Pfalz Sehnsucht, Verständniß und Kampffreude für die Zukunft des deutschen Staates umhertrieb und erhob, das erscheint uns als besonders lehrreich.

Aber die Schickſale ſeines Lebens ſollen ihm auch perſönlichen Antheil erwerben. Denn ungewöhnlich reich an Ereigniſſen, an Wechſel des Ortes und der Thätigkeit iſt ſein Leben, und ſchon die Größe und Mannigfaltigkeit der Intereſſen, welche er umfaßte, würden eine ausgeführte Lebensbeſchreibung lohnend machen. Endlich hat ſeine Arbeit für unſere Nation noch eine beſondere Bedeutung. Von dem Jahre 1830 bis zur Gegenwart hat er als Journaliſt, Volkslehrer, Abgeordneter, Leiter großer Geſchäfte und als Staatsmann ſeine Kraft für Andere grade immer in den Thätigkeiten verwerthet, welche nach dem Zuge der Zeit obenan ſtanden.

So vermag eine Erzählung ſeiner Erlebniſſe vielleicht zu zeigen, wie ſich an einem einzelnen Mann der große Bildungsprozeß der letzten vierzig Jahre vollzog, von dem erſten unſicheren Ringen nach deutſcher Einheit bis in die Jahre ihrer politiſchen Durchführung. Sehr gering iſt die Zahl Derer, welchen vergönnt war, dieſe aufreibenden Wandlungen im Einvernehmen mit den beſten Zeitforderungen durchzuleben; unter Allen, welche von 1830 bis zur Gegenwart in größeren Verhältniſſen gedauert haben, iſt kaum einer, der ſo hingebend, ſo mühevoll, ſo kriegeriſch und in ſo exponirter Stellung alle Conflicte durchgekämpft und zu ſo ſicherer Freiheit in ihnen gewachſen iſt, wie er. —

1.

Der Vater.

Der deutsche Name Mathy, — bei Ulrich von Lichtenstein um 1230 Mathie geschrieben — ist schwerlich aus dem biblischen Namen Matthias verkürzt, sondern burgundische Nebenform des althochdeutschen Namens Mato, er wurde seit dem vierzehnten Jahrhundert Geschlechtsname rittermäßiger und bürgerlicher Familien in Rheinfranken und Lothringen, von da bis in das Ordensland Preußen getragen.

Der Großvater Peter Mathy zog aus dem Nassauischen im Jahr 1748 nach dem kurpfälzischen Brey bei Boppard, kaufte dort die Mühle, welche noch jetzt im Besitz eines Enkels ist, dazu einige Aecker Land; er hielt im Stalle Ochs und Kuh, im Garten Bienenstöcke, die er mit besonderer Sorgfalt pflegte, und half in der Umgegend als „Mühlarzt" bei Bau und Besserung von Wassermühlen. Von seiner zweiten Frau, Anna Margaretha Noll, wurde ihm nach anderen Kindern am 10. Februar 1754 der Vater Karl Mathy's, Johann Arnold, geboren.

Arnold, als Kind kränklich, von schwachem Körper und guten Geistesgaben, wurde durch den Vater für die Kirche bestimmt, erhielt von dem katholischen Pfarrer zu Niederspay den ersten lateinischen Unterricht, dann Aufnahme in die lateinische Jesuitenschule zu Boppard. Der Knabe arbeitete sich mühsam durch harte Behandlung, Entbehrung und Krankheit bis zur obersten Klasse, und ging aus dieser als Alumnus der Jesuiten nach Heidelberg, der Universität von

Kurpfalz, dort Theologie zu ſtudiren. Er war neunzehn Jahr alt, als der Jeſuitenorden aufgehoben wurde; wie weit er dem Orden bereits verpflichtet war, wiſſen wir nicht und ebenſo wenig von ſeinen Gedanken in jenen Jahren. Nur ein charakteriſtiſcher Zug iſt überliefert. Es war Brauch der Jeſuiten, zur Faſtenzeit den Prozeß zwiſchen Jeſus und dem Teufel durch zwei junge Kleriker ſo ausfechten zu laſſen, daß die Beiden in der Kirche gegeneinander als Sachwalter das Intereſſe ihrer Partei vertraten, dabei wurde zur Erbauung einer andächtigen Gemeinde der Teufel in ſeiner greulichen Nichtswürdigkeit deutlich abgeſchildert und durch kräftige Worte glorreich überwunden. Hier war es nun beſondere Freude für Arnold Mathy, den Sachwalter des Teufels zu machen und die dramatiſche Wirkung des heiligen Prozeſſes dadurch in Zweifel zu ſtellen, daß er ſich nicht überwinden ließ, ſondern zum höchſten Ergötzen der Zuhörer ſeinen Gegner durch teufliſche Argumente in Bedrängniß brachte.

Der Aufenthalt in Heidelberg wurde für ihn trotz der Macht, welche die Jeſuitenpartei über die Univerſität behauptete, die große Zeit innerer Befreiung, dort lernte er die deutſchen Dichter der Gegenwart kennen, Bücher proteſtantiſcher Gelehrten, und was für ſeine Zukunft entſcheidend war, die Philoſophie Kants.

Nach den Studienjahren lebte er eine glückliche Zeit als Hofmeiſter im Haus eines Grafen von Helmſtädt. Auch die franzöſiſchen Schriftſteller der Aufklärungszeit, Voltaire und Rouſſeau wurden ihm nahe gerückt und er ſelbſt gewöhnte ſich in den Anſchauungen und Umgangsformen anſpruchsvoller Kreiſe zu verkehren.

Damals erſchien es möglich, daß die katholiche Kirche in Deutſchland von der Gewalt neuer nationalen Ideen ergriffen und durch die Geiſtlichen ſelbſt nach dem Bedürfniß des deutſchen Gemüthes fortgebildet werden würde: Deutſche Kirchenfürſten, welche ſich ſelbſt durch deutſchen und franzöſiſchen Humanismus erhoben fühlten, die Weltgeiſtlichen in heftiger Erbitterung gegen Jeſuiten und Mönchs-

orden; in der deutschen Literatur eine jugendliche Kraft, welcher schwer zu widerstehen war, ein neues Evangelium der Freiheit, der Schönheit und des geistigen Adels durch Dichter und Gelehrte, durch warmherzige Menschenfreunde und einsichtige Staatslenker verkündet. Alle Begeisterung der Jugend, Scharfsinn der Denker und ehrliches Gewissen des Volkes rangen einmüthig gegen die alte unmenschliche Idee der alleinseligmachenden Kirche. Fast ein Menschenalter hindurch schwankte der deutsche Klerus zwischen der Autorität des römischen Papstes und der Autorität der deutschen Cultur, die Muthigsten forderten laut umfassende Reformen, die große Zahl der Vorsichtigen murmelte leise und ließ die Beichtkinder ohne Widerstreben dem Zuge der Zeit folgen, die Wohlmeinenden suchten zu vermitteln zwischen Wissenschaft und Autorität, zwischen modernem Staat und Papstthum. Bis sie zuletzt alle durch das dräuende Antlitz, welches ihnen die restaurirte römische Kirche zuwandte und durch die kläglichе Ohnmacht der weltlichen Regierungen, welche für fürstliches Hausinteresse Hülfe bei Rom suchten, eingeschüchtert, geknechtet oder zum Austritt gezwungen wurden. Seitdem ist die ultramontane Kirche Roms von dem deutschen Geistesleben durch einen Abgrund geschieden, so breit und tief, daß kein Gebet frommer Gläubigen und keine Diplomatenkunst feiger Staatsmänner eine Brücke zu zimmern vermag. Und Viele betrauern, daß innerhalb der katholischen Kirche die Forderungen des deutschen Gewissens für immer zum Schweigen gebracht seien. Die so meinen, mögen sich irren.

Die Jesuiten selbst gaben nach 1773 die Hoffnung auf eine große Restauration niemals auf, sie stellten sich seitdem in der Mehrzahl als Weltgeistliche dar und arbeiteten insgeheim durch andere mönchische Congregationen Einfluß auf die Regierungen, auf die Güter der Kirche und auf die regierende Geistlichkeit, Erzbischöfe und Kardinäle, zu gewinnen. Sie hatten zu ihrer Zeit in Heidelberg die lateinische Schule mit dem Convict geleitet, an der Universität die

theologiſche und juriſtiſche Fakultät beherrſcht, in der philoſophiſchen Einfluß geübt. Nach ihrem Sturz wurde die lateiniſche Schule katholiſchen Weltgeiſtlichen übergeben, welche ſchlecht und recht, mit ehrlichem Willen und unſicherer Vorbildung ihre Pflicht als Lehrer thaten. Aber Kurfürſt Karl Theodor ließ ſich durch frühere Jeſuiten beſtimmen, den geſammten Unterricht an den lateiniſchen Schulen der Pfalz den Lazariſten, einer franzöſiſchen Congregation für innere Miſſion, anzuvertrauen. Die Fremden kamen im Sommer 1782 über die Grenze. In Wahrheit Mönche, und trotz der menſchenfreundlichen Vorſchriften ihres Stifters, des heiligen Vincent de Paul, damals im Dienſt der kriegeriſchen Jeſuiten; die Mitglieder gelobten Armuth, Keuſchheit, Gehorſam und Jugenderziehung, ihre Verfaſſung trug der neuen Zeit nur dadurch Rechnung, daß ſie den Austritt aus dem Orden ein wenig leichter machte als die alten Mönchsregeln. Ohne Freude ſah man in Heidelberg die neuen Jugendlehrer einziehen in weißem ſteifem Halskragen, dem hohen zugeſpitzten Piret und einem langen ſchwarzen Rock, der oben Soutane und unten Mönchskutte war. Da Zahl und Sprachkenntniß der Fremden nicht ausreichte, ſämmtliche Lehrerſtellen zu beſetzen, ſo mußte die Congregation doch eine Anzahl deutſcher Weltgeiſtlicher zu Hülfe nehmen. Unter dieſen war Arnold Mathy. Er trat 1783 als Lehrer in den Karlsconvict, vielleicht deshalb gewählt, weil er Zögling der Jeſuiten geweſen war. Aber die neue Leitung wollte den lateiniſchen Schulen der Pfalz durchaus nicht gedeihen. Franzöſiſche und deutſche Lehrer vertrugen ſich ſchlecht; die Franzoſen wurden bald als lüderliche und höchſt gewiſſenloſe Vorſteher übel beleumdet, ſie unterhielten ärgerliche Verbindungen mit Frauen und Mädchen der Stadt, ſie vergeudeten frevelhaft die guten Stiftsweine von Neuſtadt und Ingelheim, ſie feierten Orgien, ſie flohen plötzlich einmal über die franzöſiſche Grenze mit großen gefüllten Silberkoffern. Uebel ging es auch mit dem Unterricht, die Zucht fehlte und das Wiſſen war kläglich, ihre Prüfun-

gen wurden, wie einst bei den Jesuiten, Spiegelfechtereien mit eingelernten Fragen und Antworten. Hauptsache waren ihnen die theatralischen Vorstellungen der Faschingszeit, womit sie die Laienwelt blendeten, aber bei Proben und Aufführungen wurde Arges verübt, junge Basen wurden in den Convict geschmuggelt und ganze Nächte wurden außerhalb der Clausur durchschwärmt; in einer Fastnacht schweiften Lehrer und Schüler weintrunken in großem Zuge durch die Stadt, der Professor der Philosophie, Zimmermann, damals Lazarist, paukte auf großer Trommel vor. So waren die Wölfe im Schafskleide längst erkannt, als im Jahr 1786 die Universität ihr vierhundertjähriges Jubiläum feierte. Da erwiesen die Fremden aufs Neue unerträglichen Dünkel. Jeder von ihnen wollte zum Doctor der Theologie promovirt sein, und die Fakultät war auch sehr bereitwillig ihnen zu dienen, aber mehre Franzosen waren gar nicht einmal der Ehren, überhaupt im Promotionssaal zu erscheinen, theils wegen Erbärmlichkeit ihres Latein, theils aus angeborener Unordnung. Arnold Mathy, der damals auch Doctor der Theologie wurde, kränkte sich sehr über diesen Schimpf, den die Fremden dem deutschen Gelehrtenstand anthaten. In demselben Jahre starb zu Boppard sein Vater, der grade noch erlebt hatte, den Sohn in der höchsten Gelehrtenwürde seiner Kirche zu sehen. Der Sohn hing mit inniger Liebe an der Heimath, und es ist wohl möglich, daß die Rücksicht auf die Herzenswünsche der Seinen ihn bewogen hatte, bis dahin die Widerwärtigkeiten seiner Stellung duldend zu ertragen.

Als nun gar die französische Revolution ganze Schaaren von Geistlichen über die Grenze trieb, wurden diese von den Lazaristen mit offenen Armen empfangen und recht schamlos im Convict wie in einem großen Gasthofe unterhalten, die Gäste erhielten die Betten der Schüler, auf sie wurde das ganze Kostgeld der Alumnen verwandt, die kranken Schüler wurden in nasse Kammern gelegt, die genesenden wochenlang mit weißen Rüben und Stockfisch genährt, während die

Fremden alles Gute ſchmauſten; die Leichtfertigkeit und Unſitte wurden unerträglich. Den Lazariſten aber erſchienen die deutſchen Lehrer jetzt läſtig und entbehrlich. Die Kritik und wahrſcheinlich die Unbotmäßigkeit der Deutſchen erregte Abneigung und Rachſucht, und mehre unter ihnen ſtanden im Verdacht nicht rechtgläubig zu ſein, denn ſie waren den beſſeren Lehrern der Univerſität eng befreundet. Arnold Mathy zumal war den Franzoſen eine ungemüthliche Erſcheinung. Er war ein ernſter und ſtrenger Mann, von unbeugſamem Wahrheitsſinn und reinen Sitten. Und er war im Geheimen Kantianer. Dieſe Lehre war ihm das beſte Beſitzthum ſeines Lebens, ſie war durch lange Seelenkämpfe, durch herznagende Zweifel erworben, ſie gab ihm feſten Halt und ſtille Ueberlegenheit über ſeine Umgebung; mit Verachtung ſah er auf die geiſtloſen Geſellen, unter denen er lehrte, den gleißenden Schein ihrer Lehre betrachtete er mit einem Widerwillen, den er nicht immer verbergen konnte. Er beſaß eine ungewöhnliche Energie der Sprache, ein klangvolles Organ und viele Neigung zu der Dialektik eines gelehrten Disputs. Aber er hatte als armer Knabe und armer Student ſich lange dem Willen Solcher fügen müſſen, die er mißachtete, er hatte ſelbſt unter Ordenszucht geſtanden und hatte ſchweigend mit geſenktem Haupt, niedergeſchlagenen Augen und eingeknicktem Knie manchen Kirchenbrauch üben müſſen, den er für ſinnlos und unchriſtlich hielt. Er war noch jetzt in der Lage, die Gedanken freier Wiſſenſchaft, die Sprache warmer Empfindung und die zürnende Kritik in Pfaffenweiſe bändigen zu müſſen. In dieſem Daſein der Unfreiheit und erzwungener Vorſicht war ihm ein herbes überlegenes Lächeln gekommen, Freude an ironiſchem Ausdruck des unterdrückten Zorns und eine halb ſtrenge, halb launige Beurtheilung menſchlicher Schwächen, welche in jener Zeit die ſatiriſche hieß und eine ſehr gefürchtete Eigenheit kräftiger Naturen war, wenn ſie gegen den übermächtigen Zwang einer geiſtloſen Umgebung proteſtirten. Dem Satiriker wußten die gekränkten Collegen ſeinen Lehrerberuf durch zahlloſe Nadel-

ſtiche zu verleiden, die er in dem engen Zuſammenleben des Convicts, welches Reizbarkeit und kleinliche Empfindlichkeit obenein ſteigerte, täglich empfand bei Speiſe, Trank und in den geringen Bequemlichkeiten ſeiner Lage. Deshalb ſchied er im Jahr 1789 aus dem Convict, indem er einen Ruf als Pfarrer der katholiſchen Kirche zu Mannheim annahm. Dort machte ihn ſeine Rednergabe zu einem geſuchten und viel beſprochenen Prediger. Freilich wurde auch der Anſtoß, den er der römiſchen Partei gab, weit ruchbarer, und ihr Haß lauter.

Der katholiſche Zeitgenoſſe von Herder und Lafontaine empfand bei der Predigt eines gebildeten Geiſtlichen eine ungewöhnliche Erbauung. Uns wird ſchwer, die Lebhaftigkeit der Gefühle zu verſtehen, welche dem Hörer damals aufgeregt wurden. In der alten Kirche war die Predigt nur in der Faſtenzeit von einiger Bedeutung. Dann ſchrie der Mönch in den hergebrachten Formeln von dem bittern Leiden und Sterben, er erzählte und diſtinguirte, wie dem Erlöſer die Beine gebrochen worden, wie er Blut ſchwitzte, und wie der Schweiß an dem Tüchlein haftete; es war wüſter mittelalterlicher Kram, verletzend für den Geſchmack, ja auch für die ſittlichen Empfindungen des Chriſten, der über Werthers Leiden geweint und Leſſings Nathan mit Staunen geleſen hatte. Der aufgeklärte Prieſter aber gab den Gläubigen an heiliger Stätte die ungewohnte Koſt erhabener Gedanken und neuer Ideen. Denn ſeit die Pflicht des Menſchen gegen den Staat durch die Philoſophie ſo hoch geſtellt und das Wort Bürger zu einem Ehrennamen erhoben war, ſchilderte der Prediger auch Chriſtus als guten Bürger, und er fand wirklich in dem heiligen Leben alle Tugenden, welche der deutſche Zeitgenoſſe am höchſten ſchätzen mußte: Arbeitſamkeit, Wohlthätigkeit, Gehorſam gegen Landesgeſetze, Aufopferung für das allgemeine Beſte, liebevolle Toleranz gegen Andersgläubige, ja ſogar „vernünftiges Streben nach zeitlichen Gütern“. Wenn damals ſolche Lehre von den Lippen eines geachteten Geiſtlichen klangvoll um die Pfeiler der katholiſchen Kirche

ſchwebte, dann ballte der Zelot die Fauſt und ſuchte vor der Kirchthür nach Steinen, um den neuen Baalspriester zu werfen, und gebildete Hörer ſanken einander auf dem Kirchhof in die Arme und weinten heiße Thränen der Rührung und Erhebung über die hohen Gefühle, die ihnen aufgegangen waren. Das war die Empfänglichkeit eines weichen, zartnervigen Geſchlechts, welchem die Sehnſucht nach Kraft, Adel und Schönheit in ſeinem engen Leben wirthſchaftete. Hätte Arnold Mathy ſich nur begnügt in ſolcher Weiſe auf das Gemüth zu wirken, er würde bei ſeiner ungemeinen Rednergabe lange Andere begeiſtert und vielleicht ſelbſt Befriedigung gefunden haben. Aber er war im Grunde ein kampfluſtiger Mann, dem es immer hart angekommen war zu dämpfen was in ihm arbeitete, und er war ein peinlich gewiſſenhafter Mann, der zeither als eine ſchwere Laſt getragen hatte, daß er nicht die volle Wahrheit ſagen durfte. Darum begann er in den Faſtenpredigten der Jahre 1792 und 1793 eine mannhafte Fehde gegen ſeinen alten Clienten, den Teufel, und gegen ſeine alten Quäler, die Mönche mit und ohne Strumpf; und er wies von der Kanzel und durch Druckſchriften zum Entſetzen der Altgläubigen nach, daß der Fliegengott nur eine Erfindung alter und neuer Pfaffen ſei, um die Menſchheit zu knechten, und daß die ganze Möncherei nur dazu diene, die Menſchheit im Aberglauben zu erhalten. Auch das war noch nicht das Aergſte. In ſeinem Eifer gegen die ſchlechten franzöſiſchen Geiſtlichen ſchrieb er ein bedenkliches Buch: Die franzöſiſchen Pädagogen in Deutſchland oder die Geſchichte des Lazarismus in der Pfalz. Bethania, im Verlag des heiligen Lazarus. 1793. Darin ſchilderte er wahrheitsgemäß und ſehr eingehend die ſchlechte Wirthſchaft der fremden Jugenderzieher, ihre Unwiſſenheit, ihre jeſuitiſche Methode, ihre untreue Verwaltung der Stiftungen und portraitirte die einzelnen Charaktere in einer Weiſe, welche für die Getroffenen keineswegs ſchmeichelhaft war. Er verſchwieg zwar ſeinen Namen, aber die genaue Kenntniß des vergeudeten Weins, der

schlechten Kost im Convict, der schnöden Behandlung deutscher Lehrer mußte seine Person den Gegnern so deutlich machen als hätte er sein Bild auf den Titel gesetzt; und obgleich er am Schluß der Einleitung seinem ehrlichen Gewissen die ehrfurchtsvolle Redewendung abnöthigte: „wenn der edle Karl Theodor den Inhalt meines Buches erfährt, dann ist der fürchterliche Koloß des Lazarimus gestürzt, dann ist das Vaterland gerettet" — so erwies sich diese Annahme doch als unbegründet, der Kurfürst stürzte den Koloß nicht, gegen den Schreiber aber fuhr jetzt die ganze Meute der alten Jesuiten und der eingewanderten Pfaffen und machte ihm seine geistliche Stellung durch Hetzereien bei der Regierung und beim Volke unerträglich.

Zu dem äußeren Zwist kam ein innerer. Während er nicht unterlassen konnte, ernste und satirische Ausfälle auf die Gegner zu machen, wurde ihm selbst durch die Gedanken, welche ihm dabei kamen, das gesammte Pfaffenthum und das ganze System der römischen Kirche fremder und feindseliger. Er gab seine Pfarrstelle auf, zog sein Priesterkleid aus und wurde Protestant. — In der großen Bewegung jener Jahre machte solche Wandlung des Einzelnen wenig Aufsehen.

Als Privatlehrer hatte er seine glücklichsten Jahre verlebt, auch an der lateinischen Schule hatte Unterricht und Sorge um die Jugend ihm Selbstgefühl gegeben, jetzt errichtete er um 1800 in Mannheim eine Privatlehranstalt, der er bis 1807 vorstand. In diesem Jahr wurde er von der Landesregierung des neuen Staates Baden als Professor an dem neuerrichteten Lyceum zu Mannheim angestellt, wo er Mathematik und Latein lehrte. Das Jahr vorher hatte der zweiundfunfzigjährige Mann sich mit Anna Mariane Jörg verheirathet, welche ihm fünf Söhne und zwei Töchter gebar. Der älteste Sohn war Karl.

Arnold Mathy lehrte etwa noch neun Jahr am Lyceum, dann ließ er sich wegen Kränklichkeit pensioniren; vielleicht auch deshalb,

weil dem gewissenhaften Mann die neue Lehrmethode und der systematischere Unterricht einer jüngeren Generation unbequem wurde. Ihm selbst war der beste Theil seines Wissens nicht in der Zucht der Schule und dem planvollen Vortrage academischer Lehrer, sondern in den Mannesjahren durch Lesen und Denken gekommen. Es war eine rührende Ehrlichkeit, daß er, der sechzigjährige Mann, seine Schüler in der Mathematik zuweilen selbst zu einem jüngeren Collegen schickte und diesen durch den Mund der Knaben ersuchen ließ, die Lösung einer Aufgabe anzugeben, weil er damit nicht fertig werden könne. Er arbeitete unablässig an sich selbst durch Lectüre und prüfende Beobachtung seiner Gedanken und Thaten, aber es scheint, daß dieselbe Gewissenhaftigkeit ihn als Lehrer einer Klasse zu strenge und zu sorglich in Einzelheiten gemacht, und ihm die beängstigende Empfindung gegeben hat, daß er seine Schüler nicht genug fördere. — Aber auch die letzten zehn Jahre seines Lebens nach seiner Pensionirung gab er emsig Privatunterricht.

Es war sein Schicksal gewesen, auf der Höhe des Mannesalters mit Vielem aus seiner Vergangenheit zu brechen und seinem Gewissen dadurch zu genügen, daß er in scharfer Opposition gegen alte Verhältnisse, die ihm unwahr geworden, einen neuen Kreis von Pflichten suchte; er mußte die Mannesfreude entbehren in diesem neuen Dasein zu einer großen Wirksamkeit zu kommen, die ihn selbst völlig befriedigte. Dafür gab ihm der gute Geist seines Lebens wie zur Entschädigung noch in höherem Alter das deutsche Glück eines eigenen Haushalts, die hingebende Liebe einer guten Frau und das sorglose Lachen der Kinder. Viel Lebenskraft hatte er in dauerlosen Verhältnissen verwendet, aus harten Prüfungen hatte er sich ein gutes Gewissen und den Stolz eines freien Mannes gerettet. Seine Erfahrungen hatten ihn nicht mild gegen die Schwächen Anderer gemacht, aber am strengsten gegen sich selbst, zu der ironischen Betrachtung fremder Verkehrtheiten war ihm bei Gattin und Kindern

auch das Behagen eines deutſchen Hausvaters gekommen, aus dem Widerwillen gegen die franzöſiſchen Abenteurer war ein kräftiger deutſcher Patriotismus erwachſen, in dem Streit gegen die Jeſuiten und Mönche war er zu einem entſchloſſenen Denker geworden, dem höher als alle Autorität ſtand ſich ſelbſt in Wort und Werk Genüge zu thun; ſein Leben war beſcheidene Arbeit geweſen vom Morgen bis zum Abend. Von dieſem Allen ging auf ſeinen Sohn über.

2.

Im Vaterhauſe.

Am 17. März 1807 wurde Karl Friedrich Wilhelm Mathy geboren, die Mutter dachte oft daran, daß der erſte Tag ſeines Lebens ein rauher Sturmtag des kommenden Frühlings geweſen war. Er war ein gar kleines Kind und ließ längere Zeit zweifelhaft, ob er im Erdenlichte ausdauern wolle. Denn er bewies von dem erſten Tage ſeinen Eigenwillen dadurch, daß er laut gegen die herkömmliche Nahrung aller Säuglinge proteſtirte. Und er mußte zuletzt nach dem Rathe eines klugen Arztes wie ein Heldenkind der Sage durch zarte Brühe aus den Schenkeln geopferter Kälber ernährt werden. Dabei erhielt er ſich, er blieb mehre Jahre von Körper ſchwach, doch der Geiſt entwickelte ſchnell zur Freude der Eltern ungewöhnliche Fähigkeiten. Die Mutter Karls, eine warmherzige, verſtändige Frau, weit jünger als der Gatte, hing mit Ehrfurcht und demüthiger Liebe an ihrem Profeſſor. Dieſer war die Sonne des Hauſes

und unumschränkter Gebieter. Ihm war Stolz und Glück, das Beste, was er wußte, lehrhaft in die Seelen seiner Kinder zu senken. Er nöthigte den Sohn schon in dessen früher Kindheit zu ernstem Lernen. Und wie er selbst als Philosoph alle Entbehrungen gering achtete, so gewöhnte er auch die Seinen an Enthaltsamkeit, „je weniger Bedürfnisse, desto freier ist der Mann", pflegte er zu sagen. Der Vater erhielt sein Hauswesen durch angestrengte Thätigkeit, sein Gehalt war selbst nach damaligen Verhältnissen bescheiden, dazu eine Familie, die sich rasch vergrößerte, so gab er neben den Lehrstunden im Lyceum fast den ganzen Tag Privatunterricht. Aber wenn er in die Kinderstube trat und den Kleinen mit der Frage: „wer war heut brav?" die Hand entgegenstreckte, dann ging ihm bei ihren Fragen und Forderungen das Herz auf, er setzte sich unter sie und begann sehr schön zu erzählen, am liebsten die großen Geschichten aus dem Alterthum, aber auch Selbsterfundenes. Wenn die Kinder dann, worauf er eifrig hielt, das Gehörte nacherzählten, dann war der, welcher am genauesten, ausführlichsten und anschaulichsten zu berichten wußte, immer der älteste Knabe Karl. Auch auf Spaziergängen führte der Vater seine Kleinen pädagogisch in die Natur ein, er wies ihnen Thiere und Pflanzen und berichtete herrlich über Himmel und Erde. Sehr früh hat der Sohn sich ein kleines Herbarium angelegt, und schon damals muß der Natursinn erwacht sein, der in ihm immer sehr lebendig war.

In das Stillleben des kleinen Haushalts drang der Kriegslärm der deutschen Kämpfe gegen Napoleon, Karl war sechs Jahre alt, als die Heere der Verbündeten an den Oberrhein stießen; auch in Mannheim nahmen die Durchzüge fremder Truppen kein Ende, und es war zuweilen mehr Einquartirung als man versorgen konnte. Im Hause des Professor Mathy theilte man willig mit, er gehörte zu den Süddeutschen, welche die volle Größe des Kampfes patriotisch empfanden. Mehr als einmal wurde das Mittagessen unberührt vom

Tiſch genommen und den hungernden Soldaten, welche grade eintraten, vorgeſetzt. Auch der kleine Karl hatte ſeinen Theil an der fröhlichen Aufregung, mit welcher die Knaben der Stadt auf die fremden Befreier blickten, deren Sprache ſie nicht verſtanden. Denn — wohl zu merken — die Feinde der Franzoſen, welche in Mannheim raſteten, waren meiſt Ruſſen, und die erſte warme Theilnahme des Knaben an dem Geſchicke der Nation war neugieriges Intereſſe für die Fremden, welche eben noch Feinde des eigenen Landesherrn geweſen waren. Auch der Vater wurde von der militäriſchen Wißbegierde ergriffen. An beiden Ufern des Rheins waren im Winter des Jahres 1813 Schanzen erbaut, die Artillerie der Verbündeten und Franzoſen eröffnete über den Strom ihr Feuer. Da nahm der Vater ſeinen Sohn Karl an der Hand und führte ihn hinaus zum Rhein, damit er ſelbſt ſchaue, wie es beim Kanonenkampf zugehe. Sie waren beide in ſorgloſer Betrachtung des kriegeriſchen Weſens dahin gewandelt, während die Kugeln über ihnen flogen. Da fragte der Kleine: „was iſt das, Vater, das oben in der Luft ſo ziſcht?“ „Das ſind Kugeln, mein Sohn“, entgegnete der Profeſſor bedächtig, fand es aber doch gerathen, den Heimweg anzutreten.

Nicht immer gelang dem Knaben ſo glücklich kriegeriſchen Angriffen zu entgehen. Zwar die erſte Kriegsthat gegen ihn wurde nur von einem Pfau verübt, aber er ſelbſt war damals noch ein ſehr kleiner Kerl; der Pfau flog ihm zornig auf den Rücken und hackte ihm in das Geſicht; der Vater hatte Mühe, das wüthende Thier zu entfernen und der Kleine behielt lange ein Zeichen über den Augen. Dann aber geſchah es, als ruſſiſche Reiterei durch die Straßen Mannheims zog, und Vater und Sohn der Heerfahrt zuſahen, daß beide im Gewühl an eine Mauer gedrängt wurden und Karl von einem Pferde einen ſtarken Hufſchlag gegen die Bruſt erhielt. Der Vater trug den Bewußtloſen auf ſeinen Armen nach Hauſe und der Kleine litt lange an den Folgen des Schlages. Und kurz darauf

ſchleuderte ihm ein anderer Knabe eine Kartätſchenkugel, welche als Kriegsbeute aus dem Boden gegraben war, gegen die Stirn. Die Verletzung war gefährlich und eine ſchmerzhafte Operation nöthig. Während die Aerzte mit Meſſer und Sonde an dem Kopf des Knaben beſchäftigt waren, lag die Mutter in der Küche auf den Knien, der tapfere Karl gab keinen Schmerzenslaut von ſich. Die Wunde heilte glücklich, aber dieſe Narbe auf der Stirn hat ſich nie ganz verloren.

Als älteſtes Kind im Hauſe wurde Karl bald der beſcheidene Vertraute bei Gedanken und Sorgen der Eltern, denn es iſt das Vorrecht des erſten Kindes, daß es den Eltern am rührendſten die eigene Kinderzeit lebendig macht und die Poeſie der Ehe am reichlichſten ſpendet, und es empfängt darum als Ausſtattung wieder den völligſten Antheil an den Gedanken der Eltern. Auch Karl erhielt früh das feine Verſtändniß für Stimmungen und Gemüth ſeiner Umgebung, den ſorglichen Familienſinn, der alle Angehörigen bedenkt, und eine ernſte Bedächtigkeit, welche ihn zum erziehenden Helfer der jüngeren Geſchwiſter machte. Er hatte ein liebevolles Herz, ſorgte mehr um die Anderen als um ſich ſelbſt, er ſchenkte gern ſein Spielzeug und Vesperbrot an die, welche ſehnſüchtig darauf ſahen. Und als er einſt mit dem Vater einen andern Profeſſor des Lyceums beſuchte, dieſer ſich an den treffenden Antworten des Kindes erfreute und ihm zuletzt einen ſchönen Apfel gab, da nahm Karl den Apfel, betrachtete ihn mit ſtrahlenden Augen und ſprach: „Ja, danke, aber der iſt für meine Schweſter Auguſte.“ „Ha“, rief der Freund, „du mußt doch auch einen haben.“ Karl nahm auch den zweiten Apfel und ſprach wieder bedächtig: „Ja, der iſt für meinen Bruder Adolph.“ Und erſt als die Geſchwiſter ſämmtlich verſorgt waren, behielt er eine erfreuliche Frucht für ſich.

Von dem Vater überkam der Knabe die Gewohnheit in früher Morgenſtunde an die Arbeit zu gehen, einen regelmäßigen dauer-

haften Fleiß und ſaubere Ordnung in Büchern und Heften. Er allein von ſeinen Geſchwiſtern wurde ſchon mit jungen Jahren in die Geheimniſſe des Schachſpiels eingeführt, das der Vater ſehr liebte. Und wenn der Knabe dem alten Herrn ſinnend gegenüberſaß und die Figuren richtig ſetzte, dann ſtanden die jüngeren Geſchwiſter ſchweigend mit großen Augen daneben und betrachteten achtungsvoll den Bruder, welcher dem Vater die Bauern wegzunehmen wagte.

Es war natürlich, daß Karl am meiſten von den großen Ideen des Vaters und von ſeinen Lieblingsgedanken aufnahm. Denn auch Eltern lernen erſt allmälig mit den jungen Seelen ihrer Kinder ſchonend und in unſchuldiger Diplomatie verkehren. Manch kühnes Wort des Vaters über die Macht des Himmels und die Mächte der Erde fiel zündend in die Seele des Knaben, helle Strahlen der Kantiſchen Philoſophie und ſcharfe Urtheile über die Thorheiten irdiſcher Machthaber, und dergleichen vertrauliche Bekenntniſſe richteten frühzeitig die Gedanken des Sohnes.

Als Karl elf Jahre alt war, machte ihn der Vater zu ſeinem Gefährten auf einer Reiſe nach der Heimath bei Boppard. Das war ein großes Ereigniß, es war eine Reiſe zu Fuß und Schiff. Der Knabe zog an der Seite des Vaters mit kleiner Reiſetaſche durch die ſchöne Landſchaft den Rhein thalab bis Coblenz. Nach der Rückkehr ſchilderte er in einem Aufſatz genau und poetiſch was er geſehen: die Schieferberge mit ſpitzen Zacken, grauenvolle Wälder und luſtige Weinberge, die ſich dem Blick des erſtaunenden Wanderers darſtellen, die mächtigen Burgruinen, darunter die furchtbar hervorſchimmernde Burg des Ritter Brömſer von Rüdesheim, und dahinter den Mäuſethurm, den er als hohlen Zahn im Rachen der Zeit auffaßt, und den fürchterlich rauſchenden Schlund des berühmten Binger Loch's. Auch den Stellen, an denen ruhmvoller Rheinwein wächſt, gönnte er bereits freundliche Beachtung, und daneben den Steinen mit Muſchelabdrücken, die er ſich mitbrachte. Daran fügt

er die begeisterte Beschreibung eines Hammerwerks, welcher man wohl anmerkt, daß er seinen Schiller gelesen hat, und er endigt fröhlich: „wir kehrten zurück, erfahrener als vorher, und anstaunend die Trümmer der Vorwelt."

Seit seinem achten Jahre besuchte Karl das Lyceum zu Mannheim. Er wurde 1813 in die dritte Klasse aufgenommen und erwies seine ungewöhnliche Begabung dadurch, daß er den zweijährigen Cursus der Klasse in einem Jahre vollendete. Auch in den oberen Klassen blieb er seinen Mitschülern überlegen, besonders beim Uebersetzen und Erklären der Klassiker. Im Verkehr mit den Lehrern zeigte sich hier zuweilen eine Eigenheit seines Wesens, die ihm noch in späteren Jahren Feindschaft aufregte und erst im Mannesalter durch größere Milde und Selbstbeherrschung völlig gebändigt wurde. Es war ein angeerbter Zug. Wo er vertraute und ehrte, war er stets bereit sich unterzuordnen, wo ihn aber Unsicherheit im Können oder gar sittliche Verkehrheit verletzte, da wurde sein Wesen scharf, schneidend, rücksichtslos, und auf sein junges Antlitz trat der satirische Zug seines Vaters. Dann war schwer mit ihm auszukommen. Wenn er der Ansicht war, daß ein schwacher Lehrer eine lateinische Stelle falsch erklärt hatte, dann wies er mit einem herben Lächeln auf das Buch und begann: „ich meine, Herr Professor, dies könnte man auch so verstehen." Er hatte in der Regel Recht, aber die fatale ironische Art bewirkte, daß fast bei jeder Conferenz der eine oder andere Lehrer sich klagend ausließ, Karl Mathy sei zwar der erste, aber seinem Verhalten fehle die gebührende Pietät gegen Ehrwürdiges. Auch mit dem Director des Lyceums, Hofrath Weikum, gerieth er oft in Streit, der aber immer in Anerkennung endete, und Weikum vertheidigte ihn gegen die anderen Lehrer und sagte begütigend: „Es ist Geistern, die etwas werden, eigen, daß sie Skeptiker werden; so war der Vater, so ist grade der Jung, er glaubt auch nix und macht sich über seine Lehrer lustig, darum wird er doch

etwas Ordentliches." — Derſelbe ſatiriſche Erbmangel an Pietät verleitete den Primaner ſogar, mit mehren Kameraden bei den Kapuzinern eine Meſſe für einen leidenden Mitbruder zu beſtellen. Karl machte den Sprecher und überreichte dem Pater Kapuziner demüthig das übliche Geld. Der Pater war rüſtig die Bezahlung von den Knaben zu nehmen und verhieß gute Förderung. Leider beſtand das Unglück des Mitbruders nur darin, daß ihm das landesübliche Getränk nicht munden wollte.

Als auffälliger Beweis ſeiner Oppoſition gegen Ehrwürdiges wurden auch die beiden öffentlichen Reden betrachtet, welche er im letzten Jahr und bei ſeinem Abgange zur Univerſität nach ſelbſtgewähltem Thema hielt, eine lateiniſche, „Lob des Hannibal", in welcher er die Vaterlandsliebe und ſittliche Größe des Puniers feurig gegenüber der römiſchen Staatskunſt erhob, und die andere deutſche, welche großes Aufſehen machte und von einzelnen Stimmen im Lehrercollegium für beleidigend erklärt wurde: „Lob der Dummheit". In ihr iſt zwar die Anlehnung an Erasmus unverkennbar, aber die Zuſtände, welche er ſchildert, ſind moderne, und die charakteriſirenden Züge eigene Erfindung.

Weit anders ſtand er zu ſeinen Mitſchülern, er war unter ihnen ernſthaft, ſtets geſammelt, aber immer ein guter Kamerad und zu jedem mühevollen Dienſte erbötig. Der Primanerſtolz fehlte ihm ganz, es war ihm beſondere Freude an Ausflügen mit den Kleineren Theil zu nehmen, für die er wie ein Bruder oder Lehrer ſorgte. Von einem jüngeren Lehrer des Lyceums wurde damals in der Stille Turnunterricht ertheilt, Karl war eifrig dabei und half auch hier dem Lehrer die Riegen der Kleinen in Ordnung zu halten. In allen männlichen Körperübungen war er geübt, ein ausdauernder und kühner Schwimmer, ein vortrefflicher Schlittſchuhläufer. Nur tanzen mochte er nie, das, meinte er ſchon als Jüngling, ſollte man den Wilden überlaſſen. Dagegen ſang er richtig und mit guter

Stimme Volkslieder und Freiheitslieder, war auch beim Abiturientencommers Präses und Vorsänger.

Vierzehn Jahr alt, begann er selbst Privatunterricht zu geben, er hatte stets einige Schüler und verdiente sich damit ein stattliches Taschengeld, das er nützlich verwandte. Er nahm z. B. mit zwei Altersgenossen bei einem Engländer Unterricht im Englischen und machte rasche Fortschritte. Das war damals im Binnenland etwas Seltenes, ihm blieb es ein werthvoller Erwerb und er übte sich noch in späterer Zeit darin.

Unter den Schülern, die er selbst hatte, war auch ein badischer Dragoner. Dieser, ein großer, starker Mann, trat eines Tages vor Karl, stellte sich stramm auf, die Hand an der Mütze und sprach: „Verzeihen Sie, Herr Mathy, daß ich so dumm bin, aber ich kann nit lese un nit schreibe, un da wollt ich Ihne gebitt' habe, ob Sie michs nit lehren wollte. Ich will Sie dafür reiten lehren." Zum Reiten hatte Karl keine Zeit, er unternahm es erst später in Karlsruhe, der Dragoner aber wurde sein gelehriger Schüler, lernte ganz gut lesen, schreiben und rechnen, wurde später Diener des Lyceums zu Mannheim, blieb das über vierzig Jahre und bewahrte bis zu seinem Tode dem jungen Lehrer ein dankbares Andenken.

Karl war siebzehn und ein halbes Jahr alt, als er — im Herbst 1824 — auf die Universität Heidelberg abging. Gern hätte der Vater seinen Sohn zu einem gelehrten Schulmann gemacht, aber der Sohn hatte keine Lust dazu. Das stille Denken und das kritische Beurtheilen schlechter Wirklichkeit war nicht mehr die vorherrschende Richtung unter den Gebildeten, seit den Freiheitskriegen arbeitete in dem jüngeren Geschlechte das Begehren nach einem großen und freien Staat, und die poetischen Traumbilder zogen aus den Verbindungen der Universitäten bis herab in die oberen Klassen der Gymnasien. Nicht umsonst hatte der Jüngling die neuen Lieder von Freiheit und

von Vaterland geſungen. Er entſchied ſich für das Studium der Staatswiſſenſchaft und der Vater gab dem Sohne ohne Widerſtreben nach.

3.

Auf der Univerſität.

Der Gruß, welchen die Muſenſtadt am Neckar dem neuen Studenten entgegentrug, war unfreundlich, und lange wiederholte ſich in ſeinem Leben, daß der Eintritt in neue Verhältniſſe ihm unerwartetes Leid ſchuf. Er hatte ein einfaches Zimmer zu ebener Erde, nah am Fluß, gemiethet. Kaum war er eingerichtet, als der Neckar anſchwoll und den Stadttheil, in welchem er wohnte, bis über das Erdgeſchoß unter Waſſer ſetzte. Das Unglück brach plötzlich bei Nacht herein, Verwirrung und Noth waren groß, er wagte ſein Leben um ſeine und ſeiner Hauswirthe Sachen zu retten. Als ſich die Fluth verlief, bezog er ein Zimmer im oberen Stock deſſelben Hauſes, das er bis zum Ende ſeiner Studienzeit bewohnte.

Der unbehülfliche Name Kameralia bezeichnete ſeit dem vorigen Jahrhundert den Kreis von Lehrgegenſtänden, deren Erwerb auf deutſchen Univerſitäten einem jungen Manne nöthig war, wenn er als Beamter in der Kammer des fürſtlichen Staates, d. h. bei der Regierung und Verwaltung, eine höhere Wirkſamkeit gewinnen wollte. Seitdem iſt der alte Name faſt außer Gebrauch gekommen, das Gebiet des Wiſſens, welches damals den Regierungsbeamten formte, iſt jetzt durch die Fortſchritte unſerer Cultur ſehr erweitert.

Wie einſt das Intereſſe des fürſtlichen Status, ſo ſind jetzt die praktiſchen Intereſſen der Nation das Band, welches Beobachtungen, die dem Verkehrsleben der Gegenwart entnommen ſind, Kenntniſſe aus ſehr verſchiedenen Gebieten der Mathematik und Naturwiſſenſchaft und Kunde des Rechts zu einem Syſtem von Lehren zuſammenſchließt. Dieſer Kreis von Kenntniſſen konnte damals nicht auf allen Univerſitäten mit gleicher Reichlichkeit erworben werden — am wenigſten waren die preußiſchen darauf eingerichtet. Am meiſten hatte, wie Hannover in Göttingen, ſo Baden in Heidelberg dafür geſorgt, in Baden war dieſe Beamtenbildung beſonders angeſehen, ſie eröffnete dem Candidaten die beſte Ausſicht für den Staatsdienſt.

Mathy hörte Landwirthſchaft, Nationalökonomie, Technologie, Finanz- und Handelswiſſenſchaft, ſämmtlich bei ſeinem verehrten Lehrer Rau, Mineralogie und Bergbau bei Leonhard, Botanik bei Dierbach, Phyſik bei Muncke, Mathematik bei Schweins und Nokk, Forſtwirthſchaft bei Bronn, Kameral-Chemie bei Preſtinari, alte Geſchichte bei Mone, Inſtitutionen bei Guyet, Staatsrecht bei Mohrſtedt, Privatrecht bei Mittermaier. Er beſuchte die Vorleſungen regelmäßig und folgte ihnen die Feder in der Hand. Er gewöhnte ſich auch, wiſſenſchaftliche Werke, die er für ſich durchnahm, ihrem Inhalt nach auszuziehen. Er that dies oft deshalb, weil ihm die Anſchaffung eines neuen Buches nicht leicht wurde und er blieb dieſem Brauch bis in ſpäte Zeit treu. Durch dies fleißige und regelmäßige Eingehen in die Geiſtesarbeit des Lehrenden erwarb er die ausgezeichnete Leichtigkeit im Zuſammenfaſſen fremder Gedanken, welche ihn ſpäter als Journaliſten zu einem niemals übertroffenen Reporter von Kammerverhandlungen machte und als Berichterſtatter auf der Tribüne zu einem beſonders klaren Disponenten der verſchiedenen Auffaſſungen. Seinem Stil und ſeiner Sprechweiſe wurde dadurch die gedrungene, gedankenvolle, ſchmuckloſe Einfachheit, Klar-

heit und Kürze gefördert, Eigenheiten, welche allerdings aus dem tiefsten Grunde seines Charakters erwachsen sind.

Er wurde natürlich Burschenschafter. Die Burschenschaft zu Heidelberg war damals ein stattlicher Verein, welcher in seiner engern Verbindung etwa vierzig Mitglieder, zu seinen Renoncen einige hundert Mann zählte. Nur die Mitglieder des engeren Bundes trugen das schwarz-roth-goldne Band auf der Brust, einen verpönten Schmuck, den der Pedell zur Bestrafung anzeigte, wenn er nicht vorzog einem wohlgelittenen Manne in's Ohr zu raunen: „Knöpfen Sie die Weste zu, sonst muß ich Sie abfassen." Zwischen der engeren Verbindung und den Renoncen schlichtete ein Ehrengericht und verhinderte in der Regel die Duelle, dagegen gab es mit den Corps der Landsmannschaften starken Zusammenstoß, seltener mit den „Westphalen", aber häufig und gern mit den „Saxo-Borussen". In diese letzte Genossenschaft traten gern die Preußen, darunter viele vom Adel, ihr wurde ein abschließender und hochmüthiger Junkersinn vorgeworfen, und nicht in Heidelberg allein; denn auf den meisten Universitäten standen Burschenschafter und Borussen in erbittertem Gegensatz, während Oesterreicher auch in Süddeutschland als Landsmannschaft nicht vorhanden waren. Und man thut dem politischen Urtheil vieler Vorkämpfer des Liberalismus kein Unrecht, wenn man ihre Abneigung gegen preußisches Wesen aus ihrem Studentenzorn gegen die Borussen ihrer Universität erklärt und achtungsvoll behauptet, daß sie noch in späten Mannesjahren den alten Burschenkampf für Schwarz-roth-gold gegen Schwarz-roth-weiß fortsetzten. Nicht nur zu Frankfurt in der Paulskirche kämpften alte Studentenerinnerungen gegen einander, noch heut vermag manches treue Burschenschafterherz den Schmerz nicht zu überwinden, daß ein gewaltthätiger Borusse sein schwarz-roth-weißes Corpsband zur Flagge des norddeutschen Bundes gemacht hat.

Die Burschenschaft zu Heidelberg trank und focht für das Glau-

bensbekenntniß: wir sind Deutsche, nicht Preußen, nicht Westphalen, nicht Rheinländer. Sie war in den Anforderungen, welche sie an die Sittlichkeit ihrer Mitglieder stellte, ein wenig strenger als andere Verbindungen, sie gab weniger auf Tapferkeit beim Becher, schätzte die alte Renommisterei gering und legte auf Virtuosität im Gebrauch der Hiebwaffen nicht ganz so hohen Werth als ihre Feinde, aber sie war doch stolz darauf, die tüchtigsten Schläger zu besitzen. Sie hatte außer dem Fechtboden auch einen eigenen Turnplatz auf der Hirschgasse, wo die Renoncen sich mit Eifer und Lust übten. Es war im Ganzen in der Gesellschaft ein harmloses, fröhliches Treiben, nicht gar zu gedankenlos und trotz leichtem Sinn nicht grade lüderlich. — Nur wenige Verbindungsgenossen Mathy's jener Jahre sind noch unter den Lebenden, unter diesen die Holsteiner Beseler und Franke, und Jacob Venedey.

Mathy wurde Mitglied des engeren Bundes, wenn die Sage nicht falsch berichtet, sogar einmal Sprecher, er war ein treuer Parteimann, welcher für ein freies und machtvolles Deutschland glühte. An den Trinkabenden erwies er sich beim Becher und Gesange gebührlich und fest, in ernstem Studentenstreit als ein tapferer Bursch und guter Schläger. Auf der Mensur war er ohne Prätension, ruhig, sicher, er schlug am liebsten links und theilte stets mehr Hiebe aus als er empfing. Als 28 Jahr später sein eigener Sohn Karl zu Heidelberg in derselben Verbindung war, riefen diesen seine Freunde zur Durchsicht des Buches, in welches seit früheren Studentengeschlechtern die Duelle eingezeichnet wurden, und wiesen ihm, daß sein Vater unter anderm an einem Morgen zweimal auf Mensur gestanden hatte. Und als der Sohn dies dem Vater berichtete, mußte dieser sagen: ich werde den Vätern schreiben, sie sollen sich hüten, ihre Söhne auf dieselbe Universität zu schicken, wo sie ihre Streiche gemacht haben.

Eines seiner Duelle wurde auch außerhalb der akademischen Welt angelegentlich besprochen. Gegner war Commilito Benedict

Bode, Veranlaſſung irgend etwas von höherer Weiblichkeit, Forderung auf krumme Säbel, losgegangen wurde während der Ferien auf der Wieſe beim Lindenhof zu Mannheim, leider wegen der Entfernung von der Muſenſtadt ohne zuverläſſigen Paukarzt. Mathy hatte das Unglück ſeinem Gegner die Naſe quer ſo durchzuhauen, daß ſie gänzlich herunterhing und nur an den beiden Flügeln ein wenig haftete. Da dieſer Hieb dem Antlitz des Getroffenen ein recht ſcheuſäliges Anſehen zu geben pflegt, verloren die Secundanten und Zeugen, worunter ein Offizier war, den Kopf und verſchwanden und Mathy ſelbſt führte tiefbetrübt ſeinen Gegner nach dem Lindenhof: „Es thut mir ſehr leid," ſagte er auf dem Wege, „du haſt es aber ſo gewollt." „„Laß gut ſein,"" antwortete Bode in teutoniſcher Gemüthlichkeit tröſtend, „„jetzt habe ich doch erlebt, was keinem Menſchen zu Theil wird, ich habe durch meine eigene Naſe geſehen.""" In dem Lindenhof ſtießen die Kämpfer auf eine Geſellſchaft Damen, welche laut ſchreiend wie eine Schaar Vögel auseinander flog, als ſie den blutigen Mann erblickten, der ſich angelegentlich bemühte ſeine Naſe feſtzuhalten. Da Mathy nach der Stadt eilte um einen Wagen zu holen, begegnete er dem Polizeiamtmann, der hinausfuhr: „Wiſſen Sie ſchon," rief ihm dieſer grüßend zu, „daß dem jungen Bode die Naſe abgehauen iſt?" Mathy beeilte ſich nach Heidelberg unter den Schutz der akademiſchen Gerichtsbarkeit zu kommen, welche in ſolchen Fällen ihr Gutes hat. Das Ende war, daß dem Gegner die Naſe ſauber angenäht wurde und mit wenig veränderten Contouren wieder anwuchs und daß beide zuſammen im Carcer ſaßen, Mathy vier volle Wochen.

Dennoch fehlte dem geachteten Schläger nach der Meinung manches luſtigen Geſellen der rechte ſtudentiſche Aufſchwung. Selten war er Theilnehmer an toller Fahrt in die Umgegend, er ſtand in größerer Geſellſchaft ſchweigſam und zurückhaltend, was ihn ärgerte, wies er nach ſeiner Weiſe mit ſchneidender Schärfe ab, nicht nur an ſeinen Altersgenoſſen, auch gegen akademiſche Lehrer. Er war an

Hofrath Schweins, Professor der Mathematik, empfohlen und von diesem gut aufgenommen worden. Eines Tages ging Schweins mit seinen Studenten in's Freie, um eine Gegend zu vermessen. Mathy sollte zum erstenmal das Instrument aufstellen und richten. Als er damit nicht sogleich zu Stande kam, bemerkte Professor Schweins spöttisch: „Sie haben auch noch keinen Hasen geschossen!" Ohne sich zu besinnen, erwiederte Mathy: „Wenigstens noch nicht so viele Hasen, wie gewisse Leute Böcke," wandte sich ab und ging nach Hause, um das Colleg des Professors nie wieder zu besuchen. Dergleichen kurze Abfertigungen bewirkten, daß er zuweilen Scheu erregte. Auch sein Aeußeres war nicht ganz studentisch; die lustigen Moden, Schnurrock und Kanone, bunte Mütze und verzierte Pfeife trug er nicht — er hat auch später dem Tabak nur in seiner Dose Zugang verstattet. In seinem einfachen Röcklein und dem untersetzten Wesen glich er schon damals einem jungen Beamten. Man wußte auch, daß er weit fleißiger war als die Anderen und die Tagesstunden in regelmäßiger Eintheilung verwerthete.

Sein Herz öffnete er nur Wenigen, diesen war er ein zuverlässiger Freund, um Jüngere und Schwächere mit der ernsten Zärtlichkeit eines älteren Bruders bemüht. Für Jemand, den er gern hatte, war er zu jedem Wagniß bereit. An einem Sonntag Vormittag im März ging er mit einem Freunde auf dem Rheindamm spazieren. Der Andere hatte einen schönen braunen Jagdhund, den er einen Stock aus den hohen Fluthen des Rheins apportiren ließ. Als der Hund abermals dem Stock nachspringen mußte, erfaßte ihn der Strom und riß ihn fort. Sein Herr lief am Ufer, jammerte und rang die Hände, Karl besann sich keinen Augenblick, warf den Mantel ab, sprang in den Rhein und schwamm dem Thier nach. Erst nach starker Anstrengung gelang es ihm, sein eigenes und des Hundes Leben zu retten. Zum Glücke hatte das kalte Bad keine schlimmen Folgen.

Vor anderen guten Gesellen war ihm Valentin Stromeyer lieb,

ein reichbegabter Jüngling von edler Anlage, aber zarter Gesundheit, der kurz darauf an einer Brustkrankheit starb. Ihn führte er mit Anderen gern die vier Wegstunden nach Mannheim zu seiner Familie. Dort war der Hausherr geschieden. Als Mathy ein Jahr in Heidelberg studirte, wurde ihm der Schmerz den Vater durch den Tod zu verlieren. Dieses Unglück mußte ihn wohl fester und ernster machen, als die Kameraden. Denn er stand jetzt als der Berather und die Stütze in seiner Familie, mit achtzehn Jahren hatte er alle Pflichten eines Mannes für das Haus der Seinen und sich selbst zu übernehmen. Und das that er getreulich, er wurde der Stolz seiner Mutter, der Vertraute seiner Geschwister und der Erzieher seiner jüngeren Brüder. In den Jahren, wo sonst der studirende Jüngling die Mittel für seinen Unterhalt von Anderen erhält, war er bereits in der Hauptsache auf eigene Arbeit angewiesen. Er gab viele Stunden, regelmäßig und als etwas, das sich von selbst versteht. Auch dadurch gewöhnte er sich an Selbstbeherrschung, er lernte sich Genuß versagen und den erlaubten Genuß schätzen, und er erhielt früh eine selbstvertrauende Sicherheit, die ihm leicht machte neue Verhältnisse einzugehen.

Nach zwei und einem halben Jahre hatte Mathy nach damaligem Brauch seine Studien beendigt, jetzt stand er vor dem Uebergang in die Arbeit des Geschäftslebens. Die Beschränkung, welche jedem tüchtigen Studenten an diesem Wendepunkte nöthig ist, wurde einem Burschenschafter des Jahres 1827, der in den Staatsdienst treten sollte, zu einem harten Kampf. Die Ideen von Freiheit und Manneswürde, von einem großen Deutschland und dem Stolz eines Bürgers, der mit sicherem Herrengefühl auf der Erde steht, waren damals nur Träume schwärmender Jugend. Was er als Beamter werden konnte, ein kleiner Tyrann eines kleinen Staates, der vom Aktentisch die Unterthanen des Landesherrn in Gehorsam hielt, das erschien seinem wahrhaften Sinn als ein Unrecht gegen

sich selbst und gegen Andere, und er bäumte dagegen auf mit aller Energie eines feurigen und gestählten Willens. Sein Leben hinzugeben für das Glück eines Volkes, die Idee politischer Freiheit da zu vertreten, wo sie in Europa noch eine Stätte hatte, erschien ihm als die edlere Pflicht. Er spähte in die Ferne; dort weit im Osten rang ein Christenvolk von edlem Namen im Heldenkampf gegen scheußliche Paschawirthschaft, was die Zeitungen kündeten, was die Dichter sangen, wofür Wohlhabende aus ganz Europa Geld und gute Wünsche steuerten, das war die glorreiche Sache, der er sein junges Leben widmen mußte. Dort konnte er nützlich werden, mit den Waffen, bei der Gesetzgebung und Verwaltung, in der Lehre des neuen Staates. Die Wildheit, die entsetzliche Verwüstung, die Gefahr, sie grade lockten den muthigen Jüngling. Und wenn er an seine eigene Zukunft als badischer Beamter dachte, wurde ihm noch aus anderen Gründen das Herz schwer, er war völlig ohne Vermögen, er hatte bis jetzt durch Privatstunden, die er gab, sich eine bescheidene Existenz gesichert, das mußte er als junger Beamter neben seinen Dienstarbeiten unter weit schwereren Verhältnissen Jahre hinaus fortsetzen; und er sah überall in seiner Nähe, wie klein und dürftig das Leben war, welches den Staatsdiener in den Unterämtern umschloß.

Es war charakteristisch, wie er seinen Plan durchzuführen suchte. Er barg den Vorsatz im stillen Herzen, sogar vor jedem Mitglied seiner Familie, blieb das ganze Jahr in Heidelberg und gab dort Unterricht, um sich Geld für die Reise zu sammeln. Dann ging er zur Mutter und den Geschwistern nach Mannheim und theilte ihnen seine Absicht mit, einen Ausflug nach Paris zu machen. Dort hatte er einen Freund, Junghans, welcher als junger Arzt unter Gall in den Hospitälern beschäftigt war.

Am 4. Mai 1828 reiste er von Mannheim ab, kam am 13. Mai in Paris an und ging sogleich zu seinem Freunde, der den

Brief, worin Mathy seine Ankunft meldete, noch gar nicht erhalten hatte. Erfreut fiel ihm der ehrliche Kamerad um den Hals, nahm ihn in seiner kleinen Wohnung auf und war eifrig ihm die Merkwürdigkeiten der großen Stadt zu zeigen.

Den 22. Mai wandte sich Mathy schriftlich an den Grafen Eugen Harcourt vom griechischen Comité. Er bezog sich auf einen Brief des Präsidenten Capo d'Istrias an Eynard, den die Blätter wenige Tage vorher abgedruckt hatten, in welchem der Wunsch nach jungen Männern von Ehre und sittlicher Haltung ausgesprochen wurde, deren Tüchtigkeit helfen könnte, Ordnung in die Verwaltung zu bringen. Mathy gab kurzen Bericht von seinem Leben und seinen Studien und fuhr fort: „ich würde in den Dienst meines Landes treten, aber im Alter von einundzwanzig Jahren ist man nicht eilig, die theuren Ideen der Freiheit unter das Joch einer so willkürlichen Verwaltung zu beugen als die unsere ist, und ich hege starken Widerwillen gegen die mechanische Arbeit in alten Formen welche dem Geist eine unübersteigliche Schranke setzen und seine freie Entwickelung hindern. Dagegen welch' weite Laufbahn für Thätigkeit und Muth in einer Nation, die sich wie ein Phönix aus der Asche erhebt. Sie, Herr Graf, bitte ich mein Führer zu sein, Sie kennen Griechenland und widmen ihm heiliges Interesse. Ich bin jung, kräftig, in den Waffen geübt, möge das Comité mich und meine Angaben prüfen und mir dann die Mittel gewähren, nach Griechenland zu reisen. Persönliche Auskunft über mich vermag ein Mitglied der badischen Gesandtschaft" — das er nannte — „zu geben."

Der deutsche Student hatte in den engen Kreisen seiner Heimath nicht erkannt, daß die griechische Sache bereits aus der poetischen Luft des Philhelleneneifers in den Salon europäischer Diplomatie versetzt war. Das schrieb ihm Graf Harcourt am 25. Mai: „Seit mehren Jahren hat das griechische Comité viele Männer nach Griechenland geschickt, beinahe immer ohne Erfolg. Der größte

Theil, obgleich durch sehr edle Empfindungen getrieben, hoffte dort eine glänzende Laufbahn und Existenzmittel zu finden; in dem armen Land mit so geringen Hülfsquellen sind fast alle getäuscht worden und haben dem Comité den Vorwurf gemacht, sie hintergangen zu haben. Deshalb hat sich das Comité darauf beschränkt, dem Land Hülfsmittel zu schaffen, aber keine Menschen hinzuleiten. Ferner sind jetzt die Verhältnisse schwierig geworden, die Kabinette haben sich in die griechische Angelegenheit gemischt, die Thätigkeit des Comité's ist nicht mehr maßgebend. Ihren hochherzigen Empfindungen lasse ich alle Gerechtigkeit widerfahren, aber ich muß Ihnen offen erklären, das Comité würde Sie gern Herrn Capo d'Istrias empfehlen, aber es hat sich zum Gesetz gemacht, Niemand mehr in seinem Namen zu senden."

So schnell war Mathy nicht abzuweisen. Er bat am folgenden Tage zum zweitenmal: „Mich treibt nicht Ehrgeiz, nicht der Wunsch nach gesicherter Stellung; diese Laufbahn bot mir mein Vaterland, ich habe darauf verzichtet. Mir ist immer würdiger erschienen für das öffentliche Wohl zu arbeiten, als für solche, die nur leere Ambition haben; mein Ehrgeiz wäre, zum Glück des griechischen Volks beizutragen. Wenn das Comité mich nicht in seinem Namen senden will, so bitte ich doch die mir gütig zugesagte Empfehlung an den Grafen Capo d'Istrias zu geben."

Darauf schrieb der Graf wieder: „Ich bin gern bereit Ihnen einen Empfehlungsbrief an den Präsidenten von Griechenland zu geben, aber das Gesuch ist an das Comité zu richten in einer Eingabe, welche Ihre Personalien und Wünsche genau darlegt."

Sofort stellte Mathy dem Comité dies Gesuch und fügte — am 30. Mai — nach dem Bericht über seine Person hinzu: „Nichts hindert mich in meine Heimath zurückzukehren; ich möchte aber lieber in einem Land arbeiten, in welchem neue Cultur zu schaffen ist, als in ausgetretenen Gleisen dahin wandeln. Auf mein persönliches

Wohlbehagen habe ich fast ganz verzichtet, ich habe es immer nur als eine Zugabe, nicht als Ziel meiner Arbeit betrachtet. Ein Brie des Grafen Harcourt nimmt mir die Aussicht, die Mittel zur Reise durch das Comité zu erhalten, ich werde sie mir also anderweitig zu verschaffen suchen, bitte aber um eine Empfehlung. Nur die offenbare Unmöglichkeit würde mich zwingen auf meinen Plan zu verzichten."

Der Entscheid ließ lange auf sich warten. Unterdeß machte Mathy seiner Familie einige Andeutungen über den Plan, und das stille Traumbild trat ihm in die scharfe Beleuchtung, welche das Tagesleben von Paris darauf warf; wahrscheinlich bewirkten die Nachrichten, welche er in der großen Stadt von den griechischen Zuständen erhielt, und verständiges Einreden seiner Freunde, daß ihm selbst ernste Bedenken gegen die Hellenenfahrt kamen. Als endlich am 8. Juli ein Brief des Grafen Harcourt benachrichtigte, das Comité glaube ihm eine Empfehlung an den Präsidenten Capo d'Istrias verweigern zu müssen, da barg er die Empfindungen, welche ihm diese Entscheidung erregte, still in sich und beschloß sofort nach Hause zurückzukehren, zumal auch noch seine Mutter ihn durch einen flehenden Brief in die Heimath rief und nicht verfehlte beizufügen, in Mannheim erzähle man sich, daß der gelehrte Student aus Sorge vor der Staatsprüfung weggegangen sei. In diesen Tagen erkrankte sein Gastfreund Junghans gefährlich, Mathy wich nicht vom Lager des Freundes und verließ Paris nicht eher, als bis der Genesende ihm das Geleit geben konnte.

Mathy hatte in Paris von einem großen Wunsch, der die Hoffnung seines jungen Lebens geworden war, Abschied nehmen müssen, dennoch waren die drei Monate, welche er unter den Fremden zubrachte, für ihn von Bedeutung. Mit offenen Augen und unermüdlicher Wißbegierde hatte er Vieles gesehen, was ihm Belehrung gab, die Umgegend von Paris, die Kammer der Abgeordneten, wie-

derholt die königliche Bibliothek, die Sammlungen, die Theater und Demoiselle Mars, den letzten Bourbonen und das Begräbniß des Marschall Lauriston, den Circus Franconi, Demoiselle Garnerin und die Spielhöllen des Palais Royal. - Aber auch die Exercierplätze und Schenken der Soldaten, dort hatte er mit gespannter Aufmerksamkeit die militärischen Uebungen und Bräuche beobachtet, es konnte ihm doch vielleicht in Griechenland von Nutzen sein. Ebenso die politische Stimmung der Pariser und das Leben der Straße, es war ihm Freude gewesen mit jungen Franzosen zu verkehren, er hatte ihnen deutsche Lieder gesungen und dafür von ihnen die Chansons von Beranger gelernt und hatte als Deutscher unter dem fremden Völkchen sein Wesen kräftig behauptet. So einmal, wo seine Bekannten sich verabredet hatten, die spröde Tugend zu brechen, welche der Germane gegen die Pariserinnen bewies; sie hatten ihn im Rocher de Canale zu einem Champagnerfrühstück mit artigen Damen gezogen und Alles klug eingefädelt. Aber es war ihnen nicht geglückt, und als Freund Junghans an der Barriere von dem Heimreisenden bewegten Abschied nahm, durfte er ihm sagen: „so wie du ist noch Keiner aus Paris gegangen."

Ein Vierteljahr in Paris ist für eine Studentenkasse starke Zumuthung, selbst wenn ihr Besitzer weite Reisepläne von Hause mitgebracht hat. Mathy hatte auch in Paris sogleich Gelegenheit gefunden Stunden zu geben, um wenigstens etwas einzunehmen. Aber sein Reisegeld reichte doch nicht für die Diligence, er wanderte zu Fuß auf der Landstraße nach Deutschland zurück. Es war in den Augusttagen, der Gewitterregen goß auf ihn und die Sonne des schönen Frankreichs warf heiße Strahlen auf sein Antlitz. Er kehrte zurück im Herzen nicht ohne leidvolle Resignation, aber er zog muthig in blühender Gesundheit durch die Landschaften dahin, freundlich die Begegnenden grüßend. Das Ränzel auf dem Rücken, braun, hager, in seiner geraden Haltung mit Schnurrbart

ſah er aus wie ein Soldat. Er begegnete einem Trupp Conſcribirter, ſie ſtellten ſich auf der Chauſſee geradlinig auf und grüßten lachend: „Guten Morgen, Sergeant!“ „„Guten Morgen, Kameraden; richt' euch!““ und ſo commandirte er die Bewegungen auf Franzöſiſch weiter, welche er in Paris beim Einüben der Rekruten beobachtet hatte. Sie folgten ihm luſtig. „Brav, Kameraden!“ — „„Aber Sie trinken mit uns eine Flaſche Wein, Sergeant!““ — „Danke, gute Kameraden!“ — Und die Jünglinge ſchieden. Wieder einige Tagereiſen ſpäter traf er auf der Straße einen Fuhrmann, dem der Wagen umgefallen war und der Geſchirr und Ladung nicht zurecht bringen konnte; der Wanderer legte ſogleich das Ränzel ab, griff kräftig an, half abſchirren, den Wagen aufrichten und wieder einladen in angeſtrengter Arbeit. Als Alles im Stande war, neſtelte der Fuhrmann an ſeinem Gurt ihm ein Trinkgeld zu reichen, Mathy verſagte die Annahme. Da gerieth der gekränkte Franzoſe in Aufregung: er ſei ein honetter Mann und man könne von ihm annehmen. So nahm Mathy das Geld, begleitete den Fuhrmann bis zum nächſten Dorf, ließ für das empfangene Trinkgeld Wein auftragen und lud den Fuhrmann dazu ein. Da ging dieſem das Herz auf und er begann die Deutſchen zu rühmen, die erſt helfen und dann ſich bei der Belohnung ſo erweiſen.

Nach einem Marſch von zwölf Tagen traf Mathy mit wunden Füßen in Mannheim ein, er ging zuerſt in die Schwimmſchule, dann zu den Seinen. Als er in der Heimath ankam, waren ſeine Studiengenoſſen ſchon zu den Arbeiten für das erſte Staatsexamen nach Karlsruhe einberufen, er meldete ſich ſofort bei der Behörde und wurde bereitwillig zur Prüfung zugelaſſen. Wie er in das Examenzimmer trat, ſahen die Anderen erſtaunt von der Arbeit auf, und einer ſeiner Univerſitätsfreunde, Zollikofer, ſprang vergnügt empor und rief in ſeiner Noth: „Dich ſchickt unſer Herrgott, ich weiß nicht, wie ich meine Arbeit machen ſoll.“ Mathy beſtand die lange Prü-

fung, welche unter den Aſpiranten für ſchwierig galt, als beſter und wurde „ſehr gut befähigt“ zu den Ehren und Hoffnungen eines Kameralpraktikanten — was etwa den Würden eines preußiſchen Regierungsreferendars entſpricht — eingezeichnet.

4.

Der Kameralpraktikant.

Die Büreaukratie, in welche Mathy jetzt aufgenommen wurde, war um das Jahr 1829 in den kleinen Staaten Deutſchlands die regierende Corporation, deren Intereſſen und Herkommen kein Fürſt und kein Miniſter ungeſtraft verletzte. Sie bildete dort eine Genoſſenſchaft von Familien, Schul- und Studiengefährten, die ſo vielfach mit einander verbunden war, daß ſie jeden Angriff auf ihre Autorität und jede Zumuthung einer ungewohnten Thätigkeit abzuwehren verſtand. Unter den Gliedern des deutſchen Bundes aber war Baden in beſonders ausgezeichneter Weiſe ein Beamtenſtaat. Dort hatten die Häupter des Standes nicht mit einem reichen, landſäſſigen Adel zu theilen, welcher die oberen Stellen in Hof, Heer und Staat zu behaupten eifrig war, ſie allein, die Söhne der Gebildeten und der intelligenteſte Theil aufſtrebender Volkskraft, hatten ſeit dem Anfange des Jahrhunderts die kleinen Territorien, aus denen das Großherzogthum Baden zuſammengeſetzt wurde, durch ihre Ordnungen und Gerichtshöfe, aus ihren Aktenbündeln und Amtsſtuben geleitet, und ſie hatten in ſtolzer Abſchließung vom Volke ihren Mitgliedern Geſinnung und Verhalten beaufſichtigt, ſogar die Ehe erlaubt oder verweigert. Nur eine große Genoſſenſchaft, die in ihrem Staat mächtiger angſiedelt war als ſie ſelbſt, betrachteten ſie mit Scheu: die

katholische Kirche. Aber vor dem Landesherrn und dem Volk durften sie sich rühmen, daß sie nach mancher Richtung mehr gethan hatten als die Beamten in anderen Staaten. Durch bedeutende Geschäftsmänner und Lehrer: Winter, Nebenius, Böckh, Rau war ihre Vorbildung für Finanzen und Landescultur eine besonders gründliche geworden, und sie haben nach dieser Richtung bis in die Neuzeit ihrem alten Ruf Ehre gemacht.

Von allen deutschen Staaten, welche die napoleonische Zeit überdauerten, war Baden in gewissem Sinn der neueste. Auch Baiern und Würtemberg waren durch geistliche und weltliche Trümmerstücke des Reiches stark vergrößert, das alte Stammland der Dynastie bildete in ihnen immerhin einen sichern Mittelpunkt, in welchem Fürstengeschlecht und Volk durch Recht und Herkommen verbunden waren. In Baden aber war das Erbe des Fürstenhauses ein verhältnißmäßig kleiner Theil des stattlichen Flächenraums, welcher durch den Reichsdeputationsreceß von 1803 und die Friedensschlüsse von Preßburg 1805 und Wien 1809 zu einer politischen Einheit zusammengeworfen wurde. Vielleicht nirgendwo ward so Verschiedenartiges an Stamm, Vergangenheit, Glauben so emsig zu einem Staat geformt. Das napoleonische Civilgesetzbuch wurde zum badischen Landrecht ausgearbeitet, Verwaltungs- und Justizbehörden und Stadtordnungen eingeführt, gleichförmige directe und indirecte Besteuerung gegeben, ein allgemeines Maß- und Gewichtssystem eingeleitet, bald darauf die lutherische und reformirte Confession in eine evangelische Landeskirche vereinigt. Dennoch wären die Schwierigkeiten für das langgestreckte, schmale Grenzland unüberwindlich gewesen: Franken, Schwaben, Allemannen als Bevölkerung, die drei Confessionen in altem Hader, der Schwarzwald halb würtembergisch, die Pfalz halb baierisch, die alten Städte am Bodensee am liebsten schweizerisch. Dazu drohende Gefahr von Außen, nicht nur an der französischen Grenze, sondern was gefährlicher war durch die Ansprüche Baierns an die badische Pfalz. Des-

halb war die Verfassung, welche der sterbende Großherzog Karl im August 1818 dem Lande gab, nicht nur wie die von Baiern und Würtemberg, eine Stütze für die Souveränetät, sondern nothwendige Bedingung für die Erhaltung des Staatsgebietes, welches endlich auch im Frankfurter Receß von 1819 durch die Großmächte anerkannt wurde. Diese Bedeutung hat die Constitution für Baden bis zur Gegenwart behalten. Und man darf sagen, daß nur die Arbeit der Beamten und die Arbeit der Volksvertreter diesen Staat geformt und erhalten haben. Dennoch war, seltsam zu sagen, nirgend in Deutschland die Trennung zwischen Staatsdienern und Abgeordneten so schroff als dort; auf beiden Seiten Hochmuth und Mißtrauen selbst dann, wenn das Ministerium liberale Neigungen hatte, so daß beide unverbunden wie Oel und Wasser in dem Gefäß des Staates schwebten. Das ist für Baden mehr als einmal verhängnißvoll geworden.

Freilich, auch Baden entzog sich nicht dem Einfluß der Reaction, das verfassungsmäßige Leben siechte von 1822 bis 1830, die Regierung änderte an der Verfassung, die Stände sollten nicht jedes zweite, sondern jedes dritte Jahr berufen, das Budget nicht für zwei, sondern für drei Jahre bewilligt, die zweite Kammer nicht alle zwei Jahr zu einem Viertheil, sondern alle sechs Jahr vollständig erneuert werden.

Grade diese letzte Erfindung der Reaction gab dem politischen Verfassungsleben einen plötzlichen Aufschwung. Ende März 1830 war Großherzog Leopold zur Regierung gelangt, die Julirevolution hatte in Frankreich einen großen Verfassungsbruch lehrreich bestraft. In Baden wurde im Jahr 1831 eine Neuwahl der ganzen Kammer nöthig. Durch das ganze Land ging es wie das fröhliche Ahnen einer neuen Zeit, überall wurden neue Männer gewählt, welche die Forderungen der Gegenwart vertraten, darunter eine Anzahl unabhängiger Liberaler, welche in der That damals das Vertrauen des

Volkes verdienten und bis zum Jahre 1848 eine Bedeutung behaupteten, die weit über die Grenze von Baden hinaus ging. Seitdem galt der badiſche Landtag faſt immer für den erſten und wichtigſten in Deutſchland. Das Miniſterium wich der Aufregung im Volke und an ſeine Stelle trat ein anderes, welchem Winter, Vorſtand der inneren Verwaltung, Namen und Phyſiognomie gab, ein Mann, dem eine verfaſſungsmäßige Verſöhnung zwiſchen Regierung und Volksvertretung ernſthaft im Sinne lag. Von dem neuen Landtag wurden die urſprünglichen Beſtimmungen der Verfaſſung wiederhergeſtellt, alle großen Fragen, die für das moderne Staatsleben der Deutſchen Bedeutung hatten, wurden auf ſeiner Tribüne verhandelt, die ſchwierigſten Punkte des deutſchen Staatsrechts: Bund und Einzelſtaaten, Finanzen und Volkswirthſchaft wurden hier heftig und lehrhaft, zuweilen mit Geiſt und nicht gemeinem Wiſſen erörtert. Die Worte der Abgeordneten fanden in der Preſſe des Landes reichliche Verbreitung, überall entſtanden kleinere politiſche Zeitungen, eine Anzahl junger Journaliſten rührte ſich in jugendlicher Wärme. Die Regierung gab nach und eröffnete Ausſichten für die Zukunft. Schnell folgten einander die Anträge auf Ablöſung der Zehnten und Frohnden, auf eine Gemeindeverfaſſung, auf Ordnung des Civilprozeſſes, öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren, Schwurgericht, Trennung der Juſtiz von der Verwaltung, Preßfreiheit, Miniſterverantwortlichkeit. Der Staatshaushalt wurde durch gründliche Berathungen das Budgets und der thatſächlichen Ausgaben beleuchtet, Erſparniſſe mit Ernſt gefordert, Vervollſtändigung der finanziellen Vorlagen durchgeſetzt. Die Namen der Volksvertreter, welche die großen Reformen beantragten, von Itzſtein, von Rotteck, Welcker, wurden durch ganz Deutſchland mit Verehrung und Abneigung genannt. Dieſer ſchnelle Aufſchwung des Verfaſſungslebens in Baden brachte aber die populäre Regierung in arge Verlegenheiten, das gefährliche Beiſpiel des verfaſſungsmäßigen Regimentes drohte andere Südſtaaten zur Nachah-

mung und zu einer Abweichung von der Politik der großen Kabinette zu verleiten, Baden wurde von den Gewaltigen des Bundes angefeindet und geplagt. Das badiſche Preßgeſetz wurde 1832 nach kurzem Beſtehen vom Bundestage aufgehoben — es war die Antwort des Bundes auf das Hambacher Feſt —, der Sturm auf die Conſtablerwache zu Frankfurt im nächſten Jahr veranlaßte die Niederſetzung der Centralbundescommiſſion, welche der Regierung Badens unabläſſig anlag, durch Polizeidruck und Verfolgung die gefährlichen Ausſchreitungen des Liberalismus zu bändigen. So wurde der plötzliche Aufſchwung, den das Verfaſſungsleben in Baden genommen, gebrochen, mühſam und unſicher hielt ſich das Miniſterium durch einige Jahre zwiſchen dem Unwillen der Liberalen und dem Mißtrauen der Großmächte, auch die Feſtigkeit und Conſequenz der Abgeordneten wurde harten Proben unterworfen, und dem Enthuſiasmus folgte bei Manchem Muthloſigkeit.

Mathy hatte 1828 die unterſten Stufen der großen Staatstreppe betreten, auf welcher Glückliche langſam und vorſichtig ſchreitend zum Antheil an der höchſten Herrſchaft aufſtiegen. Und Alles ließ ſich gut für ihn an. Nach dem Examen ging er in die Vaterſtadt Mannheim zurück, prakticirte ohne Gehalt auf der Obereinnehmerei und wohnte im Hauſe ſeiner Mutter. Er gab wieder Stunden um ſich Einnahmen zu ſchaffen und unterrichtete mehre Schüler und Schülerinnen im Franzöſiſchen. Er war wieder der treue Berather ſeiner Mutter und Schweſter, überwachte und lehrte ſeine Brüder, verkehrte in den Freiſtunden mit einigen Univerſitätsfreunden, wurde von Töchtern und Müttern Mannheims mit Achtung betrachtet und erwies ſich auch in größerer Geſelligkeit als einen ritterlichen jungen Mann, der zu ſchönen Hoffnungen berechtigte. Er wurde Secretär der Caſinogeſellſchaft und erhielt den beſonderen Dank des Vorſtandes, als er von Mannheim ſchied. Denn am 1. Oktober 1829 ward er aus dieſem Stillleben nach Karlsruhe verſetzt. Dort arbeitete er, ſchon

mit kleinem Gehalt, bei dem Centralbüreau der directen Steuern. Er empfahl sich seinen Vorgesetzten durch Fleiß, Kenntnisse und Urtheil, im Jahr 1830 verfertigte er eine statistische Darstellung des Flächengehalts an urbaren Ländereien, Waldungen und ungebauten Strecken im Großherzogthum, wofür ihm das Finanzministerium seine besondere Zufriedenheit aussprach und eine Remuneration von 50 Gulden gewährte. Im nächsten Jahr schrieb er über Einkommensteuer.

Seitdem gönnte man ihm in den höchsten Regierungskreisen Beachtung und betrachtete ihn als ein Talent, von dem Bedeutendes zu hoffen sei. Seit dem Januar 1832 wurde er im Secretariat der Steuerdirection beschäftigt. Außerdem hatte man ihm die Katastrirung einiger Ortschaften in der Nähe von Karlsruhe überwiesen, und diese Arbeit gewährte ihm zu seinen 400 Gulden Gehalt einige Einnahmen und einen guten praktischen Einblick in die Verhältnisse des badischen Ackerbaues.

Aber dem hoffnungsvollen Praktikanten war nicht beschieden, in der gefügigen Dienstbarkeit eines Staatsamtes zu beharren. Kurz nachdem er nach Karlsruhe versetzt war, begannen zu gleicher Zeit eine mächtige Leidenschaft und politische Ueberzeugungen feindselig gegen sein Beamtenthum zu arbeiten. Er wurde Bräutigam, und er wurde Journalist.

Getrennt von seiner Familie und von dem vertraulichen Verkehr mit alten Freunden, fühlte er sich in den ersten Wochen unbehaglich allein und er verabredete mit seiner Schwester Auguste, daß sie im Frühjahr nach Karlsruhe übersiedeln solle, ihm einen kleinen Haushalt zu führen. Denn er hatte jetzt einen festen Gehalt und durfte sich schon ein wenig fühlen. Während er so dachte, knüpften sich an eine Erinnerung seines treuen Herzens die neuen Bande, welche fortan sein Leben leiten sollten. Die warme Freundschaft für Valentin Stromeyer stellte ihm zwei Brüder des Jünglings nahe,

Max und Franz. Max war Oberrevisor in Karlsruhe, Franz, ein geistvoller und frischer, aber flüchtiger und zerfahrener Gesell, war Kameralpraktikant und versuchte sich als Journalist; dem einen Bruder sollte er die Bekanntschaft der Geliebten verdanken, mit dem zweiten wurde er politischer Tagesschriftsteller. Er gab sich bei Max Stromeyer in Mittagskost. Dort sah er Anfang Januar 1830 zum erstenmal die Schwester seiner Freunde, Anna. Ihre Mutter war gestorben, der Bruder hatte sie von Tauberbischofsheim in sein Haus geholt. Als sie im Trauerkleide an einem Morgen in das Zimmer trat und ihm das Bild des Jugendfreundes in die Seele rief, da stand sofort der Entschluß bei ihm fest, daß diese seine Frau werden solle oder keine. Ihr aber war nicht im Augenblick ebenso zu Muthe, als sie den fremden Mann erblickte, der damals zwar erst 23 Jahr alt war, aber weit älter aussah, und hager, das Antlitz sehr ernst, schweigsam unter den Freunden stand.

So lange er lebte, dachte er dieser ersten Begegnung und seines schnellen Entschlusses, und er verlangte immer halb scherzend halb im Ernst, noch in seiner letzten Krankheit, daß die Geliebte ein ähnliches Gefühl in der ersten Stunde der Begegnung gehabt haben sollte. Das konnte diese der Wahrheit gemäß niemals zugeben, er aber wurde nicht müde sie darum zu necken und sich der Erörterung zu freuen. Damals freilich barg er, wie seine Art war, die Empfindung still in sich, konnte jedoch nicht umhin seiner Familie in Mannheim etwas zu verrathen, indem er mit angenommener Ruhe an seine Schwester Auguste schrieb: „Max hat seine jüngste Schwester, ein sehr gebildetes und liebenswürdiges Frauenzimmer von — ich weiß nicht wie viel Jahren zu sich genommen, du wirst dieselbe gewiß lieb gewinnen.“ Diese Gleichgültigkeit und dazu das warme Lob gaben den Frauen daheim zu denken.

Es war natürlich, daß er sich erbot, Fräulein Anna Stunde zu geben. Glückliche Stunden, gehobene Stimmung, in denen er ihr

würdig, aber mit pochendem Herzen gegenüber saß. Ueber der französischen Grammatik erblühte eine ächt deutsche Liebe, sie wurde zur dauerhaften Flamme, welche seinem ganzen Leben Wärme und stille Weihe gab.

Während er noch zwischen Hoffnung und Zweifel umhergeworfen wurde, trat er einst — am Abend vor seinem Geburtstage — in sein Zimmer, das ihm jetzt sehr öde und einsam erschien; da sah er ein zierliches Päckchen liegen ohne Brief, ohne irgend ein Zeichen woher es kommen möge, er öffnete und fand eine prächtige Frauenarbeit darin. Es darf nicht verschwiegen werden, daß es ein Paar Hosenträger waren, wie sie damals die Herren zu tragen und die Mädchen zu sticken pflegten. Er stand betrachtend davor und ihm kam ein Gedanke, der sich nach geheimen Forschungen als richtig bewährte; er beschloß das Gefühl der Absenderin zu ehren und sich nicht merken zu lassen, daß er sie errathe. Diesen Vorsatz hielt er getreulich, indeß ist anzunehmen, daß er seine Begeisterung über das Geschenk doch in einer Weise kund gab, durch welche die Unbekannte zu der Ansicht gelangte, daß er die gute Meinung völlig würdige. Auch die Bedeutung dieses Ereignisses vermochte er seiner Familie nicht ganz zu bergen, denn nachdem er davon berichtet hatte, fügte er Befehle für seinen Schneider hinzu, und er, der sonst sorglos über seine Garderobe hinwegsah, schrieb mit unerhörter Genauigkeit alle Einzelheiten vor und bestimmte sogar die Farbe eines neuen Rockes. Dieser schöne grüne Rock wurde bei Manchen, die ihn kannten, ein deutliches Symptom seines Gemüthszustandes.

Aber die Freundschaft zwei reiner Seelen wurde noch durch andere gemeinsame Interessen geweiht. Anna brachte aus der stillen Landstadt in die Residenz mit einem Herzen, das freundlich gegen die Menschen war wie das seine, mit wahrhaftem Gemüth und einem hellen Verstande auch Empfänglichkeit für alle großen Fragen, welche ihre Brüder und die Genossen des Hauses beschäftigten. Jetzt wurde

ſie ſchnell die Vertraute des Freundes, theilte ſeine Begeiſterung für ihres Volkes Recht und Größe, freute ſich mit ihm über mannhaften Widerſtand gegen die Gewalt und erhielt ihren Antheil an dem Zorn der Männer über jederlei Reaction in Staat und Kirche. Sie verſtand ſich auch ſelbſtſtändig gegen den Geliebten zu behaupten, beſſer als die Brüder. Und falls einmal, wie zuweilen geſchah, ſein Weſen heftig losbrach, dann begegnete er einem gleichkräftigen Sinn, und ihr feſter Widerſtand zwang ihn zur Ruhe. Man darf annehmen, daß in Beiden der Eifer heiß aufloderte, wenn er ſich tyranniſch erhob, um Solchen furchtbar zu werden, die ihr freundliche Aufmerkſamkeit erwieſen; denn ihr ſchuf Zorn, daß er Mangel an Vertrauen verrieth. Er mochte das Tanzen nicht gern leiden, das ihr lieb war, und er machte Miene ihr zu wehren, was ſie doch nur freiwillig meiden wollte aus Rückſicht für ihn. Dabei aber war derſelbe Mann, der ſonſt ſo geharniſcht unter den Leuten einherſchritt, gegen ſie von einer rührenden Weichheit und in ſeiner ernſten Art von hochſinniger Ritterlichkeit, und das war er nicht nur darum, weil er ſie liebte, ſondern was dem Weibe vielleicht noch mehr gilt, er hielt ſich in Haltung und Rede ehrfurchtsvoll gegen ihr ganzes Geſchlecht. Und dieſe Loyalität gegen Frauen iſt ihm ſein Lebelang geblieben. So geſchah es, daß in einfachem bürgerlichem Daſein, in ruhigem Tagesverkehr ohne wichtige Ereigniſſe des Privatlebens, zwei gute und kräftige Menſchen in großer Liebe ſich verbanden.

Als Mathy ihrer Liebe ſicher war, mit ihr vor den älteſten Bruder trat, ſie von ihm zur Frau zu begehren, und dieſer die nahe liegende Einwendung machte, daß Mathy noch nicht in der Lage ſei einen eigenen Hausſtand zu begründen, da ſagte Mathy feſt: „wir können warten“. Aber er hatte bereits ſeine Pläne, die ihm die Vermählung möglich machen ſollten.

Mathy war unter die Schriftſteller gegangen. Sein Vater war

literariſch thätig geweſen unter ſchwierigeren Verhältniſſen, zuweilen gezwungen ſeinen Namen zu bergen, er ſelbſt war von lehrhaftem Weſen und hatte von früher Jugend den ſtarken Trieb gehabt, das, was er in ſich ſelbſt zur Klarheit gebracht hatte, Anderen mitzutheilen. Die geſammte Bildung ſeiner Nation war vorzugsweiſe literariſch, das geſchriebene Wort war, da die Predigt einen Theil ihrer Macht verloren und die Tribüne ihren Einfluß noch nicht gewonnen hatte, das einzige Mittel auf größere Kreiſe zu wirken. Auch verſtändige Rückſicht auf ſeine Kaſſe trieb ihn dazu, die Stunden, welche er in dieſer Weiſe verwandte, mochten ihm ſchnellere Einnahmen ſchaffen als Privatunterricht. Ach, die Honorare für Bücher und Zeitſchriften waren damals gering im Verhältniß zur Gegenwart, ſie ſind jetzt bei uns noch geringer als bei anderen Völkern von alter Cultur, aber auch beſcheidenes Honorar war für ſeine mäßigen Bedürfniſſe ein gewichtiger Zuſchuß. Er begann ſeine Thätigkeit als Journaliſt zuerſt ohne Namen auf den anſpruchsloſen Seiten des Karlsruher Unterhaltungsblattes (III. Jahrg. 1830): Natur und Völkerleben, z. B. eine Beſchreibung von Paris, kleine Geſchichten, Aphorismen. Aber wenige Monate darauf erregte die franzöſiſche Julirevolution einen Sturm in den Völkern Europas, ein neues Geſchlecht von Journaliſten und Politikern erſtand. Auch Mathy gehörte zu denen, welche von ganzem Herzen Beruf und Neigung fühlten, für die Erhebung der Nation aus der undeutſchen Politik des Fürſten Metternich zu arbeiten.

Ueberall durch ganz Deutſchland war von den Tagen der Pariſer Barrikaden bis zum Hambacher Feſt der Liberalismus in eroberungsluſtigem Aufſchwunge. Es waren für Mathy glückliche Jahre, jede Woche brachte unerhörte Erfolge, das alte Syſtem fiel in Trümmer, die Völker regten ſich, einen neuen Staatsbau zu bilden oder an der Geſetzgebung Antheil zu gewinnen. Jetzt durfte er mit der Geliebten außer den Hoffnungen auf die eigene Zukunft

auch die größere für das Vaterland austauschen. Aber er war mit 24 Jahren darin den meisten seiner Altersgenossen unähnlich, daß er Reform wollte, keine Revolution. Auch ihn drängte die neue Zeit zum Schreiben, und was war die Arbeit, die erste selbstständige Schrift, welche er herausgab? Eine kleine Abhandlung: Vorschläge über die Einführung einer Vermögenssteuer in Baden. (Karlsruhe 1831.) Während seine Altersgenossen hochtönende Toaste ausbrachten und heftige Artikel gegen purpurtragende Fürsten schrieben, sann er über eins der schwierigsten Probleme der Staatswissenschaft nach, dessen richtige Lösung für den Wohlstand des badischen Volkes von Wichtigkeit war und der liberalen Partei eine Handhabe für die neue Gesetzgebung werden konnte. Es giebt wenig schriftliche Aeußerungen aus seiner Feder, welche so bezeichnend für die ernste Richtung des künftigen Staatsmanns sind als dieser kleine Essay. Er folgte darin prüfend einem Gesetzentwurf, welchen zehn Jahr früher das Finanzministerium ausgearbeitet hatte, und knüpfte neue Vorschläge daran. Daß es eine Jugendarbeit ist, erkennt man leicht aus der Ueberfülle von Ideen, welche er in seiner gedrungenen Weise wie Lehrsätze vorträgt, und aus der Verbrämung durch kleine historische Anspielungen. Aber der Inhalt ist doch sehr klug erwogen. Es ist in Wahrheit ein Vorschlag zur Regulirung der gesammten directen Besteuerung,*) dem man vielleicht nur den Vorwurf machen kann, daß seine Methode für große Staatsverhältnisse zu complicirt ist. Die Arbeit beruht auf genauster Detailkenntniß, sehr sorgfältig sind die Anschläge des Ertrags und vortrefflich die Anweisung

*) Besteuert soll werden das reine Vermögen — Einkommensteuer; ferner die menschliche Arbeit — Gewerbsteuer, welcher der Bequemlichkeit wegen auch die Betriebscapitalien zugerechnet werden müssen; dann die mittelbar productive oder Geistesthätigkeit — Klassensteuer. Neben der Vermögenssteuer soll eine niedrige, neuregulirte Grund-Häuser-Gefällsteuer fortbestehen. Die Gründe dafür sind scharfsinnig entwickelt. Manches in der kleinen Schrift verdient noch heut Beachtung.

zur Einführung und Erhebung der neuen Steuern, wobei er — für Baden neu — vor allem Mitwirkung der Communen fordert.

Er reichte die Schrift der zweiten Kammer ein, sie wurde nach einem rühmenden Bericht Rottecks mit großer Anerkennung unter der damals neuen Bezeichnung „schätzbares Material" der Kammerbibliothek einverleibt.

Diese Schrift hatte ihm nicht nur bei den Regierenden Anerkennung verschafft, auch die Opposition der Kammer wurde aufmerksam auf den jungen Beamten, der, wie verlautete, ihren Ansichten so nahe stand, und dessen Fachkenntnisse ihr sehr werthvoll sein konnten. Mathy trat mit den badischen Führern der Volkspartei in persönlichen Verkehr und Rotteck veranlaßte ihn die badischen Kammerberichte für die Augsburger Allgemeine Zeitung zu übernehmen. Im Jahr 1831 begann seine Verbindung mit der großen Zeitung Süddeutschlands, welcher er länger als funfzehn Jahre bis zur Gründung der deutschen Zeitung treu geblieben ist. Dies Verhältniß wurde für Mathy werthvoll; es gab ihm einigemal in schwerer Zeit die sichersten Einnahmen, es bot ihm Gelegenheit zu einer politischen Wirksamkeit in die Weite, es legte ihm früh den Zwang auf, den Ausdruck — nicht den Inhalt — seiner Ueberzeugung dem Stil einer großen Zeitung anzupassen, welche damals unbestritten für das erste Blatt in deutschen Landen galt und von Politikern und Diplomaten aller Parteien gelesen wurde. Er stimmte oft nicht mit ihrer Tendenz und Haltung überein und kam wohl auch einmal zu schriftlichen Auseinandersetzungen mit dem Redakteur Kolb, aber beide Theile wußten recht gut, was sie einander werth waren. So wurde Mathy allmälig zum politischen Journalisten, und er gewann die Ansicht, daß es möglich sei, durch solche Arbeit nicht unbedeutende Wirksamkeit und Stützen des äußeren Lebens zu finden.

5.

Zum Hambacher Fest.

Es war ein großer Tag für Baden, als nach dem Antrag Welckers von Beginn des Jahres 1832 die Censur abgeschafft und ein Preßgesetz erlassen wurde. Leider war diese Befreiung des geschriebenen Wortes nichts als ein kurzer Vorfrühling, nach wenig Monaten welkte unter dem kalten Nordwind, der von Frankfurt her in das Land wehte, das lustige Grün der neu entstandenen Blätter und noch einmal legte sich die Eisdecke über die jungen Hoffnungen.

Aber ohne Ahnung des kommenden Unheils rührten sich seit dem Januar die Federn der Liberalen, in Baden entstanden mehre politische Zeitungen, welche in keckem Muth dem alten System Krieg ankündigten, Franz Stromeyer begann mit einigen Bekannten zu Mannheim den „Wächter am Rhein" herauszugeben, eine Zeitschrift, die durch den warmen und herausfordernden Ton ihrer Artikel sofort die Herzen der Leser gewann und den Machthabern unbequem wurde. Auch Mathy wurde Correspondent des Blattes.

Ebenso freuten sich die Volksvertreter ihrer Erfolge und die Hoffnungen der Entschiedenen gingen hoch. Es galt jetzt die Aufregung im Volke, der sie so Großes verdankten, zu steigern und sich unter einander zum Kampf gegen die Regierungen fester zu verbinden.

Eine Darstellung unserer Parteien seit 1815 würde lehren, daß stets die herrschende ihr Gegenbild heraustrieb, welches bei entgegengesetzter Tendenz auch die größte Aehnlichkeit mit der feindlichen Par-

tei hatte, ebenso wie der Halm emporschießt, indem sich über einem Blatt das entgegenstehende erhebt, und wie jede Farbe ihre Ergänzungsfarbe im Auge bildet. Die Regierungen hatten nach Tilgung Napoleons über den Lebensinteressen ihrer Völker eine Solidarität ihrer dynastischen Interessen proclamirt, die Opposition im Volke verlor genau in demselben Maße den nationalen Charakter und die liberalen Interessen verbanden alle Unzufriedenen Europa's zu einer großen Familie. Wie den Regierungen russische, österreichische, französische Reaction als eine Stärkung des eigenen Bestandes erschien, genau ebenso war im deutschen Volk der Pole, der Italiener, der mißvergnügte Franzose ein werther Bundesgenosse. Wie die Regierungen durch Censur und rohe Unterdrückung des gedruckten Wortes die Aeußerungen jeder Unzufriedenheit ersticken wollten, grade ebenso begrüßte die Volkspartei jede geheime Druckschrift, jedes entschlossene Wort mit Freude trotz dem Bedenklichen des Inhalts. Wie die Staatspolizei Gewalt übte und auch gesetzlichen Widerstand als persönliche Beleidigung gegen die Regierenden betrachtete, ebenso galt jede Polizeimaßregel und jeder politische Richterspruch im Volke für eine ungesetzliche Tyrannei, und jeder Verfolgte für ein schuldloses Opfer der Gewalt, welchem zu helfen eine edle Pflicht sei. Und wie den Regierungen das verächtlichste Individuum, wenn es sich als gesinnungstreues und scrupelloses Werkzeug brauchen ließ, willkommen war, gerade so ertrugen auch die Besten in der Opposition Fanatismus, Selbstsucht, hohle Eitelkeit, Gewaltthätigkeit und unehrliche Mittel ihrer Mitglieder. Aus völligem Umsturz aller Verhältnisse hatten sich die neuen Staaten gebildet, jeder der Lebenden wußte, wie willkürlich und zufällig die Regierungen waren, die der Wiener Frieden hinterlassen hatte; zahllose Rechte und historische Ansprüche waren unter dem Heerwagen der nächsten blutigen Vergangenheit zu Staub zermalmt, die Regierenden mit ihren Beamten forderten jetzt vergeblich Ehrfurcht vor den Gesetzen, welche sie in beständiger

Sorge um die eigene Dauer, zuweilen mit bösem Gewissen gaben, auch die Opposition proclamirte und wollte gesetzlichen Fortschritt, aber kein Scharfblickender konnte sich bergen, daß auf diesem Wege kein friedliches Ende abzusehen war, und der besonnene Patriot unterschied sich von dem Verschwörer zuweilen nur dadurch, daß er an den Erfolg gewaltthätiger Mittel nicht glauben konnte. Nur wenige der Besten erkannten, daß nichts als eine vieljährige Schulung des Volkes zum politischen Leben, allmähliche Entwickelung des Wohlstandes und der praktischen Tüchtigkeit zu einer Besserung führen werde.

So war es auf dem ganzen Festlande Europa's vom Tajo bis zum Dniepr. Aber die Deutschen hatten gleich den Italienern noch ein besonderes politisches Leiden. Sie waren als Deutsche aufgerufen worden zur Vertreibung der Fremdherrschaft, hatten Blut und die letzte Habe dafür eingesetzt, und die Folge aller großen Gefühle, leidenschaftlicher Anstrengungen und feierlicher Versprechen war für einen großen Theil der Deutschen öde Kleinstaaterei geworden. Der eigene Kleinstaat erschien dem Patrioten damals wie eine dürftige Interimswohnung. Seine besten Pflichten und heißesten Wünsche gehörten einem Ideal, welches keinen stärkeren Feind hatte als die bestehenden Staatsgewalten. Wohl Jeder dachte sich die Realisirung dieses edlen Traumbildes anders; sicher erschien dem Süddeutschen, daß es nicht Oesterreich, nicht Preußen, nicht deutscher Bund werden sollte.

Unterdeß erschien den siegesfrohen Liberalen Süddeutschlands als ein gutes Mittel die Regierungen zu schrecken und das Volk zu gewinnen, wenn sie die altheimische Freude an massenhafter Geselligkeit für die Politik verwertheten. Es waren unter den Patrioten so viele edle und große Männer, welche für ihren opfervollen Kampf in der Tribüne und Presse einen Dank der Nation verdienten, es waren so merkwürdige und ruhmvolle Tage, in denen man lebte, daß eine Weihe derselben durch feurige Worte und lustigen Trunk geboten

schien. Schnell folgten einander die Festtage zu Ehren der jungen Freiheit. Am 29. Januar gaben die Rheinbaiern ihrem Patrioten, dem Advocaten Schüler, eine große Festfeier, bei welcher dem Königthum von Gottes Gnaden offene Fehde erklärt und die „unbedingte Volkssouveränetät" als Grundlage für die Wiedergeburt Deutschlands erkannt wurde. Seitdem löste ein Fest das andere ab. Am 1. April z. B. veranstalteten Abgeordnete und Journalisten zu Weinheim ein Fest der badischen freien Presse, an welchem auch Patrioten anderer Landschaften Theil nahmen, sogar Ausländer. Für den 27. Mai endlich schrieben mehre Bürger aus Neustadt an der Hardt, angeregt durch den Agitator Rheinbaierns Siebenpfeiffer, eine große Volksversammlung auf der Schloßruine Hambach unweit des Rheines aus, um „der Deutschen Mai" zu feiern. Die bairische Regierung machte einen schwachen Versuch zu verbieten, aber die Stadtgemeinden der Rheinpfalz sendeten ihr heftige Proteste, in Landau fand sich kein Bürger, um die nöthigen Lieferungen für eine Militärmacht zu übernehmen, welche in das Schloß gelegt werden sollte. Das Verbot der Versammlung wurde zurückgezogen und die liberale Presse erklärte feierlich, daß sie den Namen des Regierungsbeamten, der eine große Hoffnung des deutschen Vaterlandes zu vernichten gesucht, der Nachwelt übergebe, doch nur darum, damit diese ihn richten möge.

Schon am 26. Mai trafen große Züge von Patrioten in Neustadt ein, die meisten auf offenen Wagen, die mit Eichenlaub bekränzt, mit der deutschen Fahne geschmückt waren. Glocken läuteten, Böller krachten und Freudenfeuer brannten auf den Höhen der Hardt, Deputationen kamen fast aus allen Staaten des Westens. Am Festtage bewegten sich die Theilnehmer nach Stämmen geordnet, darunter der ganze Landrath von Rheinbaiern, im Zuge vom Marktplatz nach der Schloßruine Hambach, Frauen und Jungfrauen umgaben die polnische Fahne, die Festordner die deutsche Fahne, welche die stolze Devise trug: „Deutschlands Wiedergeburt." Begeisterte Feststimmung, in

vielen Augen Thränen der Rührung. Das erste Lied, gedichtet von Siebenpfeiffer, sangen dreihundert Handwerksburschen nach der Melodie des Reiterliedes: „Hinauf, Patrioten, zum Schloß, zum Schloß.“ Auf den höchsten Zinnen der Ruine wurde die deutsche Fahne aufgepflanzt, auf einem Vorsprung die polnische, an dreißigtausend Personen schätzte man die Menschenmenge, denn auch die Frauen waren geladen und die liebe Jugend war nicht ausgeblieben. Unter den Städten, welche Besucher gesandt hatten, werden Leipzig und Kiel als die östlichsten aufgezählt, Altpreußen und Oesterreicher nicht genannt. Und nun begannen die Reden. Zuerst sprach Siebenpfeiffer starke Worte, in denen er die Regierungen hart schalt und den künftigen Tag begrüßte, „an welchem die Fürsten die bunten Hermeline feudalistischer Gottstatthalterschaft mit der männlichen Toga deutscher Nationalwürde vertauschen müßten, wo die deutsche Jungfrau den Jüngling als den würdigsten erkennen würde, der am reinsten für das Vaterland erglüht, wo der Beamte und der Krieger sich nicht mit der Binde des Herrn und Meisters, sondern mit der Volksjacke schmücken würden — den Tag, wo ein gemeinsames deutsches Vaterland sich erheben sollte, das alle Söhne als Bürger begrüßt.“

Nicht weniger feindselig gegen die Fürsten, aber in vielem verständiger sprach Wirth, welcher vor der Eigensucht Frankreichs warnte und die Deutschen aufforderte in ihr politisches Glaubensbekenntniß den Satz aufzunehmen: daß die Freiheit nicht auf Kosten der Integrität Deutschlands erkauft werden dürfe; in dem Augenblick, wo fremde Einmischung stattfinde, müsse die Opposition gegen die inneren Verräther suspendirt und das Gesammtvolk gegen den äußern Feind zu den Waffen geführt werden. Zuletzt rieth er zur Wahl von etwa zwanzig Männern, „welche an Geist, Feuereifer und Charakter ausgezeichnet wären, um als Führer der Nation in heiligem Bunde die deutsche Reform zu leiten, als Apostel der Freiheit durch Reden und Presse zu wirken.“ — Seine Warnung, daß man von

Frankreich nichts hoffen solle, gab Anstoß. Aber aus Frankfurt wurde dem Redner ein deutsches Schwert als Ehrengeschenk überreicht.

Jetzt häuften sich die Redner um die hohe Tribüne, auch an andern Stellen, wo ein Sprecher erstand, drängten sich die Zuhörer. Viele Lieder wurden gesungen. Immer wieder wurde der Polen rühmend gedacht, und behauptet, daß Aufgabe der Deutschen sei, die Völker im Osten zu befreien. Denn viele Polen schritten als Schaar im Zuge und lagerten in besonderem Zelt unter den aufgeschlagenen Buden. Sie hatten eben erst das Beispiel einer Erhebung gegen Tyrannengewalt gegeben. Die jetzt als Flüchtlinge so achtungsvoll den Deutschen zuhörten, hatten im wirklichen Kriege die Waffen getragen, stattliche Männer, in deren bleichem Antlitz man die Spuren überstandener Leiden fand, bescheiden, vornehm, hülflos, elegisch. Mehre von ihnen sprachen selbst herzergreifende Worte, auch ein Franzose sprach, ein Bekannter Mathy's, der mit diesem zum Feste gereist war, der Journalist Lucian Rey aus Straßburg, er gab auf französisch die tröstliche Versicherung, daß Frankreich das Rheinbaiern sich nicht begehre. Zu den stärksten Rednern gehörte Franz, der Freund Mathy's, welcher alle Anwesenden zu einem Schwur aufforderte, daß sie mit Gut und Blut das Vaterland und dessen Freiheit schirmen wollten vor jeder Gewalt von Innen und Außen. Mathy sagte ihm nachher, er hätte besser gethan nicht zu reden.

Schweigend stand Mathy unter den Anwesenden und wahrscheinlich erregten ihm viele geschwollene Phrasen der Redner Unzufriedenheit. Auf einer radirten Zeichnung des Festes, welche der Maler Brenzinger, später Gatte der Schwester Mathy's, entwarf, ist Mathy abgebildet in der Mitte des Vordergrundes, wie er die Hände seiner beiden Begleiter an die Brust drückt. Man darf zweifeln, daß er in solcher Weise ergriffen war. Aber seinem jugendlichen Sinn bot doch das Neue des Festes, die Menschenmenge, die Zahl ansehnlicher Häupter des Fortschrittes, das Symbol deutscher Einheit, welches stolz von der alten Burgruine nach dem Rhein wehte, große Gedanken.

Den Reden folgte ein Festmahl, wie bei Deutschen natürlich, 1400 Personen mit Toasten und Gesängen. Spät am Abend zogen die Versammelten nach Neustadt an der Hardt zurück und füllten die Stadt mit ihrer Festfreude, welche sich auch durch Tanz in mehren Bällen ausdrückte. Noch drei Tage nachher wogten Menschenmassen von der Stadt zu dem Schlosse und immer wieder wurden Anreden gehalten.

Derselbe Tag wurde auch anderswo festlich begangen, selbst in Paris vereinigten sich die Deutschen unter dem Vorsitz Lafayettes mit Söhnen anderer unzufriedener Völker zu einer Festfeier. Der lustige Tag wurde „Tag der Wiedergeburt des Vaterlandes" genannt. Aber gegen diese tönende Bezeichnung stach es sehr ab, wenn Wirth am Schluß seiner Festbeschreibung die unsichere Ansicht aussprach, daß dies Ereigniß doch wohl von wichtigen Folgen für unser Volk sein müsse. Die Deutschen sollten jetzt in Vereine zusammentreten, Männer und Frauen in allen Theilen Deutschlands, und sollten großartige Geldmittel zusammenbringen, um die Presse zu unterstützen.

Das war der äußere Verlauf des Hambacher Festes, den Führern galt die Gelegenheit zu vertraulicher Besprechung für nicht minder wichtig. Es war nach dem Wartburgsfest deutscher Studenten die erste große Festdemonstration in deutschem Volke, hochgepriesen und übel berüchtigt. Die Gegenwart, welche an dergleichen Feste mit ähnlichen Phrasen gewöhnt ist, wird leichter geringschätzig darüber urtheilen, als das Charakteristische daran würdigen. Es waren warmherzige kleine Leute, welche dort zusammenkamen, nicht gewöhnt sich anderswo als in der Kirche und beim Jahrmarkt in großer Zahl zu gesellen. Was damals dem Deutschen lieb werden und ihn fortreißen sollte, das mußte ihm in poetischer Verklärung oder als pathetische Forderung in die Seele fallen, beim Festzug unter Blumengewinden, mit Marsch und Musik, im Liede, das durch die Menge gesungen wurde. Dazu begehrte der Deutsche auch die schöne

Natur, das Sonnenlicht, welches über der Landſchaft ſeiner Väter und einem ſagenberühmten Strom glänzte, die alte Burgruine, welche ihn mahnte, daß er auf den Trümmern alter Zeit das Neue ſchaffe, den goldenen Wein und den luſtigen Kreis treuer Kameraden. Endlich die Geſellſchaft der Frauen; wenn ſich ihre Wänglein rötheten und die Taſchentücher wehten, war dem Redner ihr Beifall ein ſüßer Lohn, und der Jüngling, der ſie ſo innig zu verehren bereit war, fühlte ſich ſelig in dem Gedanken, daß alles Schöne und Holde um ihn lachte, ſchwirrte und klang. Dies zuſammen verſetzte den Deutſchen in einen behaglichen Rauſch. Dabei aber war ſeine politiſche Einſicht gering, noch ſchwächer ſein wirkliches Intereſſe am Staat. Er fühlte den Druck des fürſtlichen Familienregimentes und die Beamtenherrſchaft als ſehr läſtig wegen der Zumuthung, die ihm geſtellt, zuweilen, weil dadurch ſein ſittliches Gefühl verletzt wurde, aber er war für ſich allein, im Hauſe ein Philiſter, ohne eigenen Willen, gar nicht bereit dauernde Pflichten für das Ganze zu übernehmen, wenn ſie das Behagen ſeines Privatlebens ſtörten. Deshalb geſchah es, daß die Menge, ja auch ihre Führer durch Jahrzehnte in revolutionären Enthuſiasmus geriethen, ſo oft ſie den Zauber geſelliger Aufregung empfanden, und gleich darauf wieder als Einzelweſen in Ermüdung und Kleinmuth widerſtandslos der beſtehenden Macht zufielen, ja, daß viele von ihnen in Zeiten der Anregung mit ſtillem Mißtrauen gegen ſich ſelbſt bemerkten, wie ihnen die Trunkenheit kam, und vergebliche Verſuche machten ſich dagegen zu wehren. Dieſe geſellige Berauſchung der Deutſchen für politiſche Ideen, welche vom Hambacher Feſt bis über den badiſchen Aufſtand die Menſchen fortgeriſſen hat, wird in der Zukunft als ein beſonderes Phänomen im deutſchen Volksleben betrachtet werden, welches den letzten Jahren einer großen Periode deutſcher Lyrik eben ſo eigenthümlich iſt, wie die asketiſche Verzückung dem Mittelalter, und der Wanderdrang den Jahren der Kreuzzüge. Und es liegt ein gewiſſer Humor darin, daß gerade zu derſelben Zeit, in welcher begeiſterte Volks-

ſprecher ihre Landesherren mit gutem Grunde als Todfeinde der deutſchen Einheit und Freiheit anklagten, dieſe Landesherren durch ihren Beitritt zum Zollverein eine weit dauerhaftere Grundlage der deutſchen Einheit ſchufen, als damals in den ſchnell bewegten Gemüthern warmherziger Feſtgenoſſen vorhanden war; und daß zu derſelben Zeit harte, eigennützige Geſchäftsleute, welche von Politik wenig wiſſen wollten, durch die Fabrikate, welche ſie verfertigten, und die Eiſenbahnaktien, welche ſie zeichneten, die Landesgrenzen emſiger austilgten als die Feſtredner. Denn jedem Volke wird das Maß der Freiheit im Grunde beſtimmt durch die Beſchaffenheit ſeiner Lebensbedürfniſſe auf allen Gebieten menſchlicher Thätigkeit; der politiſche Enthuſiasmus allein vermag größere Freiheit ſchwerlich zu bringen, keinenfalls zu erhalten. Aber wohlgemerkt, auch keine Regierung, und ſei ſie noch ſo ſehr um die realen Intereſſen ihres Volkes bemüht, vermag auf die Dauer zu beſtehen, wenn ſie in ihrem Volke nicht Wärme und Begeiſterung für den Staat rege zu erhalten weiß.

Damals ſtanden der rathloſe Enthuſiasmus der Liberalen und die ſchwächliche mürriſche Vorſorge der Regierungen für das reale Wohl feindſelig gegen einander, ſeitdem haben die Träume der Volksführer von 1832 gleich dem Sauerteige gewirkt, der, an ſich unſchmackhaft, unſer tägliches Brot genießbar macht. Ihre Ideen, bekämpft, vielfach modificirt, haben zum großen Theil geſetzliches Leben gewonnen, Fürſten und Volksvertreter, alle politiſchen und ſocialen Parteien haben dafür und dagegen gerungen.

Die Männer, welche an dem Hambacher Feſt mit ganzem Herzen Theil nahmen, nannten ſich ſelbſt zum Unterſchied von den gemäßigten Liberalen die Entſchiedenen. Ihnen allen war wohl gemeinſam, daß ſie die Herrſchaft der erlauchten Familien in den deutſchen Staaten für eine ungemüthliche Erfindung der Vergangenheit hielten, welche ſchwerlich anders als durch Beſeitigung des monarchiſchen Prinzips unſchädlich gemacht werden könnte. Denn man merke wohl, ſie

waren fast sämmtlich aus den Staaten des Rheinbundes. Wer aber näher zusieht, erkennt leicht, daß unter ihnen schon damals zwei grundverschiedene Auffassungen der Politik hervortraten. Die einen stehen in Abhängigkeit von der französischen Bildung jener Jahre, sie verkünden Solidarität der liberalen Interessen in Europa, die Pflicht für jedes fremde Volksthum sich zu begeistern, sind nicht frei von communistischen Ideen und begünstigen den Kampf gegen das Capital. Die andern stehen fest auf deutscher Nationalität, betrachten die demokratische Bewegung Frankreichs mit Mißtrauen und sind dem Treiben der Socialisten abhold. Es waren diese beiden Richtungen, welche sich achtzehn Jahre später in den badischen Kammern und anderswo feindselig trennten, die erstere steht noch heut in schwächlichem Kampf gegen das neue Staatsleben der Deutschen, die zweite hat ihre Versöhnung mit dem monarchischen Prinzip geschlossen und wird durch die liberalen Parteien unseres Staates vertreten.

Freilich waren damals auch die deutsch gesinnten Patrioten, welche sich nicht mit den unsicheren Träumen von allgemeinem Weltbrand und europäischer Republik befriedigten, in verhängnißvoller Unsicherheit über den Umfang ihres künftigen Deutschlands. Wie die österreichische Ländermasse dazu stehen sollte, wußte keiner zu sagen. Es ist noch lange nachher ein ganzes Jahr parlamentarischer Verhandlungen nöthig gewesen, um darüber einen politischen Gedanken zu erzeugen. Und ferner war ihnen das Wesen des preußischen Staates fast unbekannt. Sie vergaßen gern, daß Preußen damals vierzehn Millionen Deutsche umfaßte, fast mehr als die kleineren Bundesstaaten zusammen, und daß eine festorganisirte Einheit, die bereits die reichliche Hälfte des Ganzen war, bei jeder Neubildung deutscher Verhältnisse ein entscheidendes Wort sprechen mußte. Gern trösteten sie sich mit der Annahme, daß man auch in Preußen sehr unzufrieden sei und daß viele aus der Rheinprovinz gern unter ihnen getagt hätten, nur daß sie die heimische Polizei scheuten. Ja, die preu-

ßische Regierung war ihnen besonders anstößig. Der König hatte seinem Volke eine Verfassung verheißen und sein Versprechen nicht erfüllt, die preußische Diplomatie suchte mit besonderem Eifer die liberalen Anläufe der süddeutschen Kammern zu verdächtigen, Preußen galt für einen Militärstaat, der doch nicht den Muth habe eine kriegerische Politik zu verfolgen, die preußischen Landschaften endlich ließen sich mit unerträglicher Fügsamkeit das harte Staatswesen gefallen. Man hatte im Süden keine Ahnung, wie groß dort im Osten die Armuth, der Mangel an Capital und an überschüssiger Menschenkraft nach zehn Jahren des Krieges, einer feindlichen Occupation, einer systematischen Aussaugung des Landes und nach einer unerhörten Anspannung für die Befreiung geworden war, man wußte nicht, wie sehr das Gedeihen der alten Provinzen durch die russische Grenzsperre niedergehalten wurde, wie Handel und Handwerk in mehren hundert Städten noch nach dem Frieden zurückkamen, wie langsam dort die Ersparnisse zu Capitalien zusammenflossen und wie diese Ersparnisse des Volkes durch Jahrzehnte fast sämmtlich verwendet wurden, um in dem Creditsystem der Landschaften die ruinirten Grundbesitzer zu erhalten und einen allgemeinen Bankerott abzuwehren. Wahrlich die Zustände der alten Provinzen Preußens in jener Zeit, noch niemals wahrheitsgetreu geschildert, wären wohl der brüderlichen Theilnahme des deutschen Westens werth gewesen. Denn dort im Osten war kaum eine Familie, die nicht an Gut und Leben ihrer Angehörigen schwer beschädigt war und sich in der lebenden Generation mühsam heraufrang. Die Deutschen von der Elbe bis zum Memel hatten hohen Preis dafür gezahlt, daß Schwaben, Alemannen und Pfälzer die Möglichkeit erhielten, in ihren Kammern mit einer deutschen Regierung um verfassungsmäßige Freiheit zu streiten. Daß bei solcher Lage des Staates auch die äußere Politik Preußens lange unfrei war und ängstlich beflissen, im Bann der heiligen Allianz die mühsam geschaffene Ordnung zu bewahren, war nicht unnatürlich, und darum wird das

Urtheil der Geſchichte über das Syſtem Friedrich Wilhelm III. dereinſt vielleicht milder ſein als das ſeiner Zeitgenoſſen war. Schon im Jahr 1832 hing das politiſche Geſchick Deutſchlands weit weniger an den Kammerverhandlungen im deutſchen Weſten als an der Höhe des Tagelohns in Schleſien und der Mark. Daß die Liberalen Süddeutſchlands davon keinerlei Kunde hatten, war der Grundfehler ihrer Rechnung. Unterdeß übten in Preußen dreitauſend Turnlehrer, zu denen der Staat großentheils Söhne des armen Adels verwandte, die Söhne lithauiſcher Waldhütten und die Söhne der Großbürger von Cöln zu ſtreitbaren Männern, welche dadurch immer noch viel mehr von Zucht und Hingabe an den Staat erhielten, als damals die patriotiſchen Veranſtalter des Hambacher Feſtes der großen Maſſe ihrer Landesgenoſſen zu geben vermochten.

Uns wird es leicht dies zu überſehen und es iſt geringes Verdienſt, den Irrthum eines früheren Geſchlechtes darzulegen. Worin jene Männer irrten, das haben ſie ſelbſt ſchwer gebüßt, viele mit Glück und Leben, aber ſie waren damals, wenn auch ebenſo einſeitig und beſchränkt wie ihre Gegner in den Regierungen, doch in vielen Gedanken, die ſie verkündeten, Vertreter der idealen Habe unſerer Nation und der großen politiſchen Wahrheiten, auf denen jetzt das Staatsleben der Deutſchen ruht. Sie haben verkündet und ſind vergangen, damit wir leben. Das darf auch den Gefallenen die Nation nicht vergeſſen. Vieles in jenen Anfängen erſcheint uns ſchwächlich, es waren in Wahrheit harte, aufreibende und menſchenvertilgende Kämpfe, von beiden Seiten ſanken die Opfer, es waren nicht deutſche Journaliſten und Profeſſoren allein, welche darum in Irrſinn endeten, und es waren nicht Journaliſten und Handwerksgeſellen allein, welche darum aus dem Lande ihrer Väter in die Verbannung getrieben wurden.

Für Mathy war der Beſuch des Hambacher Feſtes folgenreich. Nicht nur, weil er dabei den Kreis ſeiner politiſchen Bekannten mehrte und weil ſein erſtes Zeitungsunternehmen ſich an die An-

regungen dieſes Tages knüpfte. Wichtiger noch wurde das Feſt für ſeine ſpäteren Jahre und in anderer Weiſe als vielleicht er ſelbſt in der Feſtſtimmung für möglich gehalten. Hier hatte er eine außerordentliche Zahl anſehnlicher Männer in politiſchem Rauſche geſehen, voll von Eifer und Zorn. Und kurze Zeit nachher, als es darauf ankam Ueberzeugung zu bethätigen und einen männlichen Willen zu erweiſen, wie beſtand die Mehrzahl? Wie bewährten ſich die helltönenden Redner und die jubelnden Hörer? Auch ſolche, die nicht ſtreng geprüft wurden, wie unſicher, kühl, furchtſam wurden ſie nach der Heimkehr und Ernüchterung. Er ſelbſt war ſchon ſeiner Anlage nach allem Schwulſt und gebauſchter Rede abhold, aber die kalte Nichtachtung, mit welcher er ſpäter bei jeder Gelegenheit Phraſen der Tribüne und geräuſchvolle Volksdemonſtrationen betrachtet hat, die verdankte er unter anderm auch den Erfahrungen, die er nach dem Hambacher Feſte an ſich und ſeinen deutſchen Zeitgenoſſen machte.

6.

Der Zeitgeiſt.

Durch die neue Preßfreiheit Badens wurde Mathy zur Herausgabe einer politiſchen Zeitſchrift angeregt. Auch die Eindrücke des Hambaches Feſtes führten ihn dazu, es war Loſungswort der liberalen Oppoſition, daß durch neue Lokalblätter in den kleinen Kreiſen des Volkes das Verſtändniß für Fragen der Gegenwart geſteigert werden müſſe. „Der Wächter am Rhein" aber, zu dem Mathy gearbeitet, war ſeitdem in ſeinen Angriffen gegen beſtehende

Staatsgewalten so heftig aufgeflackert, daß Mathy mit dem Blatt unzufrieden wurde.

Am 14. Juni 1832 wurde das Probeblatt ausgegeben, Anfang Juli die erste Nummer der neuen Zeitschrift: „Der Zeitgeist, ein Volksblatt für Deutschland." Karlsruhe, bei W. Hasper. Das Blatt auf Actien gegründet erschien zweimal, dann dreimal wöchentlich, zwei Jahre hindurch bis zum Oktober 1834; es sollte eine wesentlich politische Zeitschrift sein mit belehrender Tendenz, welche die politischen Neuigkeiten in bequemer Uebersicht zusammenfaßte, und Correspondenzen über lokale Angelegenheiten brachte, vor allem Artikel über Tagesfragen, über Pflichten und Rechte des Staatsbürgers, gegen Tyrannei und Uebergriffe der Beamten, über Verfassung und öffentliches Recht des Auslandes u. s. w. Vorbild für die Einrichtung wurde die deutsche Tribüne, welche Wirth seit dem 1. Juli 1831 in München, später in Homburg herausgab.

Die politischen Blätter, welche überall in Süddeutschland erstanden, gehören zu den bedeutsamen Erscheinungen jener Jahre des erwachenden politischen Interesses, sie bezeichnen einen Fortschritt im Gebiet des rheinischen Guldens gegenüber der faden Belletristik, welche damals noch das literarische Kleinleben in den Ländern des Thalers darstellt. Während in der Mark der Beobachter an der Spree, in Schlesien der Hausfreund, in Dresden mit höheren Ansprüchen Theodor Hells Abendzeitung und in Leipzig ein halbes Dutzend ähnlicher Blätter schwache Gedichte und fade Novellen in das Haus des wohlhabenden Bürgers trugen, verbreiteten kleine süddeutsche Zeitschriften in sehr entschiedener Parteifärbung Kunde von den großen realen Angelegenheiten der Nation. Sie hatten einen engen Wirkungskreis, wenn nicht der Name des Herausgebers einmal entferntere Leser anzog, die meisten mögen wohl wie der Zeitgeist höchstens tausend Abonnenten gezählt haben, denn sie lagerten dicht nebeneinander, weil jede Stadt, die ansehnlich in ihrer Land-

ſchaft ſtand, ihr eigenes Blatt begehrte, ſie hatten deshalb auf Lokalintereſſen Rückſicht zu nehmen und wußten ſich nicht immer gegen Klatſch zu wahren, aber die Richtung aller war nach den großen politiſchen Angelegenheiten. Viel Phraſe und übel gerichteter Jugendzorn kam in ihnen zu Tage, aber auch nicht gemeines Talent. Den liberalen Blättern traten bald conſervative und ultramontane entgegen, und bis zum Jahre 1848 knatterte im ganzen Südweſten trotz Cenſur und Verfolgungen das Tirailleurfeuer der jungen Krieger von der Preſſe. Dort wurde die Thätigkeit eines Redakteurs ein gewöhnlicher Weg zum Volksvertreter und Politiker, faſt jeder Führer der Oppoſition ſtand in Verbindung mit einem oder mehren Blättern und benutzte die Spalten, anzugreifen oder zu vertheidigen. Und es iſt eine ernſte Betrachtung, welche Summe von Geiſteskraft und Arbeit in den kleinen Kreiſen des vielgetheilten Vaterlandes damals für politiſche Wirkungen verausgabt werden mußte, wie knapp die Geldmittel und wie unſicher das Leben der Zeitſchriften und ihrer Leiter war. Iſt doch noch jetzt der Verbrauch von Menſchenkraft in der deutſchen Tagespreſſe vielleicht zehnmal ſo groß als in Frankreich und England.

Es iſt deshalb lehrreich, das Stillleben des Zeitgeiſtes zu betrachten. Mathy durfte ſchon darum nicht ſein Blatt als Redakteur zeichnen, weil nach dem Geſetz für dieſe verantwortliche Thätigkeit außer badiſchem Staatsbürgerrecht auch ein Alter von mehr als dreißig Jahren nothwendig war. Da in Baden die neuen Journaliſten der Oppoſition faſt ſämmtlich in jugendlichem Alter ſtanden, mußten Strohmänner als verantwortliche Herausgeber genannt werden. Der Mann, welcher beim „Zeitgeiſt“ ſolcher Anforderung zu entſprechen hatte, war nach Wahl der Druckerei Erasmus Bartlin, der Packer und Ausläufer. Als dieſem angezeigt wurde, daß er zum Redakteur beſtellt ſei und dafür einen Gehalt von 36 Kreuzern für die Woche beziehen werde, hatte er zwar gegen den Titel an ſich

nichts einzuwenden, weigerte ſich aber bedächtig in eine Steigerung ſeiner Einnahme zu willigen, weil er ein ſtarkes Mißtrauen gegen die Zumuthungen hatte, die man ihm dafür machen werde. Indeß fand er ſich bald in ſein neues Amt, erhielt ein Gefühl ſeiner Bedeutung und trug in einem neuen Rocke die Zeitung durch die Straßen aus. Waren die Karlsruher mit irgend einem Zeitgenoſſen unzufrieden, ſo ſagte Erasmus beruhigend: „Der Mathy und ich werden's ihm ſchon geben," wenn er aber die Nummer zum Cenſor trug, ſtellte er mit Selbſtgefühl ſich allein vor: „Hier bringe ich mein Blatt." Einſt hatte die Zeitung über Confiscation einer Nummer Beſchwerde erhoben und Erasmus mußte als Redakteur mit dem Rechtsanwalt nach Raſtatt an das Hofgericht. Da verſprach er bei der Abreiſe tapfer: „Wenn ich hinauskomme, denen werd' ich's ſagen," und da das Blatt Recht bekam, triumphirte er laut und freute ſich ſeiner Tüchtigkeit. Sonſt erwies er ſich in jeder Weiſe eifrig für ſeine Zeitung und als Mathy ſpäter in Unterſuchungshaft kam, trug er ihm treulich das Eſſen zu. Nur mit den Setzern ſtand er auf geſpanntem Fuß, ſie neckten ihn, und als der „Zeitgeiſt" einſt unter ſeinen Anzeigen als Naturwunder einen Herrn aus Afrika ankündigte, mit außerordentlichem verfilztem Haarwuchs, ſonſt von liebenswerthem Charakter und guter Tenorſtimme, und ein kleiner Holzſchnitt die ſeltſame Geſtalt dem ſchauluſtigen Publikum empfahl, da hatten die boshaften Setzer es gerade ſo eingerichtet, daß der geſperrte Name des Redakteurs Bartlin unter das groteske Bruſtbild zu ſtehen kam. Darin erkannte Bartlin mit Recht eine beabſichtigte Kränkung und weigerte ſich dieſe Nummer zu colportiren.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß Mathy als Journaliſt in Vielem die Färbung theilte, an welcher damals die Entſchiedenen des deutſchen Liberalismus erkannt wurden. Was bei Anderen als Strohfeuer loderte, war bei ihm heiße Gluth, und die mühſam gebändigte Energie ſeiner Empfindung gab zuweilen ſeinem Ausdruck eine

Strenge, welche die Betroffenen ſehr verletzte und der kriegsluſtigen Jugend die Anſicht nährte, daß dieſem Genoſſen das wildeſte Wagniß nach dem Herzen ſein müſſe. Aber Mathy war darin klarer, ja, und auch beſſer als andere, daß er gewaltſame That, welche den ſchwachen Rechtszuſtand zerbrechen wollte, niemals billigte, und wo ihm ein ſolcher Plan vertraut wurde, aus ſeiner Abneigung niemals einen Hehl machte. Es war nicht nur ſein Verſtand, welcher die verhältnißmäßige Stärke des beſtehenden Syſtems und die große Schwäche eines unpolitiſchen Volkes erkannte, es war auch bei einem beherzten Mann, der ſonſt ſein eigenes Leben und Glück nur zu leicht auf das Spiel ſetzte, eine ſtarke ſittliche Empfindung, innerer Widerwille gegen Geheimtreiben und Verſchwörung und gegen die Benutzung gläubiger Gemüther. Nicht die republikaniſche Form, ſondern der männlichere Sinn der Regierten und das Wachsthum ihrer Lebenskraft müſſe zu größerer Freiheit verhelfen, alles Heil ſei von einer geſetzlichen Oppoſition zu hoffen, welche Schritt für Schritt den Beamtendespotismus einſchränke, indem ſie den durch Geſetz und Verfaſſung geſtatteten Kampf unermüdlich fortführe. Da in Preußen und Oeſterreich die Möglichkeit eines ſolchen legalen Kampfes mit der Regierung nicht vorhanden war, ſo betrachtete er beide Staatsregierungen als die großen Feinde der Freiheit, aber er begriff aus der Ferne doch ſoviel von dem preußiſchen Staatsweſen, daß er die Bedeutung einſah, welche Preußen für Deutſchland haben könne, und er zürnte deshalb der Schwäche und Unſelbſtändigkeit zu Berlin. Auch er war noch geneigt, jeden Kampf eines fremden Volkes gegen die Mächtigen in poetiſcher Verklärung zu ſehen, aber er war vor Allem gut deutſch, der zornig aufflammte, wenn fremde Prätenſion die Tüchtigkeit der Landsleute angriff; der Pfälzer mochte das Lebhafte und Anmuthige der franzöſiſchen Art ſehr gern leiden, aber er haßte die Anſprüche der Nachbarn recht innerlich. Vor allem aber war er völlig unberührt von der Frivolität, welche in

die deutsche Literatur gedrungen war, und obenan stand ihm, daß der höchste Vorzug deutscher Natur die Achtung jeder religiösen Ueberzeugung und die Innigkeit der Ehe und des Familienlebens sei. Als er einige Jahre später in der Schweiz erfuhr, daß Gutzkow seiner Wally wegen durch das badische Preßgesetz verfolgt werde und in Untersuchungshaft gekommen sei, schrieb er: „Ich theile die Ansichten von Herrn Gutzkow und Comp. über religiöse und moralische Gegenstände durchaus nicht, allein die Art, wie man gegen sie verfährt, empört mich. Man lasse die Leute schreiben, ist ihre Sache schlecht, so wird sie schon gehörig gewürdigt werden.“ Er war als Journalist in der glücklichen Lage, daß er über Staatswirthschaft und Verwaltung gründliche Vorbildung mitbrachte, und nicht nur als fleißiger Schüler seiner Lehrer, welche unter den besten zählten. Er hatte auch in diesen Fragen einen merkwürdigen praktischen Instinkt, er begriff sehr wohl, daß keine Theorie der Nationalökonomen für den Staatsmann die Bedeutung eines gesetzgebenden Herrn, nur die eines eifrigen Freundes haben dürfe, den der Schaffende mit Neigung anhört, ohne ihm das eigene Urtheil in bestimmtem Fall gefangen zu geben. Er war vor jeder neuen Frage bemüht, sich durch angestrengte Arbeit eine möglichst genaue Kenntniß der wirklichen Verhältnisse zu gewinnen, bevor er sich eine Ansicht bildete, und er machte dafür die umfassendsten Detailstudien. Wo er einmal fehlgriff, geschah das nie aus falscher Doktrin, sondern weil die Beobachtungen, auf denen seine Ansichten ruhten, unvollständige waren, und deshalb ist bei ihm mit der Vermehrung seiner Erfahrungen ein steter und sicherer Fortschritt zu erkennen. Der junge Schriftsteller war in die Opposition getrieben und sein Talent machte ihn zu einem lästigen Gegner der Regierung. Doch er fand nach seiner ganzen Natur vielleicht einmal Freude am Kampf, aber niemals Befriedigung in der Opposition als solcher. Er war angelegt zum Lehrer und Bildner seines Volkes, vielleicht des Staates, und

es war ein Unglück seiner Zeit und er hat es immer als ein Unglück für sich selbst gefühlt, daß sein ehrlicher Liberalismus zum Kampf gegen die schaffenden Gewalten des Staates genöthigt war.

Hoffnungsvoll begann Mathy seine Zeitung. Auch ihm war es ein gutes Gefühl als junger Redakteur zum ganzen Volke zu sprechen; dies war ja ein bescheidenes Unternehmen, aber er durfte sich zutrauen etwas daraus zu machen, nicht lange und seine Thätigkeit mochte ihn in den Stand setzen, die Geliebte heimzuführen. Er begann die erste Nummer mit dem Aufsatz: Wie soll der Bürger seine Theilnahme am öffentlichen Leben kundgeben? Diese Nummer wurde am 4. Juli ausgegeben, den Tag darauf beschloß die Bundesversammlung zu Frankfurt, daß die Preßfreiheit in Baden — trotz einem vorsichtigen Preßgesetz — mit der Sicherheit Deutschlands unverträglich sei. So wurden die jungen Lebenshoffnungen des Redakteurs nach den ersten Stunden an der Wurzel geknickt. Der Zeitgeist druckte in einer der nächsten Nummern das verhängnißvolle Protokoll der Bundesversammlung: Maßregeln für Ordnung und Ruhe, vollständig ab und umgab die Nummer mit einem Trauerrand. Wohl war für Mathy Grund zur Trauer, die neue Pflicht, welche er auf sich genommen hatte, bedrohte ihn jetzt mit einem widerwärtigen unabläſſigen Kampf, der stets demüthigend und stets sieglos sein mußte und auch das wackerste Herz mit Erbitterung füllte, mit dem Kampf gegen die Censur.

Er merkte sogleich das Leiden. In einer der folgenden Nummern, welche das neue Censuredikt Badens mittheilte, wurde ihm die Betrachtung, die er darüber angestellt, gänzlich gestrichen, und der Text des Blattes hatte einen weißen Bogen.

Die Jüngeren des lebenden Geschlechts kennen die Censur nur vom Hörensagen. Gegen kein Leiden des alten Beamtenstaates sind so viele Dintenfässer geworfen und so starke Donnerschläge von der Tribüne geschleudert worden. Aber die heftigsten Anklagen gegen

...wiederwärtig zu ma
ſchien der Hochmuth und unerträglich die
nahm dem Volk das Urtheil über ſeine eig
und jedes freie Wort in den Hals des Sp
Selbſt die wohlmeinende Regierung erſchien
als ein pedantiſcher, beſchränkter, feindſel
genau dieſelbe boshafte Schadenfreude, welch
in den Schülern entwickelt, fühlte der
der ſtreichenden Staatsgewalt. Mathy h
ſpäter einmal die ganze erbitterte Stimmun
Regierungen, welche bis 1848 ſo charakteriſtiſch
ein Leiden des Cenſurſtaats nannte. Bei je
Schriftſteller, der über Tagesfragen ſchrieb,
war in einem Zuſtand beſtändiger Gereiztheit
eigenes Urtheil in die Oeffentlichkeit zu bring
läſſiger Hader der Liſt mit unvernünftiger
ihm die Verſuchung, ironiſch mit verſteckten S
wo er nicht mit offenem Wort kämpfen durfte
und doch boshaft anzudeuten. Und ebenſo war
Leſer gewöhnt zwiſchen den Zeilen zu errathen
malen. Da hingegen, wo der Schriftſteller
konnte, brach der Eifer in übermäßig
weil man der

macht haben, etwas von den Eigenheiten des Censurstyls zu erkennen, von furchtsamer Zurückhaltung, kleinem Witz und Phrasen. Auch darum ist der deutliche und feste Ausdruck in den Aufsätzen Mathy's aus jener Zeit erfreulich, er sticht gut ab gegen den Ton anderer Blätter. Und nur da, wo seine Rede eine humoristische Färbung erhielt, durfte man noch in späteren Jahren aus den allzu feinen Strichen und dem vorsichtig verhaltenen wohlerwogenen Ausdruck schließen, daß auch ihm in der Jugend die Laune durch die Rücksicht auf einen argwöhnischen Censor gebändigt worden war.

Wehmüthig waren die Erfahrungen, welche der Zeitgeist unter der restaurirten Censur machte. Im zweiten Quartal hatte Mathy nach einer Rundreise des Großherzogs einen Haupt-Artikel geschrieben: „Der Kalif Achmet", in welchem er erzählt, wie ein wohlmeinender Fürst des Orients durch seine schlauen Minister über die Stimmung des Landes getäuscht wird, dabei hatte er einige Minister ohne Vorliebe, aber mit Laune portraitirt und ihre Namen in's Griechische übersetzt. Diese Geschichte machte gewaltiges Aufsehen, denn der Censor hatte die Anspielungen und die griechischen Namen nicht verstanden und das Stück als eine orientalische Lesefrucht sorglos durchgehen lassen. Dafür erhielt er einen Verweis, wurde natürlich argwöhnisch und strich seitdem mit zorniger Entschlossenheit. Vollends nach dem Frankfurter Attentat im nächsten Jahre übte er sein Amt ohne alle Barmherzigkeit, fast jede Nummer hatte lange Censurlücken, und seine Striche wurden — was damals noch erlaubt war — durch leere Stellen, weiße Blätter, dicke schwarze Striche oder durch das Wort „Censurlücke" in außerordentlich fetter Schrift bemerkbar gemacht. Ja, der Censor begnügte sich nicht zu streichen, er fügte auch einer Mittheilung zu: „Wird auf höheren Befehl als falsche Nachricht bezeichnet, Polizeiamt der Residenz." Eine Zeitlang übte ein Ersatzmann des Censors diese zerstörende Thätigkeit in ganz ungewöhnlicher Weise. Da er den Auftrag hatte in jeder Nummer kräftig zu wirken, so strich

er ohne Wahl bald den Anfang, bald das Ende eines Artikels, zwang den Autor eine Erörterung mit „und" anzufangen oder ließ den Vorderſatz ſtehen und tilgte den Nachſatz, alles ohne ſich ſonderlich um den Inhalt zu kümmern; er vernichtete eine harmloſe phrenologiſche Betrachtung, welche der Dorfzeitung entnommen war, daß nämlich die Schädellehre den Kopf Napoleons für einen dummen Kopf erkläre, deſſen Eigenthümer ein ſimpler braver Mann geweſen ſei, während doch der Kopf in Wirklichkeit das gerade Gegentheil bewieſen habe. Darüber verlor Mathy die Geduld und ſtellte den Mann in der Amtsſtube zur Rede: dieſe Art zu ſtreichen ſei völlig ungeſetzlich, ja verbrecheriſch; und wir fürchten, er ſagte dem Cenſor, ſie ſei ein Unſinn und Blödſinn. Der Beamte war ſo eingeſchüchtert, daß er nichts dagegen zu bemerken wagte. Doch half die Scene nur auf kurze Zeit.

Derſelbe Schlag, welcher ſein junges Unternehmen traf, warf ihn auch aus ſeiner Beamtenlaufbahn. Wahrſcheinlich wäre der Conflikt zwiſchen ſeinen Amtspflichten und ſeinem Redaktionsgewiſſen auch ohne Wiederherſtellung der Cenſur nicht ausgeblieben. Denn die Regierung, wie wohlmeinend ſie im Ganzen war, ſtand doch der liberalen Oppoſition oft abweiſend gegenüber und hätte in die Länge an ihrem jungen Beamten literariſche Thätigkeit auf eigene Hand ſchwerlich ertragen. Indeß Mathy war unter dem Preßgeſetz gar nicht als Redakteur verantwortlich, und die Regierung mochte nicht ſofort Veranlaſſung zur Unzufriedenheit gefunden haben, wenn ſie eigener Ueberzeugung folgen durfte. Jetzt aber wurde ſie von Frankfurt ſtark bedrängt und hatte keine Wahl, ſie mußte energiſch gegen ihre Preſſe einſchreiten. Daß Mathy den Zeitgeiſt leitete, war in Karlsruhe bekannt, ein neues politiſches Blatt war ohnedies damals eine wichtige Sache, auch der Trauerrand hatte großes Aufſehen gemacht. Dennoch wollte die Regierung den vielverſprechenden Beamten nicht verlieren, man häufte die Akten in ſeiner Stube, um

ihm die journaliſtiſchen Allotria unmöglich zu machen. Das war vergebens, ſeine Arbeitsfähigkeit ſchien unbegrenzt, er ſchrieb in der Nacht, und nicht nur in den Zeitgeiſt, auch als Correſpondent der Allgemeinen Zeitung. Sein wohlwollender Chef, Finanzminiſter Böckh ließ ihn kommen: „Wenn Sie ſich entſchließen können, Ihre ganze Kraft der Regierung zur Dispoſition zu ſtellen, ſollen Sie eine Carrière machen, wie noch nie jemand in Baden.“ Darauf Mathy: „Das heißt ja wohl, ich ſoll für die Regierung ſchreiben?“ Böckh: „Allerdings.“ Mathy: „Nun, Excellenz, mit Ihnen wollte ich's wagen, wir beide würden mit einander fertig, aber Ihre Herren Collegen —.“ Da blieb der Regierung nichts übrig als den unbotmäßigen Beamten zu entlaſſen. Am 21. Auguſt 1832 wurde durch Entſchließung des Staatsminiſteriums ſeine Enthebung von der Secretärſtelle ausgeſprochen. Doch blieb er Kammerpraktikant, — dieſe Würde war in Baden gewiſſermaßen unzerſtörbar — und ſtand unter dem Staatsdienergeſetz, behielt auch vorläufig ſeine Nebengeſchäfte, Regelung der Grundſteuer in einigen Ortſchaften.

Mathy war nicht mehr Beamter, er hatte den kleinen Gehalt verloren und ihm wurde ſchwer, den Zeitgeiſt durch die Klippen der Cenſur zu ſteuern. Dennoch behielt er eine fröhliche Zuverſicht, er verdiente durch Correſpondenzen und auch etwas beim Zeitgeiſt, und er konnte noch viel mehr arbeiten, wenn es Noth that, Stunden geben, ein Buch ſchreiben; er fühlte ſich gehoben durch das achtungsvolle Vertrauen, das ihm die Führer der Oppoſition zollten, und er war der Liebe ſeiner Anna ſicher. Er überlegte mit ihr, beide muthig, voll Glauben an die Menſchheit; die Vermählung wurde beſchloſſen und Mathy arbeitete mit doppeltem Eifer, um für den neuen Haushalt eine kleine Sparbüchſe zu füllen. Er hatte darum auch den Staat zu fragen. Denn als Kameralpraktikant war er nach badiſchem Geſetz verpflichtet, die Erlaubniß zur Ehe einzuholen, welche an den Nachweis eines Vermögens von 8000 Gul-

den geknüpft wurde. Er bat am 26. Mai 1833 das Finanzministerium, ihm entweder den Nachweis zu erlassen — was in anderen Fällen wohl geschehen war — oder ihn aus der Praktikantenliste zu streichen, um, wie er sich ausdrückte, „mich auf diese Weise der Pflichten eines Verhältnisses zu entheben, dessen Rechte zu genießen ich, ungeachtet vierjähriger treugeleisteter Dienste, keine, oder doch nur sehr problematische Aussichten habe." Er wurde sofort entlassen und ihm die kleinen Nebengeschäfte abgenommen.

Da grade in den Wochen, wo er dem ersehnten Glück so nahe war, traf es ihn wieder wie ein Wetterschlag aus heiterm Himmel.

Am 3. April 1833 war der kopflose Tumult zu Frankfurt gewesen, Mathy hatte völlig nichts damit zu thun gehabt. Als einige Tage vorher Rauschenplat bei ihm eingetreten war und Andeutungen davon gemacht hatte, da war ihm der jüngere Mann ein Warner geworden, und als die Nachricht von dem Straßenlärm nach Karlsruhe kam, hatte Mathy gegen die Freunde seine Mißbilligung ausgesprochen. „Sie haben es gut gemeint, aber dumme Streiche gemacht," sagte er damals. Doch er war ein warmherziger Deutscher, er war als Freund buchstäblich treu bis zum Tode, jeder politisch Verfolgte war ihm ein mitleidwerthes Opfer der schlechten Gegenwart, und selbst wenn er die Person des Verfolgten nicht ehren konnte, war ihm genug, wenn einer in Noth und Jammer zu ihm Vertrauen hatte, in solchem Fall wurde ihm jeder Fremde der Nächste, und er frug wenig nach dem Gesetz. Und gar nicht nach dem eigenen Heil. Diese Zuverlässigkeit hatte ihm unter der politischen Jugend des Südens den Ruf eines treuen Nothhelfers verschafft, und zu ihm kamen politische Flüchtlinge in der letzten Angst um Freiheit und Leben, auch wenn sie ihn vorher kaum gekannt hatten. Seit er nicht mehr im Staatsdienst war, betrachtete er bei solchem Helferamt die verfolgenden Regierungen nur als politische Gegner. Und er handelte darin ganz im Einverständniß mit seiner Verlobten. Ja

es darf nicht verhehlt werden, daß er ſie bei dieſen polizeiwidrigen Lebensrettungen ſogar als Gehülfin benutzte. So fand er einſt in ſeiner Wohnung einen Zettel, der ihn aufforderte in den Gaſthof „Die Sonne" zu kommen, ein Fremder bringe ihm Grüße von Mannheim. Als Mathy in die Gaſtſtube trat, traf er einen Herrn, der ihm mit den Augen winkte, er erkannte einen Oſtfrieſen Köhler, den er früher einmal in Mannheim als Reiſenden für irgend eine politiſche Propaganda geſehen hatte. Köhler ſagte ihm vor dem Kellner: „ich habe Aufträge für Sie", und als der Kellner das Zimmer verlaſſen hatte, flüſterte er: „ich bin auf der Flucht, dem Gensdarm und dem Gefängniß entronnen, ich habe keinen Hut, kein Geld, ich bin die ganze Nacht gelaufen, will nach Straßburg." „Bleiben Sie ſitzen," ſagte Mathy kurz, „ich hole den Hut." Er kaufte dieſe Legitimation des deutſchen Bürgers für freie Luft und führte den Fremden darunter auf die Straße. Unterdeß war die Flucht des Köhler der Polizei nach Karlsruhe gemeldet. Auf dem Wege trafen Beide einen Polizeicommiſſar: „Wollen Sie vorangehen," ſagte Mathy, „ich habe mit dem Herrn von der Polizei etwas zu ſprechen," er hielt den Beamten auf und verhinderte ihn an der Beobachtung des Begleiters. Aber bei Mathy konnte der Flüchtling unter dieſen Umſtänden nicht weilen. Da faßte Mathy den verzweifelten Entſchluß, den Mann in der Wohnung ſeiner Braut unterzubringen; Anna ging zu einer Freundin und verweilte dort unter einem Vorwande während der Nacht; der Flüchtling wurde in Anna's Stube verſchloſſen, am andern Morgen in Begleitung der Damen durch einen Miethwagen fortgebracht. Mathy traf denſelben Mann ſpäter in der Schweiz, er iſt in London als Flüchtling auf der Straße verhungert.

In ähnlicher Weiſe brachte Mathy noch drei Andere — der letzte war ſein Schwager Franz — heimlich durch die Grenzwachen nach der Rheinpfalz und Frankreich, bei Nacht auf Schmugglerpfaden unter perſönlicher Gefahr, mit trotzigem Herzen und zum Aeußerſten entſchloſſen.

Es war nicht zu vermeiden, daß die Polizei von dieſer hülfreichen Thätigkeit des jungen Journaliſten eine Ahnung erhielt. Zwar in Baden war man nicht grade befliſſen zu verfolgen, aber die Geflüchteten ſelbſt ſorgten dafür, der Centralcommiſſion in Frankfurt Andeutungen zu den Akten zu ſenden, denn ſie hatten eine verzweifelt gemüthliche Weiſe ihr Verſchwörungswerk mitzutheilen, ſie ſprachen gern vertraulich in den Schenken und ſandten zur Heimath höchſt vertrauliche Briefe in Hut und Felleiſen wandernder Handwerksburſchen, welche zuverläſſig der Polizei in die Hände wandelten. Durch einen ſolchen Brief kam Mathy als Fluchtbeförderer in die Akten und Ende Mai 1833 erhielten die Behörden in Karlsruhe den Auftrag, eine Unterſuchung gegen ihn zu eröffnen. Er war grade in der Kammer und mit dem Kammerbericht beſchäftigt, als er verhaftet wurde, man hielt Hausſuchung in ſeiner Wohnung und fand dort Exemplare eines anſtößigen Liedes auf die Getödteten von Frankfurt, welches allerdings auf ſeinen Betrieb an einem Sonntag Nachmittag in der Hasperſchen Druckerei geſetzt worden war.

Ach, es war unmittelbar vor dem Tage, den er ſeit Jahren heiß erſehnt und mit aller Anſpannung ſeiner Kraft herbeizuführen geſucht hatte. Die Trauung war beſtellt, das Brautkleid fertig, der Brautkranz gebunden, da kam ſeiner Braut nach Schwetzingen, wo ſie bei ihrer Schweſter, der Amtsphyſikus Wilhelmi lebte, die Schreckenskunde. Sie eilte ſogleich nach Karlsruhe und ſetzte durch, in den Rathhausthurm geleitet zu werden, wo Mathy in Haft ſaß. Seine erſten Worte waren: „Es kommt doch nicht in's Stocken mit der Hochzeit?“

Er blieb etwa vier Wochen in Haft, wegen der Flüchtlinge war nichts Gravirendes auf ihn zu bringen, nur die Ermittelung, wo jenes Gedicht gedruckt ſei, verzögerte ſeine Freilaſſung. Da beſchloß Mathy der Sache ein Ende zu machen, und als ſein Freund, der Faktor Malſch von der Hasperſchen Druckerei — jetzt Oberbürgermeiſter zu Karlsruhe — vor den Stadtdirektor Baumgärtner gela-

den wurde, um mit Mathy confrontirt zu werden, ging Mathy auf Malsch zu, reichte ihm die Hand und sagte offen: „Verzeih, ich habe gesagt, daß du es gedruckt hast, denn dies ist der einzige Grund, weshalb ich in Haft gehalten werde."

Endlich am 16. Juli kam Mathy mit zwei Freunden in Schwetzingen an, am 17. Juli war die Trauung im Hause Wilhelmi's durch den katholischen Pfarrer, dessen Kirche die Braut angehörte. Nach der Trauung führte Mathy seine junge Frau nach Karlsruhe in die neue Wohnung auf der kleinen Herrenstraße. Dort eine Treppe hoch hatten die Verlobten ein artiges Quartier eingerichtet, in der Mitte eine Stube mit zwei Fenstern, zu jeder Seite eine kleinere Stube, dazu Küche und schätzenswerthe Bodenkammer; es war Alles sehr hübsch. Mathy war glücklich. Am nächsten Morgen saßen die Neuvermählten am ersten Frühstück, da polterte es auf der Treppe und Welcker rief als erster Gast lauten Glückwunsch in das Zimmer. — Noch in den letzten Jahren seines Lebens richtete Mathy bei Spaziergängen mit seiner Frau gern die Schritte nach dem Hause, wo sie in der Jugend den Haushalt begonnen hatten. Dann sah er zu den Fenstern hinauf und sprach von alter Zeit.

Es wurde eine deutsche Ehe, treu, unzerstörbar, das geliebte Weib im Herzen schritt er gefestigt durch allen Sturm des Lebens. Wie unablässig sein Geist in den großen Aufgaben der Zeit arbeitete, sein Glück fand er seitdem nur an der Seite seiner Frau, welche stark und fest wie er, seine Vertraute bis zur letzten Stunde seines Erdenlebens blieb. — Damals war es weit schwerer als jetzt auf journalistische Thätigkeit ein Hauswesen zu gründen; Mathy hatte das doch durchgesetzt und konnte nach der Vermählung seiner jungen Hausfrau einige hundert Gulden zeigen, die er für letzte Fälle zurückgelegt hatte.

Wie das Wesen Mathy's beschaffen war, suchen wir an dem

Höhepunkt, den er jetzt erreicht hatte, zu verstehen. Freilich, keines Menschen Leben wird irdischem Auge durchsichtig wie ein Krystall, auch der Freund kennt in dem Lebenshause des Freundes zwar sehr gut die Kammern, in denen er selbst eingewohnt ist, weniger leicht sieht er, wie der ganze kunstvolle Bau sich von Außen darstellt. Und je wärmer die Neigung ist, welche an einen Menschen bindet, desto ausschließlicher empfängt man von ihm nur, was dem eigenen Wesen entspricht oder dasselbe ergänzt. Karl Mathy war festgefügt und dauerhaft an Leib und Seele, gescheut, wahrhaft, bescheiden. Sein Fühlen war stark und tief, durch heftige Erregung wurde er nicht verwirrt, sondern gehoben, die heiße Leidenschaft in ihm war nur durch früh erworbene Herrschaft über sich selbst gezügelt; wo er liebte und ehrte, war er von inniger Hingabe, immer bereit sich selbst zu vergessen; wenn ihn etwas verletzte, wies er es heftig, oder was dem Betroffenen noch härter ankam, mit kaltem Hohn ab, und lange ist die Klage seiner Bekannten, daß er allzu scharf und schonungslos sei. In seiner wuchtigen und ernsten Natur war aber die Grundstimmung heiter und lebensfrisch, oft brach dieser Frohsinn anmuthig als feine Laune durch. An Energie und Willenskraft war er den meisten Menschen überlegen, ein starker, entschlossener Mann; wo ihn der Eifer erfaßte, griff er kräftig durch, auch da konnte er rücksichtslos bis zur Härte werden. In manchen großen politischen Fragen seiner Zeit wurde sein Urtheil sehr früh selbständig, in Vielem ging er seiner Umgebung mehre Schritte voraus, was ihm längst klar war, wurde Anderen erst nach fruchtlosen Anläufen und falschen Schritten verständlich. Aber es war in der Regel sein Schicksal allein zu stehen, er hat stets einige treue Anhänger gehabt, nie eine Schule. Denn seiner Tüchtigkeit fehlte die behende Bewegung, die höfliche Nachgiebigkeit, rasches Eingehen in die Stimmung des Tages und der pathetische Schwung, welcher die Seelen der Menge anzieht. Er war im Ganzen weit mehr zu ernster Lehre und That als zu gefälliger

Vermittelung und zur Kritik geboren. Dennoch wußte er, wo es ihm bei bestimmtem Geschäft darauf ankam, die Einzelnen klug und mit Ueberlegenheit zu behandeln, dann verstand er sehr gut diplomatisch zu schonen und dem Andern ohne Unehrlichkeit bequem zu werden. Aber derselbe Mann, der in den größten allgemeinen Interessen oft über Anderen stand, sorgte für sein eigenes Interesse nicht mit der gleichen Ueberlegenheit. Was ihm ansprechend entgegenkam, von Menschen und Zumuthungen, dem gab er sich schnell und bereitwillig hin, und manches dauerlose Verhältniß, und manche getäuschte Hoffnung wurde ihm bereitet durch eine gewisse Schwerfälligkeit, mit welcher sein Urtheil hinter dem auflodernden Eifer zurückblieb. Diese Eigenheit, auffallend bei einem ungewöhnlich gescheuten Mann, kam ihm zunächst aus einer Ueberfülle von sorglosem Muth, der durch die frühe Selbständigkeit hoch gesteigert war. Er barg sich die Bedenken und Schwierigkeiten nicht, aber er war sehr geneigt sie gering zu achten. Und um gerecht zu sein, auch die Freiheit der Wahl war ihm beschränkt. Denn ihn zwang die Noth des Lebens und die Sorge um die letzten Grundlagen der Existenz. Aber ebenso sehr ein anderes deutsches Angebinde, welches in der Wiege seinem Leben zugetheilt wurde. Der kräftige Mann hatte ein tiefes, untilgbares Bedürfniß zu vertrauen und zu ehren, darin blieb er völlig ein treuer Deutscher, der aus kleinem Lebenskreise herausgewachsen war. Diese Bereitwilligkeit bei Anderen die entsprechende Tüchtigkeit und Güte vorauszusetzen, hat ihm zuweilen persönliche Gegner geschaffen, wenn sich in ihm die Kritik fremder Schwäche nachträglich geltend machte, sie hat ihm selbst Enttäuschungen und Sorgen gehäuft, sie ist aber bis zu seinem Tode die Begabung seines Gemüthes gewesen, welche ihm nach den größten Leiden und den bittersten Erfahrungen Freude am Menschen und Freude am Leben erhielt, welche ihn überall schnell heimisch machte und ihm überall die Herzen derer gewann, die ihm nahe traten. Selten hat ein

Deutſcher ſich in ſo vielen Verhältniſſen verſucht, denen einige Bedingungen der Dauer fehlten, aber ſelten hat Jemand ſo pflichtgetreu und wacker und kräftig die Schwierigkeiten beſiegt, und ſelten iſt Jemand durch die Erfahrungen, welche er darin machte, ſo wenig verdüſtert worden, als er. Im Gegentheil, das Leben machte ihn milder und nachſichtiger und ſeine Freude an Allem, was ihm in Anderen gut und tüchtig erſchien, inniger. Es dauerte lange und viel Lebenskraft mußte er verwenden, bis er eine ſichere Herrſchaft über die Verhältniſſe gewann, bevor gebändigt wurde, was er zu reichlich beſaß, und geſteigert, was nach ſeiner Anlage ſich nicht genug geltend machte. — Drei und zwanzig Jahre war er alt, als er ſeine Neigung für das Leben an ein Weib feſſelte, einen großen Theil der Lehrzeit, welchen ſonſt der einzelne Mann mit geringer Sorge beſteht, kämpfte er als Ernährer einer Familie durch, das Ringen war ſchwerer, der Gewinn ſicherer.

Gleich in dem erſten Jahre der Ehe bedurfte er das Glück des Hauſes, um nicht unluſtig zu werden. Er ſchrieb eine Anzahl guter Artikel für ſein Blatt, aber der Cenſor blieb unverſöhnlich. Vollends im Jahr 1834 wurde der Zeitgeiſt durch die Cenſurlücken zu einem Schatten und die Abonnenten durch die leeren Blätter vermindert.

Mathy hatte ſchon das Jahr vorher eine kleine Schrift: Erläuterungen zur Gemeindeordnung herausgegeben, welche als bequemes Handbüchlein mehrmals aufgelegt wurde. (3te Aufl. Karlsruhe 1834.) In dieſer ſchweren Zeit redigirte er die Aufſätze des Zeitgeiſtes, welche durch eine Denkſchrift von Nebenius für den Beitritt Badens zum Zollverein veranlaßt waren, zu einer Flugſchrift unter dem Titel: Betrachtungen über den Beitritt Badens zu dem deutſchen Zollverein, Karlsruhe 1834, Selbſtverlag des Herausgebers. Die Schrift iſt eine gemeſſene Abwägung der Nachtheile und Vortheile. Die Nachtheile: das geſchmälerte Steuerbewilligungsrecht der Stände, Erhöhung einzelner Zölle namentlich auf

Colonialwaaren, drohende Einführung des lästigen preußischen Mauthsystems gegen das Ausland. Die Vortheile: engere Verbindung der deutschen Staaten, freier Binnenverkehr, größere Stabilität der Zollgesetzgebung, günstigere Handelsverträge, Aussicht auf Eisenbahnen, Kanäle, Gewerbefreiheit. Die Vortheile sind überwiegend, der Beitritt wünschenswerth. — Dieser kühle Ton läßt gar nicht die Wärme erkennen, womit Mathy schon damals aus patriotischen Gründen den entstehenden Zollverein betrachtete. Die vorsichtige Haltung war aber durch seine Leser geboten, denn grade die Liberalen Süddeutschlands betrachteten die geschäftliche Verbindung mit dem Preußen der heiligen Allianz als eine tödliche Gefahr für das Verfassungsleben ihrer Landschaften. Und was uns jetzt nach einer Erfahrung von 35 Jahren als unvollständige Würdigung des größten Fortschritts jener Jahrzehnte erscheint, war damals aus der Mitte der Entschiedenen eine mannhafte Erklärung selbständiger Gesinnung, durch welche Mathy werthe Gesinnungsgenossen sehr verletzte. Sein eigener Schwager Franz schrieb eine Schrift im entgegengesetzten Sinne, welche weit mehr gefiel. Wie innig ihm der Anschluß am Herzen lag, ist daraus ersichtlich, daß er die Schrift ohne Namen auf seine Kosten drucken ließ, von dem geringen Honorar, das er sich sorgenvoll erschreiben mußte, der arme Journalist, in denselben Monaten, wo ihm sein Blatt durch die Censur vernichtet, seine Freiheit durch Untersuchungen bedroht wurde, wo er sich fragen mußte, ob er selbst in der Heimath bleiben könne, um die er so patriotisch sorgte*).

Als ihm den 4. Mai 1834 ein prächtiger Knabe, sein Sohn

*) „Ich habe eine Schrift über den Zollverein geschrieben, allein da ich sie auf meine eigenen Kosten drucken ließ, so steht dahin, ob mir der Absatz auch nur die Druckkosten ersetzen wird. Mit dem Zeitgeist geht es dieses Jahr nicht glänzend, die in neuerer Zeit ganz unsinnig gewordene Censur verhindert den Stoff für die Leser auch nur einigermaßen interessant zu machen." — Brief Mathy's an seine Mutter vom 3. März 1834.

Auguſt geboren wurde, da ahnte der Vater bereits, daß ſeine Zeitſchrift nur noch wenige Monate dauern werde, und an der Wiege des Kleinen überlegte er ſorglich, wie es jetzt mit ihm werden ſolle. Schon damals kam ihm der Gedanke nach der Schweiz zu gehen und dort eine Anſtellung als Lehrer zu ſuchen. In denſelben Wochen war es auch, wo er gegen ſeinen Freund Malſch den Wunſch ausſprach, in der Druckerei Haspers das Setzen zu lernen. Er könne nicht wiſſen, ob er dieſe Technik nicht noch einmal brauchen werde. Er griff die Sache energiſch an und wurde der geheimnißvollen Kunſt in vierzehn Tagen mächtig. Während er einmal am Setzkaſten ſtand und ein engliſches Manuſcript des Lord Stanhope über Kaspar Hauſer gleich in deutſcher Sprache ſetzte, kam Lord Stanhope ſelbſt in die Druckerei, Malſch führte ihn zu dem Setzkaſten Mathy's und ſagte: „Hier habe ich einen Setzer, der aus dem Engliſchen in's Deutſche ſetzt.“ Verwundert ſah der Engländer ſein Manuſcript und das Erſtaunen wuchs, als Mathy ihn engliſch anredete. Die Setzer in der Druckerei waren ſtolz auf ihren Collegen, ſie hingen ihm mit großer Liebe an und ſuchten ihm ihre Geſinnung noch ſpäter in der Schweiz zu erweiſen; er ſelbſt aber freute ſich oft, daß die erworbene Kunſtfertigkeit ihm zu Statten kam, in der Schweiz, wo er die Aufſicht über eine Druckerei führen konnte, dann in Mannheim als Buchhändler, und noch als Miniſter in den letzten Jahren erwies er bei Staatsſchriften, die er drucken ließ, behaglich ſeine Kenntniſſe in Cicero und Corpus, in Correcturzeichen und Umbrechen.

Vergebens hatte Mathy die Leſer des Zeitgeiſtes im letzten Jahre durch eine unpolitiſche Zugabe: „Blätter zur Unterhaltung“ zu feſſeln verſucht, vergebens zog er im zweiten Halbjahr die Zeitſchrift enger zuſammen und ſtellte den Preis niedriger. Am Ende des dritten Vierteljahrs ſchloß er plötzlich mit der Erklärung: er halte nicht für angemeſſen, die Cenſurbehörde länger zu incommodiren, und könne den Leſern nicht zumuthen, ſich mit dem zu begnügen, was die Cen-

ſur übrig laſſe. Unterdeß war er bemüht andere Thätigkeit zu finden, er nahm ſeine Correſpondenz und Kammerberichte für die Allgemeine Zeitung wieder auf. Er empfing mit Freude den Antrag, Mitarbeiter an einem neuen Unternehmen von Rotteck und Welcker, dem Staatslexicon, zu werden, und übernahm eine große Anzahl nationalökonomiſcher Artikel, die zu den beſten des großen Lexicons gehören. In allen Wechſelfällen ſeines Lebens iſt er dieſem Werke treu geblieben, auch ſeit ihm Vieles darin nicht mehr gefiel, arbeitete er mit in dankbarer Erinnerung an den Werth, welchen die erſten Hefte für ihn gehabt hatten. In einer zweiten Auflage überarbeitete er ſeine Artikel und vervollſtändigte mehre Aufſätze Anderer. Als ſpäter durch die Buchhandlung Brockhaus eine dritte umgearbeitete Auflage hergerichtet wurde, hat er ſich wenigſtens der Reviſion ſeiner früheren Artikel nicht entzogen und noch in den letzten Lebensjahren daran gebeſſert.*) Eine literariſche Thätigkeit von anderer Art wurde ihm nah gelegt, wenn er ſeinen kleinen Sohn in dem Arm hielt und an die Zeit dachte, wo er ihn zu kindlicher Geiſtesarbeit anleiten würde; er wurde Mitarbeiter an zwei periodiſchen Jugendſchriften: „Quelle nützlicher Beſchäftigungen", in vier Sprachen, deutſch, franzöſiſch, engliſch, ruſſiſch, und „Bilderſaal für Geſchichte, Natur und Kunſt". Darein ſchrieb

*) Seine Artikel ſind folgende: Abandon, Abgaben, Auflagen und Steuern, Abholzen, Ablöſungsarten, Ablöſungskapital, Abmachung, Abrechnen, Abſatz, Acceptation, Acciſe, Ackerbau, Ackerbauinſtitute (Zuſätze), Aktiengeſellſchaften (Zuſätze), Aktienhandel, Aktivhandel, Admodation, Aerarium, Agiotage, Alleinhandel, Amortiſation, Anweiſungen, Arbitrage, Aſſignaten, Aufkauf, Aufſchlag, Ausgleichungsabgaben, Bank, Einkommen und Einkommenſteuer, Eiſenbahn (Zuſätze), Engliſches Bank- und Creditſyſtem, Finanzoperationen (Zuſätze), Fruchtſperre im Jahre 1846, Geld (Zuſätze), Geldumlauf, Gewerb- und Fabrikweſen (Zuſätze), Glücksſpiele (Zuſätze), Grundſteuer (Zuſätze), Gefälleſteuer (Zuſätze), Handel, Häuſerſteuer (Zuſätze), Nationalökonomie, Octroi, Organiſation der Finanzverwaltung, Papiergeld, Regie, Rheinoctroi, Schifffahrtsgeſetze, Sperre, Stempel, Theuerung, Zehnt, Zoll, Zollverein.

er kleine belehrende Aufsätze, die er der Fassungskraft der Kinder wohl anzupassen wußte.

So kam und ging der Winter, Licht im Hause und draußen der Himmel bewölkt, immer noch schwebten die politischen Untersuchungen über ihm. Als das Frühjahr nahte, verlor er die Geduld.

Er hatte sich mit dem Plane getragen, eine Landtagszeitung für Baden herauszugeben, wie er sie sieben Jahre später einrichtete. Der gute Plan scheiterte, weil die Regierung eine Verweigerung der Concession in Aussicht stellte, wenn Mathy an dem Unternehmen betheiligt sei. Am 1. März 1835 wurde ein Bekannter Mathy's Lieutenant Sold in Durlach verhaftet, weil man bei Durchsuchung eines Handwerksburschen aus der Schweiz den Brief eines Flüchtlings an den Offizier entdeckt hatte. Durch die Haussuchung fand man ein Packet Briefe, welche Mathy dem Offizier zur Aufbewahrung übergeben hatte, nichts Gefährliches, aber doch Briefe von Flüchtlingen, welche Mathy für ihre Angelegenheiten in Anspruch genommen, auch zwei Briefe Itzsteins an Mathy, wahrscheinlich nicht frei von scharfen Aeußerungen gegen die Regierung. Endlich Ende März trat an spätem Abend Rotteck in Mathy's Zimmer mit einer Nachricht aus Rastatt, die Centralcommission zu Mainz habe wiederholt größere Strenge gegen die Umtriebe in Baden und Mathy's Verhaftung gefordert, das Hofgericht zu Rastatt habe zweimal abgelehnt, ihn zu verhaften, jetzt sei das Verlangen aufs neue gestellt, und man könne sich zu Rastatt dem Drängen nicht länger widersetzen; auch Hofgerichtsadvocat Sander — der liberale Abgeordnete, ein Bekannter Mathy's — rathe, daß sich Mathy auf einige Zeit entferne, wenn auch nicht auf lange. Dasselbe riethen andere Bekannte, auch Frau Anna redete tapfer zu. Er war tief gekränkt und zornig. Vor zwanzig Monaten waren die Akten jener ersten Untersuchung gegen ihn geschlossen worden und noch hatte man kein Urtheil ge-

fällt, seitdem hatte man mehremal ohne Erfolg gesucht ihn strafbar zu finden, in zwei Jahren hatte man fünf Haussuchungen bei ihm vorgenommen. Jetzt glaubte er zu erkennen, daß die Behörden entschlossen seien, ihn auf jede Weise zu verderben. Ja, er mußte fort, aus der dumpfen Luft des Censurstaats wollte er hinaus in ein freies Land, wo das Wort nicht in Fesseln lag, und wo er als Fremder größere Freiheit hatte, durch allerlei ehrliche Arbeit sich fortzuhelfen. In der Schweiz wollte er Lehrer werden. Er gedachte still vorauszugehen, seine Frau sollte ihm folgen, sobald er lohnende Arbeit gefunden.

Es war ihm hart von seinem Vaterland zu scheiden, sein Weib zu verlassen kurz vor ihrer zweiten Niederkunft und ihr fern zu sein in der schweren Stunde; seinen kleinen Sohn zu verlassen, dessen Anblick seine Wonne war. Aber grade diese Gedanken beflügelten ihm den Aufbruch, die Geliebte hatte als Braut den Schmerz gehabt ihn im Gefängniß zu sehen, in den nächsten Monaten, wo ihr jede Schonung Noth that, durfte die Angst um einen gefangenen Gatten nicht verderblich werden. Für sie war die Trennung minderer Schrecken als eine Haft. So faßte er seinen Entschluß. Manche seiner Freunde in Baden meinten später, er hätte nicht nöthig gehabt zu gehen, ihm habe daheim keine ernste Gefahr gedroht. Allerdings, seine Theilnahme an Politik war nur die eines ehrlichen und gewissenhaften Journalisten gewesen, aber er hatte wiederholt Flüchtlinge der gerichtlichen Verfolgung entzogen, und jeder Tag konnte ihn deshalb schwerer Verantwortung unterziehen. Er hielt, durch die ewigen Quälereien der Polizei gereizt, in solcher Stimmung vielleicht das Verfahren der Regierung gegen ihn für persönlicher und boshafter als es war. Er war vielleicht auch allzu sanguinisch in den Hoffnungen, die er auf die freie Schweiz setzte. Dennoch mußte man sagen, als er ging, handelte er nicht unter dem Zwange einer plötzlichen übermächtigen Stimmung, sondern nach dem Zuge seines

ganzen Weſens und nach einem alten Plane. So wie er damals war, hätte er in der Heimath nur ſchwer die Verſöhnung mit dem politiſchen Leben der deutſchen Staaten gefunden. Seine Abſicht theilte er nur wenigen Vertrauten mit, erſt aus Straßburg ſchrieb er davon ſeiner Schweſter und fügte hinzu: „ich habe ertragen, was nur immer möglich war, ſo lange mir ein Schimmer von Hoffnung blieb, in meinem Vaterlande als nützlicher Bürger zu leben.“

II.

In der Schweiz.

1.

Die Ankunft.

Am 30. März 1835 ging Mathy am frühen Morgen zu Fuß aus dem Thore von Karlsruhe, um durch die bairische Pfalz und den Elsaß die Schweiz zu suchen, seine Frau begleitete ihn bis Lauterburg. Es war ein trauriger Abschied, als er sich von ihr löste, er schritt einer unsichern Zukunft entgegen auf Flüchtlingspfaden, und hinter ihm folgte wie sein Schatten die Flüchtlingssorge. Da er den Elsaß betrat, wurde ihm eine Vorempfindung von dem Treiben, dem er sich näherte, an der französischen Grenze wartete sein Schwager Franz, um ihn in alte und neue Bedrängnisse einzuweihen. Dieser war mit den Flüchtlingen in der Schweiz zerfallen, das junge Deutschland, dessen Mitbegründer er selbst gewesen, hatte ihn unfreundlich, in düsterer Sitzung, zum Tode verurtheilt, nicht als einen Verräther, sondern weil er 300 Franken aus der neuen Bundeskasse zweckwidrig verwendet hatte. Man hatte sich enthalten, dies Urtheil dem Schuldigen mitzutheilen, damit er sich nicht in den Zeitungen darüber beschwere, auch hatte man in einem Rest von Menschenfreundlichkeit vorläufig die Execution nicht vollstreckt, aber die Sache war unter den Flüchtlingen doch bekannt geworden, es gab viel Kopfschütteln und üble Nachrede, und Mathy verwandte einige Tage in Straßburg, um, soweit er vermochte, seinem Schwager die Fürsprache angesehener Liberalen zu werben.

Mathy war mit dem Entschluß abgereist sich von den politischen

Plänen der Ausgewanderten ganz fern zu halten; was er jetzt sah und hörte, mußte ihn darin bestärken. Längs dem französischen Oberrhein war unter den Flüchtlingen und den Patrioten ein reger Verkehr, sie fuhren ab und zu, grüßten einander mit vertraulichen Zeichen, hielten geheimnißvolle Unterredungen und lagerten in den Wirthshäusern. Kam ein Handwerksgesell oder anderer Reisender, den sie als Gesinnungsgenossen betrachteten, so suchten sie ihn zu werben, ähnlich wie Korpsstudenten an der Landstraße die zureisenden Füchse. Zumal in der Landschaft von Basel, wo damals Stadt und Land sich feindlich getrennt hatten, trieben die flüchtigen Deutschen häufig umher. Als Mathy zu Fuß nach Liestal kam und im Gasthof sein Name genannt wurde, umdrängten auch ihn einige wandernde Politiker. Unter diesen Georg Peters aus Berlin, der in Greifswald Jura studirt hatte und von Bern ausgewiesen war, weil er als Comitémitglied des jungen Deutschlands einen Aufruf an das deutsche Volk und Militär unterzeichnet hatte. Dann der oft genannte Dr. Georg Fein aus Helmstädt. Er hatte in Braunschweig mitgeholfen, da Herzog Karl verjagt wurde, war als wandernder Burschenschafter auf süddeutschen Universitäten umhergezogen und hatte in gespreizten Reden eine neue Zeit verkündet, in der „Thor" und Wuotan nicht mehr die blutigen Opfer des Studentenduells heischen würden. Dann hatte er an der deutschen Tribüne des Dr. Wirth gearbeitet, war wegen des Hambacher Festes in Untersuchung gekommen und nach der Schweiz geflohen. Auch dort trieb er unstät umher, richtete deutsche Gesellenvereine ein, von denen er als „Vater Fein" geehrt wurde, predigte Unabhängigkeit des Menschen von unnützen Bedürfnissen, zu denen er Halstuch und Weste, aber auch Seife, Tischtuch und Teller rechnete, achtete jedoch die trinkbaren Erfindungen der Civilisation; ein cynischer Gesell mit schiefen Augen, gestülpter Nase, struppigem Langbart, verworrenem Haar. Er war einer der wenigen Flüchtigen jener Zeit, welche bis zur Gegenwart

gedauert und nach langen Irrfahrten in der Schweiz ein friedliches Alter gefunden haben.

Damals zu Lieſtal wurde Mathy von den Flüchtlingen in Feins Wohnung geladen, dort bemühten ſie ſich ihn in ihre Politik einzuweihen, ja, ſie wollten ihn ſogleich in ihren Bund aufnehmen, Mathy brach kurz ab, verweigerte jedes Ehrenwort ihre Mittheilungen geheim zu halten und erklärte, daß er überhaupt nicht die Abſicht habe, ſich in der Schweiz mit Politik abzugeben. Fein war durch die Zurückweiſung ſeines Antrags beleidigt, aber Mathy freute ſich der Abfertigung. Er ging weiter, an den Freiheitsbäumen der Dörfer in Baſelland vorbei, über die Höhen des Jura; an der Berner Grenze rief ihm ein Landjäger zu: „Wo wolli Si uſi?“ Mathy, der ohne Paß war, gab keine Antwort und ging weiter.

Am 9. April kam er in Bern an. Dort traf er einen Univerſitätsfreund Stephani, der ihn fröhlich begrüßte und ſogleich zu anderen deutſchen Flüchtlingen, Bekannten Mathy's, führte. Darunter war Freieiſen mit ſeiner Frau, einer Frankfurterin, ein gutherziger, phlegmatiſcher Mann, welcher Muſikſtunden gab, ſich um ſchöne Literatur kümmerte — er hat über Friederike von Seſenheim geſchrieben, — gern und gut vorlas und den Theetiſch des flüchtigen Haushalts durch die Poeſie unſerer großen Dichter zu verſchönern wußte. Dann war Rauſchenplat da, im Begriff, zu den Chriſtinos nach Spanien abzugehen, und Profeſſor Siebenpfeiffer, der nach ſeiner Flucht aus Frankfurt an der Univerſität Bern Collegien las und in Zurückgezogenheit unter ſeinen Büchern lebte, ſchon damals mit gebrochenem Lebensmuth. Mathy hatte Empfehlungen an die Profeſſoren W. Snell und Troxler, er wurde zuvorkommend aufgenommen und erhielt gute Hoffnung auf Beſchäftigung, ja auf eine Anſtellung. Dennoch merkte er ſogleich, daß es nicht mehr ſo leicht ſei als einige Jahre früher, in der Schweiz geſicherten Aufenthalt zu finden. Die Zahl der Fremden, welche Arbeit ſuchten, war groß und die Behörden

der Schweiz erwiesen sich, von den Großmächten bedrängt, nicht eben bereitwillig, den Flüchtlingen und was diesen ähnlich sah, ohne nähere Prüfung den Aufenthalt zu gestatten. Mathy hatte keine Legitimation mitgebracht und nur die Fürsprache einiger angesehener Männer verschaffte ihm die Erlaubniß in Bern zu bleiben. Da Freieisen grade ein Landhaus in Lindenegg gemiethet hatte mit schöner Aussicht und überflüssigem Raum, so gab Mathy sich bei ihm in Wohnung und Kost. Mit guter Laune richteten sich die Deutschen in dem Landhause ein, ein Karren mit Kühen bespannt brachte Mathy's Gepäck, das Brennholz fuhren die Männer selbst in kleinem Wagen bei heftigem Regen herzu. In dem Haushalt war das Leben ein wenig studentisch unordentlich und nicht grade reichlich, aber es war eine harmlose Geselligkeit, am Morgen das Frühstück mit Aussicht auf Mönch und Jungfrau, am Abend eine Flasche Landwein mit Shakespeare's Sommernachtstraum oder mit Jean Paul's Siebenkäs, am Tage schlenderten die Anderen umher und zehrten an ihren Hoffnungen, Mathy arbeitete. Er correspondirte für die Allgemeine Zeitung und schrieb fleißig für die Quelle nützlicher Beschäftigungen, er begann schon damals seine Schrift über die Abschaffung des Zehnten im Kanton Bern und verfaßte die Abhandlung: „Geschichte der Berner Finanzen" für Rau's Archiv, er gab deutschen Bekannten englische Stunde und richtete mit einigen Italienern gegenseitigen Unterricht im Italienischen und Deutschen ein. Den Abendgesellschaften der Flüchtlinge entzog er sich ganz; traf er einmal mit größerer Zahl zusammen, so verstand er vortrefflich die zudringliche Plumpheit der Schwächeren abzuweisen. Dennoch gab ihm unter den Deutschen Ansehen und Vertrauen, daß er gewissermaßen freiwillig gekommen war, nicht durch ein feindseliges Urtheil gehetzt. Und da er sorglich für Andere dachte, so kümmerte er sich sogleich um die Unterstützungskasse für die Hülflosen, die er übel geordnet fand, er zeichnete einen Wochenbeitrag, der für ihn viel war, übernahm die Rechnung, entwarf ein Statut, und wurde

mit Freuden in den Ausschuß des Unterstützungscomité's gewählt. Er hat, so lange er in Bern war, den größten Theil der wohlthätigen Arbeit für die hülflosen Deutschen besorgt. Snell und Troxler zeichneten ihn vor Anderen aus und waren um seine Zukunft bemüht. Man schlug ihm vor über Nationalökonomie an der Universität zu lesen, er aber meinte mit Recht, daß diese Thätigkeit ihm nur geringe Aussichten für die Zukunft und schwerlich eine Anzahl Hörer bieten werde, man stellte ihm auch Lehrerstellen in Aussicht, um die er sich bewerben könne. Unterdeß ergab sich nichts Sicheres. Am häufigsten besuchte er in diesen Monaten das Haus des Professor Siebenpfeiffer, dessen Gattin an unheilbarer Krankheit litt, und obwohl sie ihren Zustand recht gut erkannte, doch freundlichen Antheil an dem Geschick Mathy's nahm. Oft saß er neben der Kranken und war mit zarter Theilnahme um sie bemüht, die stille Trauer, welche über dem Hause lag, entsprach der sorgenvollen Stimmung seines Innern.

Die beste Freude fand er an der Natur und der kräftigen Rührigkeit des Schweizervolks. Im Frühlingslicht glänzte um ihn eine neue Welt, die Pracht der Alpen erfüllte ihn an jedem Tag mit neuem Entzücken, so lange er lebte, gaben die Bilder großer Natur seinem Sinn erhebende Eindrücke und poetische Stimmung. Aber auch die bunten Trachten der Einwohner, Sitte und alterthümlicher geselliger Brauch freuten ihn sehr. Er beobachtete einen Aufzug junger Schweizer, die, theils Oberländer theils Emmenthaler, bei einem Volksfest zu Pferde und Fuß in Kostüm durch die Straßen Berns kamen, in Ritterrüstungen, als Türken, als alte Schweizer, wobei Wilhelm Tell und sein Sohn nicht fehlten, mit zwei Bären, einem schwarzen und einem weißen, mit Fahnen und Musik. So zogen sie durch die Straßen, machten zuweilen Halt, tanzten und führten Kunststücke auf, zuletzt gingen sie vor die Stadt und begannen den Schwingkampf, in dem die Emmenthaler Sieger blieben.

Während er Arbeit ſuchte und mit den Menſchen ſich einlebte in friſcher Empfänglichkeit für Gutes, das ſie ihm boten, Widerwärtiges kurz von ſich abhaltend, waren ſeine Gedanken doch immer bei der Heimath. Er las in der Fremde mit patriotiſcher Freude, daß Baden am 17. Mai dem großen Zollverein beigetreten war. Und er lebte im Stillen immer mit ihr, die er in ſchwerer Frauenſorge zurückgelaſſen, und mit dem Knaben, der vielleicht den fernen Vater nicht wiedererkennen würde, und wenn er in ſeinem Tagebuch die ſchöne Landſchaft ſchilderte, ſetzte er für ſich ſelbſt hinzu: „liebe Nanny, ich ſage dies zu dir". Sein frohſter Gedanke war, daß er mit ſeinen Lieben in dieſer Alpenherrlichkeit zuſammen leben werde. Wenn er aber vergebens einen Brief Anna's erwartete, dann packte den leidenſchaftlichen Mann eine furchtbare Angſt und unter quälenden Träumen und Schreckensgedanken über ihre Lage verbrachte er die Stunden der Einſamkeit, dann ſaß er finſter unter den Anderen und ſchwor grimmig, keinen Menſchen zu ſehen, bis er Kunde habe.

Als er erfuhr, daß am 23. April ſeine Frau von einem Knaben glücklich entbunden ſei, vermochte er vor Glücklichkeit nicht zu ſchreiben, er fing ſogleich einen Brief an, aber er ſah, daß Mangel an Verſtand darin war, ſchickte ihn nicht ab und ſchrieb am nächſten Tage einen andern. Sogleich aber begann von Neuem die Angſt um ihr Befinden. Endlich nach langem Sehnen und verzweifelter Ungeduld erhielt er am 27. Mai Nachricht, daß ſein Sohn auf den Namen Karl getauft, daß ſeine Frau in der Geneſung ſei und daß ſie in vierzehn Tagen mit einer Dienerin nach der Schweiz kommen werde. In ſteigender Aufregung vergingen die Tage, es wurde ihm faſt unmöglich zu arbeiten, ja auch nur ſeine Aufmerkſamkeit auf etwas feſt zu richten, emſig trug er Unentbehrliches in ſeine kleine Wohnung, und rüſtete ſich, ſeiner Frau bis an die Grenze entgegenzugehen. Unterdeß las er immer wieder die letzten Briefe Anna's, wendete

den Kalender um und dachte an die Stunde wo er sie wiedersehen würde. Aber bange Ahnung und Sorge schlich über die frohe Erwartung, sie gewannen die Oberhand. Würde sie genesen? Würden die Verwandten und Freunde, denen er die Sorge für das Liebste übergeben hatte, sie auch ziehen lassen, mit zwei kleinen Kindern, in das fremde Land, in eine unsichere Zukunft? Denn er hatte Fremden das Recht eingeräumt, für das Wohl seiner Frau zu sorgen; was war denn er selbst in diesen schweren Wochen für sein Weib? Ein Flüchtiger, der vergebens die Mittel suchte, ihr und seinen Kleinen Sicherheit des Lebens zu geben. Er erwartete den Brief mit der Nachricht, an welchem Tag seine Frau die Schweiz betreten werde; aber der kräftige Mann hatte nicht den Muth auf der Post darnach zu fragen, weil er fürchtete, der Eindruck einer verneinenden Antwort werde so gewaltig sein, daß er ihn vor den Anwesenden nicht verbergen könne. Er ging in die Stadt, las Zeitungen und kehrte wieder zurück ohne die Post aufzusuchen. Endlich stürmte er doch hin und wieder hin: kein Brief! Da eilte er außer sich vor Zorn und Verzweiflung in das Freie, ein Bekannter, den er traf, wies nach dem Himmel, wo ein schweres Gewitter heranzog. Dem Ungeduldigen war das grade recht. Als er in das Gehölz bei Reichenbach kam, brach ein ungeheures Wetter über ihn los, der Regen rauschte wie ein Gießbach, große Hagelstücke schlugen Blätter und Aeste um ihn herab und fuhren wie Peitschenhiebe um seine Mütze und seine Hände, dichter Nebel füllte das Gehölz, die Straße verwandelte sich nach wenigen Sekunden in einen reißenden Strom. Wie betäubt suchte er durch den Aufruhr der Elemente seinen Weg. Aber der Kampf in der Natur löste ihm die Spannung. Auf der Rückkehr sah er die Getraidefelder vom Hagel zerschlagen, die Kirschen haufenweise auf der Straße liegen. Das Gewitter währte über zwei Stunden, der Donner rollte furchtbar, die Blitze flogen wie Raketen über die Stadt. Und er ging erfrischt nach Hause um einen herzlichen Brief

an seine Frau zu schreiben. Glücklicherweise brachte der nächste Morgen einen Brief Anna's mit der Nachricht, daß sie am Abend des 16. Juni in Basel eintreffen werde.

Von seinem Freunde Stephani begleitet brach Mathy von Bern auf, seinen Lieben über den Jura bis nach Basel entgegenzugehen. In einer Ungeduld, die ihm fast die Besinnung nahm, ging er von Basel zum Thor hinaus bis an die badische Grenze, dort sah der Auswanderer in die dämmerige Landschaft seiner Heimath hinein, die er nicht zu betreten wagte; er konnte nichts erspähen. Er ging wieder zurück. Sie kommt nicht. Da geriethen ihm die Gedanken in einen Wirbel, daß er für seine Sinne fürchtete, eine Angst überkam ihn, die ihm fast das Herz brach, endlich fand er Erleichterung in einem Strome von Thränen. Er winkte dem Freunde, daß dieser statt seiner noch einmal an das Thor gehen möchte. Während er so aufgelöst im Schmerze saß, rollte ein Wagen, sein Weib stand im Zimmer und hielt ihm den Sohn entgegen, den das Auge des Vaters noch nicht geschaut hatte.

Am nächsten Morgen fuhr er als ein glücklicher Mann seine Familie über Solothurn nach Bern. Die Wohnung zu Lindenegg war doch nur ein Gesellenquartier und bestand schlecht vor der neuen Hausfrau. Als Mathy die Thür öffnete, schlug ihm der dicke Rauch entgegen, der neue Hausrath, den er gekauft, war in Unordnung, Einiges fehlte, die garstigen Dienstleute in der Küche verschwanden, und der glückliche Vater mußte gleich nach der Stadt eilen, Brot, Nachtlichter und ein Feuerzeug kaufen; die Kinder schrieen, der kleine August litt am Husten, der Vater spielte mit ihnen, trug sie auf den Armen und kochte Thee. Und wieder eilte er nach der Stadt noch manches Hausgeräth zu kaufen, denn für eine Wiege hatte er zwar gesorgt, aber anderer Bedarf einer Kinderstube fehlte sehr. Die erste große Ausgabe war ein schöner Kinderwagen.

Nur wenige Tage konnte sich Mathy des friedlichen Stilllebens in seiner Familie erfreuen, dann mußte er nach Biel aufbrechen, dort sein neues Amt anzutreten.

Denn er hatte eine Anstellung gefunden. Und das war so gekommen. In den ersten Tagen seines Berner Aufenthaltes war ihm bei einem Bekannten ein kleiner brauner Flüchtling aus Italien unter dem Namen Roussillon vorgestellt worden, es war Angelo Usiglio, ein Israelit aus Modena, kein Gelehrter, aber ein zuverlässiger Mann, der vertraute Cassirer und Geschäftsführer Mazzini's. Neben ihm Giovanni Battista Ruffini und dessen Bruder Agostino, zwei schöne hochgewachsene Jünglinge, Modenesen aus angesehener Familie, denen ihre vornehme Bescheidenheit und ihr Schicksal eine ungewöhnliche Theilnahme bei den warmherzigen Deutschen verschafft hatte. Man erzählte, daß sie ihrer Sache große Geldopfer gebracht und die glänzendsten Aussichten preisgegeben hatten, daß ein dritter Bruder sich aus Verzweiflung im Gefängniß getödtet, daß sie selbst nur mit großer Gefahr und durch die Anstrengungen einer heldenhaften Mutter dem Tode entgangen waren. Die Italiener und Mathy hatten einander wohl gefallen, sie hatten in gutem Einverständniß über Literatur und Heimath geplaudert. Allmählich machte sich's, daß sie übereinkamen, einander gegenseitig italienisch und deutsch zu lehren. Diese Stunden, bei denen Mathy mehr lernte als die Italiener, wurden wieder Veranlassung, daß Usiglio dem Deutschen, dessen Wesen er wahrscheinlich prüfend beobachtete, eine Abhandlung Mazzini's zur Uebung im Lesen und Uebersetzen gab. Mathy sprach seine Uebereinstimmung mit großen Gedanken darin aus, Usiglio gönnte ihm dafür Mittheilungen über Mazzini. Darauf erhielt Mathy ein kurzes artiges Billet von Mazzini, worin ihn dieser ersuchte, den Prospekt für eine neue Zeitung: „La jeune Suisse" in's Deutsche zu übersetzen. Das that Mathy. Darauf kam Usiglio zu ihm und bot ihm die Stelle des Uebersetzers bei dem neuen Journal, das

zu Biel in französischer und deutscher Sprache erscheinen sollte, mit 1200 Schweizer Franken Gehalt an, und Usiglio kam grade in den Tagen, wo Mathy in leidenschaftlicher Bewegung um das Schicksal und die Reise seiner Frau sorgte. Der Antrag traf die rechte Stunde, er bot Mathy genau Alles, was an festem Gehalt nöthig war, um einer Familie den Unterhalt zu sichern, er hob ihn auf einmal aus demüthigender Sorge, er war wahrscheinlich auch freundlich für Mathy gemeint, und doch — Mathy bat sich kurze Bedenkzeit aus. Die Zeitung hing mit einer Gesellschaft zusammen, der er unter keinen Umständen angehören wollte. Aber was darin gedruckt werden durfte, hatte völlig nichts mit dem Geheimbund zu thun, eine Zeitung ist kein Schlupfort, in dem sich Geheimnisse bergen, und er sah wohl, daß er mit der Tendenz des Blattes in den Hauptsachen einverstanden sein könnte. Er sprach darüber mit Siebenpfeiffer und dessen Frau, beide redeten nicht zu. Endlich nahm er doch an, — es war an dem Tage vor jenem Gewittersturm — er machte nur die Bedingung, daß er die Stellung jederzeit ohne Angabe des Grundes verlassen könne. Man ging bereitwillig darauf ein. Es war ihm gesagt worden, daß die Zeitung zum 1. August beginnen solle, jetzt wurde der 1. Juli als Anfangstermin festgesetzt und Mathy erfuhr, daß er sogleich nach Biel übersiedeln müsse.

So spann sich der Faden, an welchem Leben und Glück Mathy's während der nächsten Jahre hängen sollte.

2.

Giuſeppe Mazzini.

Bei weitem der einflußreichſte unter den Flüchtlingen jener Jahre war Mazzini. Den Machthabern Europa's galt er für einen ruchloſen Verſchwörer und gewiſſenloſen Chef von Meuchlerbanden, den entſchiedenen Liberalen für einen reinen Charakter, tiefſinnigen Politiker, für den großen Märtyrer der Freiheit. Denn die Culturzuſtände Italiens in unſerem Jahrhundert wurden damals vom Auslande vielleicht weniger verſtanden als die Cultur des alten Roms unter Nero und Papſt Leo X. In dem Mutterlande der geiſtlichen Congregationen und frommen Brüderſchaften nahm jeder Verein zu politiſchem oder ſocialem Zweck die mittelalterliche Form einer Bundesbrüderſchaft an. Wie die geiſtlichen Orten gegenüber den weltlichen Staaten das unſittliche Recht behaupteten, alles Denken und Thun ihrer Mitglieder zu beherrſchen, ja in geiſtlicher Gerichtsbarkeit über Schickſal und Leben derſelben zu entſcheiden, ebenſo ſchloſſen ſich die entgegengeſetzten Beſtrebungen im Volke durch Symbole, Erkennungszeichen, Grade, geheime Obere ſorgfältig von dem Staat und den Nichteingeweihten ab. Wie jeder Mönch wurde auch der Liberale ein zugeſchworener Mann, welcher ſeinen Oberen in allen Ordensſachen unbedingten Gehorſam gelobte, und wie der abtrünnige Mönch durch geheimes Ordensgericht zu lebenslänglicher Kloſterhaft und Einmauerung verurtheilt wurde, weil die Aufklärung des weltlichen Staates nicht mehr geſtatten wollte ihn auf dem Scheiter-

haufen zu verbrennen; grade so wurde der Verräther eines politischen Geheimbundes durch geheimes Gericht seiner Häupter gefehmt und dem Messer der Brüder überliefert. Sogar die humanen Freimaurer waren in Italien zu Verschwörern geworden, aus ihnen und gegen sie entstanden zahlreiche Geheimbünde, seit der französischen Revolution und der Herrschaft Napoleons I. rührten sie sich in jeder Landschaft und für jedes Parteiinteresse. Nicht nur für Republik, Verfassung und Menschenrechte, sondern ebenso eifrig für die Legitimität und römische Kirche. Gegen die Carbonari, Köhler, welche sich seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts aus Neapel über die Halbinsel breiteten, stand in Neapel die reaktionäre Genossenschaft der Calderari, Keßler, im Kirchenstaat die der päpstlichen Sanfedisten. Immer war bei diesen Verbindungen die Tendenz der Führer, sich in besonderen Vereinen über die Masse zu erheben, um unerkannt zu bleiben und besseren Schutz gegen Verrath und Spionage zu finden. So standen über den Sanfedisten die Concistoriali, Kardinäle und Adeliche der Kirchenpartei, so über den Carbonari die Welfen, später die Hohe Venta. Diesen leitenden Genossenschaften gehörten dann auch die Führer der größeren Verbindungen mit ähnlichem Zweck an. Sogar die Banditen hatten einen Verein der „alten Marschälle" als Verbindung der Häupter. Diese Vereine übten nicht nur Gerichtsbarkeit bis zum Tode über die eigenen Mitglieder, sie fällten Urtheile auch gegen ihre Gegner. In Italien ist hinterlistiger Mord noch jetzt ein nationales Laster, vollends politischer Meuchelmord galt in dem Vaterlande des Mucius Scävola und Brutus, des Macchiavelli und Borgia sogar oft als hohe Tugend. Die Ritterlichkeit der Germanen, welche dem Todfeind gleiche Waffe und gleichen Vortheil einzuräumen befiehlt, ist dem Italiener in der Regel ebenso unverständlich, wie sie Griechen und Römern war, auch im oberen Theil der Halbinsel, wo deutsches Blut in der Bevölkerung überwiegt, ist dieses Ehrgefühl der Ahnen in der Empfindung des Volkes geschwun-

den. Und man darf ohne Uebertreibung ſagen, daß in einem Volk von edelſter Anlage, deſſen kluger Geiſt, feine Empfindung und leidenſchaftliches Pathos ſo oft den anderen Culturvölkern imponirt haben, noch im Jahr 1815 der Einzelne und ſein Leben ſehr wenig werth waren, und daß die Pfaffenherrſchaft und ſchwache Landesregierungen dort eine Corruption der Verwaltung und des Rechts, eine Unſicherheit des Lebens und des Eigenthums bewahrt hatten, welche den beſten Männern der Nation Ehrgefühl und politiſche Sittlichkeit verminderten.

Die Wirkſamkeit der geheimen Geſellſchaften iſt ſchwer abzuſchätzen. Sie haben ſeit dem Anfange unſeres Jahrhunderts weſentlich dazu geholfen, die Italiener zu politiſcher Theilnahme aufzuregen, und ſpäter das Verlangen nach einem einheitlichen Staat populär zu machen. Wo ſie revolutionäre Aufſtände veranlaßten, ſind ſie faſt immer an Ueberſchätzung ihrer Kräfte, an Untüchtigkeit der Führer und Unzuverläſſigkeit der meiſten Mitglieder kläglich geſcheitert, vergebens ſuchten ſie durch furchtbare Eide, durch geheime Verurtheilungen und Dolchſtöße ihren Bund zu ſichern, und ihre Pläne dadurch zu bergen, daß ſie ihre dienenden Genoſſen über die Perſonen der Führer in Unſicherheit ließen. Derſelbe Mangel an politiſcher Redlichkeit, welcher Verſchwörer machte, ſchuf auch Verräther; die Geſellſchaften kämpften unabläſſig und fruchtlos gegen Spione, welche ſich immer wieder bis zu hohen Graden in die Führerſchaft einzudrängen wußten, gegen die Charakterſchwäche ihrer Leiter, denen im entſcheidenden Augenblick der Entſchluß fehlte, und gegen das eitele phraſenhafte Gebahren der Mitverſchworenen, welche ſich in dem düſtern Geheimniß der Vorbereitungen gefielen und im Licht des Tages die Feſtigkeit von Kriegern ſchwerer fanden, als die von duldenden Opfern.

Die größte Thätigkeit erwieſen ſeit 1815 die Carbonari, ſie hatten Murat unterſtützt und gegen ihn gearbeitet, ſie erhoben ſich 1820 in Neapel für die ſpaniſche Verfaſſung, welche keiner von ihnen

kannte, und machten den Kronprinzen von Neapel zum Generalſtatthalter, wofür dieſer, der eben erſt Haupt der Keßler geweſen war, die roth-ſchwarz-blaue Schleife der Köhler an ſeine Bruſt ſteckte. Sie ſpielten 1821 bei der Militärrevolution von Piemont mit, bewaffneten ihre Studenten im Univerſitätsgebäude zu Turin, ließen durch ihre Offiziere zu Aleſſandria die Wiederherſtellung des Königreichs Neapel proklamiren und wußten einige verhängnißvolle Stunden des Prinzen von Carignan, Karl Albert, zu beeinfluſſen. Nach der öſterreichiſchen Reſtauration durchzogen ſie die ganze Halbinſel mit ihren Minengängen, ſeitdem ſcheinen die landſchaftlichen Schwurgeſellſchaften ſich enger geeinigt zu haben, ſie verbanden ſich mit den geheimen Geſellſchaften in Frankreich, die Hohe Venta trat unter den Einfluß franzöſiſcher Intereſſen und conſtituirte ſich zu Paris als Haute Vente Universelle.

Giuſeppe Mazzini, ein junger Rechtsgelehrter, im Jahr 1808 aus wohlhabender und angeſehener Familie Genua's geboren, war vor dem Jahre 1830 Rekrut der Carbonari geweſen. Die italieniſche Jugend war ſchon damals mißtrauiſch gegen Willensſtärke und Zielpunkte ihrer unbekannten Leiter, ihr galt aber doch für werthvoll, daß in dem Bunde ein Sammelpunkt der Patrioten vorhanden ſei. Auch Mazzini übte ſich friſch weg mit ſeinen Altersgenoſſen in den erſten Proben der Verſchwörungskunſt. Bald verfiel er dem gewöhnlichen Schickſal verrathen zu werden, und zwar, wie er annahm, durch einen der hohen Würdenträger des Bundes; er wurde mit Anderen verhaftet, dabei auch der Mann, welcher für den Chef der Carbonari in Genua galt. Als Mazzini mit ſeinen Genoſſen zwiſchen Gensdarmen fortgeführt wurde, gelang ihm auf dem Wege in der Nacht dem Andern, in dem er den Häuptling vermuthete, zuzuraunen: „es iſt möglich, daß ich vor Ihnen frei werde, geben Sie mir Aufträge, nennen Sie mir Namen von Häuptern der Hohen Venta in anderen Städten Italiens.“ Der

Häuptling antwortete hülflos: „ich weiß Ihnen keinen Auftrag zu geben und keinen Namen zu nennen, aber ich bekleide Sie mit meiner ganzen Vollmacht.“ Mazzini zuckte die Achseln, diese Gesellschaft schien ihm unfähig etwas Gemeinsames durchzuführen. In der Veste Savona saß er fünf Monate, von dem hohen Gemäuer sah er wie aus einem Adlerneſt auf das glitzernde Meer hinab. In diesem Kerker faßte er den Plan einen neuen Bund zu stiften unter der heißen Jugend Italiens gegen die alten Träger ausgeglühter Kohlen, und er gelobte sich für diesen Bund zu leben, sobald er frei werde. Sein Leugnen und der Mangel an Beweisen öffneten ihm das Gefängniß, man ließ ihm die Wahl zwischen polizeilicher Beaufsichtigung in einer kleinen Binnenstadt Piemonts oder Verbannung auf unbestimmte Zeit. Es war charakteristisch für ihn und wurde sein Verhängniß, daß er — im Beginn des Jahres 1831 — die Verbannung wählte. Die letzten Monate hatten den Italienern nicht nur die Julirevolution, auch den Tod des Papstes und des Königs von Neapel gebracht, in Mittelitalien rührten sich überall die Verbündeten, am herzhaftesten die von Modena gegen die ungewöhnliche Erbärmlichkeit ihres Herzogs Franz IV. Es waren tapfere Knaben, die Blüthe des Landes, welche dort unter Waffen traten. Mazzini wagte sich heimlich nach Savoyen zurück, ging von da nach Genf und Lyon, wo die alten Emigranten eine Expedition vorbereiteten, und als die französische Regierung hinderte, nach Corsika, wo die Verschworenen sich sammeln wollten. Aber die Aufregung in Italien wurde unterdrückt, wieder waren, wie die Jugend behauptete, die Führer schwach gewesen; Mazzini ließ sich in Marseille nieder. Da bestieg Karl Albert am 27. April 1831 den Thron Sardiniens. Der König hatte zehn Jahre zuvor für einen Genossen der Carbonari gegolten, viele italienische Patrioten setzten ungemessene Hoffnungen auf ihn. Um dies Vertrauen als nichtig zu erweisen, richtete Mazzini, der den Sinn des Königs zu kennen glaubte, einen

offenen Brief an dieſen, worin er ihm ſeinen früheren Abfall von der Sache Italiens vorwarf und die harmloſe Zumuthung ſtellte, zur Sühne ſeiner Schwäche jetzt für Italien die Rolle Waſhingtons zu übernehmen, und er ſetzte dem Brief als Motto die Formel der ſpaniſchen Cortes vor: „y si no, no.“ Er wartete einige Monate, die Antwort der Regierung war, daß Mazzini's Signalement an alle Küſtenwachen ausgetheilt wurde. Und grade in dieſen Monaten hing ſich ein unheimliches Gerücht an Mazzini's Namen. Zu Rodez in Südfrankreich wurden in der Mittagsſtunde des 31. Mai 1831 zwei italieniſche Flüchtlinge, Emiliano und Lazzareschi mit der Frau des einen durch Dolchſtiche niedergeſtreckt, nur die Frau blieb am Leben, ein Spion lieferte der Behörde die Copie eines Urtheils, das in barbariſchem Italieniſch abgefaßt und von Mazzini und La Cäcilia unterſchrieben war; aber die Aſſiſen von Aveyron ſprachen Mazzini frei, weil ſie befanden, daß der Zettel des Spions gefälſcht, der Mord Folge eines entſtandenen Streites und Mazzini ſchuldlos ſei. Jedenfalls gehörte Mazzini damals nicht zu den Häuptern der Carbonari und der Venta. Die Polizei der Großmächte jedoch fuhr lange fort ihm jene Frevelthat zur Laſt zu legen, viele Jahre nachher wurde der Fall in England öffentlich beſprochen, damals als der Miniſter Graham die unter Mazzini's Adreſſe einlaufenden Briefe erbrechen ließ, bis er durch Angriffe im Parlament zu einer Art Ehrenerklärung für Mazzini veranlaßt ward. Endlich wurde dieſe erſte Anklage über ſpäteren, zuletzt über den Bomben Orſini's, vergeſſen.

Nach der Abrechnung mit Karl Albert gründete Mazzini Anfang 1832 die Geſellſchaft des jungen Italien, in ſcharfem Gegenſatz zu den alten Geſellſchaften der Carbonari. Die Carbonari hatten alle Unzufriedene aufgenommen, auf die Zahl, nicht auf die Tüchtigkeit der Mitglieder geſehen, ſie hatten weder feſte Principien noch Zielpunkte gehabt, ihre Führer waren im Ganzen für den Bundes-

ſtaat und verfaſſungsmäßige Monarchien geweſen, hatten ihre Kraft im Militär, Patriziat, dem wohlhabenden Bürgerthum geſucht und gern mit der Diplomatie unterhandelt, ſie hatten ſich an Frankreich gehängt und gedachten die Zukunft Italiens von dem guten Willen dieſer Macht abhängig zu machen. Der neue Bund dagegen forderte Befreiung des Bodens und der Geiſter von fremder Herrſchaft. Ihm galten die privilegirten Klaſſen Italiens für verderbt, nur in dem Volke ſah er Kraft und einzige Grundlage der Nationalität, er forderte eine Republik Italiens ganz für das Volk und durch das Volk, aber auch Bildung und Erziehung zur Freiheit. An Stelle der Willkür, des Egoismus, der Rache ſoll das Pflichtgefühl treten, in dem Bunde ſelbſt an Stelle des alten Geheimniſſes und des myſtiſchen Formenkrams offene Verkündigung ſeiner Grundſätze und Lehren, das Geheimniß darf nur für „die inneren Operationen" bleiben. Der Bund braucht Apoſtel für ſeine nationale Miſſion, und dieſe Verkünder der neuen Lehre ſollen zunächſt die Verbannten ſein. Noch höhere Ziele hat der Bund zu erſtreben, eine neue Verſöhnung des Individuums und der Geſammtheit des Volkes, er ſoll einen vergeiſtigten und humaniſirten Gottesglauben an die Stelle des Papſtthums und des franzöſiſchen Skepticismus und Materialismus ſetzen, ſoll den alten Zwiſt zwiſchen heiliger Ueberlieferung und dem Gewiſſen des Einzelnen durch die neue Idee der Humanität verſöhnen. Die Bekenner des neuen Staats werden weder Proteſtanten noch Katholiken ſein, an Stelle des geoffenbarten Chriſtenthums wird zuletzt der Glaube an den Gott treten, welcher ſich unabläſſig in dem Menſchengeſchlecht offenbart.

Aber dieſes letzte und größte Ziel der Genoſſenſchaft ziemte klug zu verhüllen, nur die Weiſen des Bundes durften es kennen. Denn in der katholiſchen Kirche ſah Mazzini damals noch ein Mittel zur Wiedergeburt Italiens, ſie zuerſt müſſe nationaliſirt werden, denn der katholiſche Glaube ſei einmal der intimſte Ausdruck italieniſcher

Nationalität, und zwei Reformationen zu gleicher Zeit, eine kirchliche und eine politiſche, vermöge überhaupt kein Volk durchzukämpfen. Unterdeß ſei es Aufgabe, die Kirche mit der Kritik und den Idealen zu erfüllen, welche der deutſche Proteſtantismus, die Freimaurer und die Dichter Deutſchlands und Italiens verkündet hätten.

Für dieſes Syſtem grub Mazzini rüſtig ſeine Minengänge. Das junge Italien gründete zu Marſeille ein Journal: „La giovine Italia“ und ließ populäre Belehrungen und Broſchüren drucken; die Verbindung gewann zahlreichen Anhang in der italieniſchen Handelsmarine, welche faſt ganz der nationalen Lehre zufiel, darunter der Nizzarde Maria Joſeph Garibaldi, damals Kapitän eines Handelsſchiffs, der deshalb noch im April 1864 zu London in einem Toaſt den Mazzini als ſeinen verehrten Lehrer begrüßte. Durch die Schiffer und beträchtlichen Koſtenaufwand überſchwemmte der Bund Italien mit ſeinen Schriften. Die Abneigung gegen die Carbonari noch vorſichtig bergend, ſetzte er ſich in Verbindung mit allen fremden Geheimgeſellſchaften, ohne einer die Herrſchaft einzuräumen, an allen geeigneten Punkten der Landgrenze errichtete er Stationen, zu Malta und Corſika für die Seeküſten.

Die franzöſiſche Regierung hatte Mazzini im Jahr 1832 internirt, gern hätte ſie ſein Journal unterdrückt, aber das Blatt hielt ſich vorſichtig und gab keine rechte Veranlaſſung, da wies ſie Mazzini aus Frankreich aus, aber er wußte ſich ſo klug abzuſperren, daß er ſich noch ein Jahr gegen alle Nachforſchungen der Polizei in Frankreich behauptete. Unterdeß machte die Organiſation des Bundes ſchnelle Fortſchritte, er verbreitete ſich von den Grenzen über die ganze Halbinſel. Eine plötzliche Begeiſterung durchfuhr die Thatluſtigen. Was die Verbrüderung forderte und ahnen ließ, war genau im Geiſte der Zeit, jede Phraſe erſchien dem Sehnen der italieniſchen Jugend wie eine Verheißung, man fühlte ſich wieder ſtark gegen die beſtehende Gewalt und luſtig zu neuem Wagen. Eine Er-

hebung wurde mit den Führern in Italien verabredet. Mazzini selbst unternahm vom Auslande Savoyen zu insurgiren. Aber das junge Italien bestand seine erste Probe schlecht, die neuen Leiter hatten keine Erfahrung, die alten Carbonari verhielten sich feindlich, die Regierung von Sardinien entdeckte durch einen Zufall die Verzweigungen der Gesellschaft in der Artillerie, der bevorzugten Waffe Piemonts, und wußte durch energische Maßregeln den rechtzeitigen Ausbruch zu hindern. Mazzini aber ging doch aus Frankreich nach Genf und unternahm unter üblen Ahnungen den kraftlosen Einfall nach Savoyen. Er hatte sich, um das Geld dafür zu erhalten, widerwillig entschlossen, von dem Grundsatz des jungen Italiens: „a cosa nuova uomini nuovi, principii non nomi“ abzugehen und die Expedition unter den Befehl von Ramorino, einem Glückssoldaten der Insurrection, zu stellen, er hoffte wahrscheinlich den alten Haudegen zu überwachen, fand aber, daß seine Einwirkung auf ihn geringer war als die der Pariser Venta. Ramorino organisirte die traurigen Aufstände von Grenoble und Lyon und versäumte darüber die Zeit für Savoyen. Die Expedition scheiterte an der Grenze. Mazzini verstand auf seine Niederlage durch einen hellen Angriff zu antworten. Er brach öffentlich mit den Carbonari, schalt ihren veralteten pfäffischen Formkram, klagte ihren Centralausschuß, die berüchtigte Hohe Venta an, sie brüte zu Paris über der absoluten Einheit Europa's im Sinne Gregor VII., sie wolle die Principien der Freiheit von Frankreich, von Paris, ja einigen Ehrgeizigen ausnutzen lassen, ihre schlechte Maschine werde im Geheimen durch die Kabinette Europa's gelenkt. — Darauf barg er sich in der Schweiz und knüpfte dort in geheimnißvoller unendlicher Thätigkeit die zerrissenen Fäden seiner Verbindung wieder zusammen. Es war bezeichnend für ihn, wie er das that. Seine Theorie war schon vorher recht umfangreich gewesen, jetzt baute er das System noch höher. Konnte die Jugend Italiens allein sich nicht frei machen, so mochten andere

Völker helfen. Er war jetzt unter mißvergnügten Schweizern, Deutſchen, Franzoſen, Polen, er ſetzte alſo zu ſeinem luftigen Hauſe neue Flügel und ein höheres Stockwerk.

In dem Verbrüderungsact des jungen Europa vom 15. April 1834, welchen Mazzini ausarbeitete, und in ſeinem Buch: foi et avenir ſtellt er wieder der alten Schule der Menſchenrechte ſeine neue Schule der Pflicht gegenüber. Aller politiſche Fortſchritt hat ſich auf die Nationalität zu ſtützen, jedes Volk hat eine andere Beſtimmung und fördert die letzten Zwecke der Menſchheit. Endziel iſt die Gleichberechtigung Aller in einer republikaniſchen Verbindung der Völker, jedes Volk entſcheidet auf Nationalcongreſſen über ſeine eigenen Angelegenheiten, die allgemeinen Intereſſen auf einem gemeinſamen Congreß. Dafür ſoll ſich die Jugend aus ganz Europa in nationalen Bündniſſen ſammeln. Jede Landsmannſchaft ſoll ſich nach dem Vorbild des jungen Italiens conſtituiren, ihre Verfaſſung nach den Bedürfniſſen ihres Volksthums ſelbſtändig formen, alle Landsmannſchaften zuſammen bilden das junge Europa, welches durch einen Centralausſchuß der Führer unter Mazzini's Vorſitz geleitet wird.

In dem Vaterlande von Kant und Hegel iſt es ſchwer zu begreifen, wie ein ſolches Ideal eines Zukunftsſtaates, das ſich nur in einer Reihe von Phraſen offenbart und die realen Staatsverhältniſſe mit kalter Nichtachtung verwirft, ſeinen Erfinder zu einem vielbeſprochenen Politiker machen und die gebildete Jugend einer menſchenreichen Nation länger als ein Jahrzehnt mit opfermuthiger Hingabe erfüllen konnte. Unſere Fanatiker ſind faſt immer Menſchen, denen ein auffälliger Mangel an Bildung und an Kenntniß des Lebens das Urtheil beſchränkt; wenn ſich unter uns eine ſtärkere Kraft in Schwärmerei, falſcher Doktrin und maßloſem Eifer verirrt, wird ſie kräftig durch den ruhig abwägenden Verſtand und das Gemüth der Landsleute widerlegt. Mazzini war ſchon damals ein Mann von

ungewöhnlich reicher Bildung und feinſter Empfindung, keine ſchöpferiſche Natur, aber voll von der poetiſchen Sehnſucht, auf die Menſchenwelt wie auf ein fertiges Kunſtwerk zu ſchauen. Er hatte viel geleſen und aus der Poeſie und Geſchichte der Nationen ſtarke Eindrücke von Schönheit und Größe des Menſchengeiſtes empfangen. Ihm aber fehlte, wie faſt allen ſeinen Landsleuten, die Zucht der Gedanken, welche unſere Schule giebt, er war in dieſem Sinne Autodidakt, ein Dichter ohne eigene Poeſie und ein Denker ohne eine ſichere Methode ſeiner Beobachtungen. Sein Syſtem war ihm ſelbſt ein großer Fund, er ſah das ferne Ziel deutlich vor ſich in heller Verklärung, außerdem nur die nächſten Schritte ſeines Weges, nicht die Abgründe, denen er ſeine Anhänger zuführte.

Doch fehlte ihm keineswegs der italieniſche Zug von praktiſcher Schlauheit. Ohne unehrlich gegen ſein Syſtem zu werden, verſtand er wie ein italieniſcher Kunſtliebhaber die Bilder ſeines Zukunftſtaates vor jedem Einzelnen anzupreiſen und in gutes Licht zu ſtellen. Für den Gebildeten die edle Humanität, für das Kind der Straße die Gleichheit, dem Bettelmönch hob er die Bedeutung der Kirche hervor, in der nicht die Kardinäle, ſondern die Volksprediger gelten ſollten, dem Fremden bot er die eigenthümlichen Culturrechte und die göttliche Beſtimmung jedes Volksthums.

Aber in ſeinem innerſten Weſen war er weit mehr Lehrer als Politiker. Grade vielleicht, weil die eigene ſchöpferiſche Kraft in ihm nicht groß war, fand er eine dauerhafte Freude, in Anderer Seelen zu ſenden, was er als wahr, ſchön, heilſam erkannt hatte. Wer ihn nur als Verſchwörer kennt, dem entgeht der beſſere Theil ſeines Wirkens. Ein großer Theil der Thätigkeit des jungen Italiens, trotz aller Einſeitigkeit der fruchtbarſte, war durch kleine Bücher, durch Ueberſetzung und Bearbeitung fremder Literaturwerke Bildung zu verbreiten. Eifrig ſuchte er bei allen Culturvölkern, was auf die Italiener wirken könnte, gern dachte er dabei an den niedern Klerus, der ſehr

wohl für die Bewegung gewonnen werden könne. Und beſonders dafür erſchien ihm die romantiſche Literatur der Deutſchen als eine gute Hülfe. Nicht in jedem Jahr könne man das radikale Heilmittel einer Revolution anwenden, immer aber ſei es möglich, ein politiſch verunglücktes Volk durch Bücher zu erziehen. Deshalb arbeitete er in der Schweiz unabläſſig für die „Volksbibliothek", welche der Bund in Italien drucken und verbreiten ließ. Und zu dieſem Zweck mühte er ſich, wie ſchwer ihm dies bei ſeiner unvollkommenen Kenntniß der deutſchen Sprache wurde, die Söhne des Thals von Zacharias Werner ſelbſt zu überſetzen. Solche Werke ließen ſich, meinte er, ohne Hinderniß in Italien verbreiten. Ein Buch von ſo ungeheurem Erfolge wie die deutſchen Stunden der Andacht werde in Italien verbrannt, die Poeſie aber habe freieren Eingang, und darum müſſe man ſie benützen auf die Seelen zu wirken.

Freilich vermag Mazzini's literariſcher Geſchmack und künſtleriſches Urtheil, wie ſie in ſeinen Aufſätzen aus jenen Jahren ausgeſprochen wurden, vor dem deutſchen Urtheil nicht immer zu beſtehen. Aber wer ſeinen großen Eſſay über Byron und Goethe, den er im Jahre 1837 für das Monthly Chronicle ſchrieb, unbefangen würdigt, wird ſeinem Geiſtesleben Antheil nicht verſagen. Das volle Verſtändniß ſchöner Kunſt iſt ihm verſagt, die Tendenz des Kunſtwerks iſt ihm wichtiger als die künſtleriſche Idee, ſeine Auffaſſung, daß die höchſte Aufgabe des poetiſchen Genies ſei, mit Seherblick den Inhalt einer werdenden Culturepoche der Menſchheit vorgreifend darzuſtellen, wird man als einen fatalen Grundirrthum des Eſſays in Kauf nehmen müſſen. Ihm ſind Goethe und Byron die großen Dichter einer ſich abwärts neigenden Bildungsform. In ſehr vielen Einzelheiten aber iſt das Urtheil ſcharfſinnig und fein, der Ausdruck eines vornehmen Geiſtes. Zumal die achtungsvolle Würdigung Goethes, der doch in ſeiner heitern Kunſtgröße dieſem Italiener ſehr unheimiſch iſt, ſticht ſehr vortheilhaft ab gegen die flache und wegwerfende Art,

in welcher der deutſche Liberalismus damals die größte Dichterkraft Deutſchlands behandelte. — Die Lehre des jungen Italiens fand auf der Halbinſel aber zumeiſt deshalb ſo ſchnelle Verbreitung, weil ſie mehr durch die edlen Seiten der Menſchennatur zu wirken ſuchte als die alten Geheimbünde. Möge der deutſche Leſer das ohne Widerſpruch anerkennen. Es iſt wahr, auch dem jungen Italien folgte der Fluch, welcher jeder geheimen Verbindung anhängt, die ſich zum Herrn über Leben und Tod Anderer aufwirft, dieſer Fluch hat die Wirkſamkeit des neuen Bundes überall gelähmt, er hat Heil in Unheil verwandelt und vielleicht Herz und Gedanken des Stifters ſelber allmählich mit ſeinem dunklen Schatten umzogen. Dennoch wurde damals die neue Lehre als ein großer Fortſchritt empfunden. War der alte Verſchwörungsapparat, Eidſchwur, Dolch, abgeſchmacktes Ceremoniel auch nicht ganz beſeitigt, er war auf ein geringeres Maß beſchränkt, dem jungen Rekruten war doch der Weg gezeigt, auf dem er ſich heraufzuarbeiten habe, er ſollte lernen ſich ſelbſt erziehen und mit hohen Gedanken erfüllen. Die Theorie Mazzini's war die eines hochſinnigen Mannes, es war immer ſein Wunſch, durch die edelſten Seiten der Menſchennatur zu wirken, er war ſo zartfühlend, daß ihn das Leiden Anderer ſehr traurig machte, in der Zukunft des Staates, wie er ihn dachte, ſollte die Todesſtrafe ganz abgeſchafft ſein. Das war die Luft, in der er am liebſten athmete, in die er das ganze Menſchengeſchlecht hinauf heben wollte. Aber er war Italiener, die Kirche und die Staatsgewalten ſeiner Heimath arbeiteten mit ſehr geringer Sittlichkeit, Lüge, Heuchelei, Eigennutz, Beſtechung, Hinterliſt ſah er überall, da erſchien es leider nothwendig, Liſt gegen Liſt, Verſtellung gegen Lüge zu ſetzen. Ohne Zweifel hat ſeine Humanität nicht ſelten die gehobenen Dolche zorniger Bundesbrüder von dem Leben eines Gegners abgewehrt, und ihm jeden politiſchen Mord ſeiner Partei anzurechnen, wäre ebenſo ungerecht, als einen Koch dafür verantwortlich zu machen, daß die Krebſe am

Heerdfeuer roth werden. Aber wahrscheinlich deuchte auch ihm zuweilen als widerwärtige Nothwendigkeit, damit sein idealer Staat lebendig werde, die landesüblichen Mittel des Schreckens und der Strafe zu gebrauchen gegen Schwache und Verräther, gegen große Feinde der bürgerlichen Gesellschaft, welche sich selbst durch das Unrecht, das sie seiner Lehre zufügten, der edlen Humanitätsrechte beraubt hatten, die er den Eingeweihten gewähren wollte.

Aber auch vielen Fremden erschien als neue Verkündigung, daß er jeder Nationalität das Recht zusprach und die Pflicht auflegte, sich nach eigenthümlicher Anlage zu selbständigem, anderen Völkern gleichberechtigtem Leben heraufzuarbeiten. Diese Lehre, obwohl nicht neu, obwohl nicht sehr klar, hat in ihrer begeisterten Verkündigung wesentlich dazu beigetragen, den heimathlosen Liberalismus des europäischen Continents national zu machen. Nicht nur dem Italiener war ein Gewinn, daß der Patriotismus Mazzini's der französischen Frivolität und Anmaßung den Fehdehandschuh entgegenwarf, — in seinem jungen Europa gab es lange kein junges Frankreich —; auch der Schweizer gewann aus diesen Ideen das Vertrauen, über den reformirten Kantonverfassungen eine neue Staatsorganisation der gesammten Schweiz zu fordern, und mancher verlaufenen deutschen Seele klang es wie eine neue Verkündigung, daß sie, die der Reihe nach für Griechen, Franzosen, Polen geschwärmt hatte, vor Allem verpflichtet sein sollte, recht tüchtig deutsch zu sein. Durch das junge Europa wurde das Wort Nationalität zu einer umlaufenden Scheidemünze des Liberalismus und auf Umwegen hat die Lehre von dem Recht jedes Volksthums bis zur Gegenwart und in die fernen Ostländer Europa's gewirkt. Sie hat in Landschaften gearbeitet, an welche Mazzini damals noch wenig dachte, sie ist noch jetzt der Schlachtruf stürmischer Jugend unter Slaven, Magyaren, Rumänen, vor Allem in dem jungen Rußland.

Und diese Lehren wurden mächtig unterstützt durch die Persönlich-

keit des Propheten, welcher geheimnißvoll wie inſpirirt auf ſeine Umgebung wirkte. Seit dem Frühjahr 1834 lag Mazzini in dem kleinen Bad Grenchen, Kanton Solothurn, unter dem Namen Strozzi verborgen. Am 18. September erließ der Vorort ein Kreisſchreiben, worin er die Ausweiſung des Fremden forderte. Die Kantonsbehörden antworteten, daß ſie ihn nirgend finden könnten, und obgleich der öſterreichiſche Geſandte, Herr v. Bombelles, unzufrieden behauptete, er mache ſich anheiſchig ihn in drei Tagen durch ſeine Agenten zu entdecken, ſo blieb Mazzini doch noch zwei Jahr unangefochten in ſeinem Verſteck, nur einmal durch Solothurn verhaftet, aber ſogleich wieder entlaſſen. Der Zugang zu ihm war nicht leicht, nur wenige der politiſchen Flüchtlinge wußten wo er weilte und ſeine Vertrauten verſtanden vortrefflich ihn unſichtbar zu halten. Man näherte ſich ihm mit ſcheuer Achtung wie einer hohen Perſönlichkeit. Seine Wirthe im Kurhauſe ſprachen gegen die Bevorzugten, denen er ſichtbar ſein wollte, mit Ehrfurcht und Sorge über ihn: er arbeitet bis tief in die Nacht, er verläßt Tagelang nicht das Zimmer, er lebt von nichts als von ſchwarzem Kaffee und feinen Cigarren, raucht zu viel und ſieht kummervoll aus. Er ſelbſt eine kleine ſchmale Geſtalt von feinen Formen, damals mit weichem ſchwarzen Haupthaar in dünnen Locken, ſchwarzem Vollbart, braunem Geſicht mit ſanften Zügen, welchen Arbeit und Sorge einen ſchmerzlichen Ausdruck gaben, vor Allem mit zwei großen ſchwarzen Augen, deren ſtrahlendes wechſelndes Licht ſo mächtig wirkte, daß man nur die Augen ſah, wenn man mit ihm ſprach, auch im Hauſe zierlich und auffallend gewählt gekleidet; in der Unterhaltung ein Meiſter, der wie ein großer Herr Jedem wohlzuthun wußte, vortrefflich zu hören verſtand, nie den Sprechenden unterbrach und dabei immer das Geſpräch mit Ueberlegenheit leitete, beweglich in Geberde und Ausdruck, auch wo er ſelbſt erörterte, immer mit ſchön gehaltener Lebendigkeit.

Heerdfeuer roth werden. Aber wahrscheinlich deuchte auch ihm zuweilen als widerwärtige Nothwendigkeit, damit sein idealer Staat lebendig werde, die landesüblichen Mittel des Schreckens und der Strafe zu gebrauchen gegen Schwache und Verräther, gegen große Feinde der bürgerlichen Gesellschaft, welche sich selbst durch das Unrecht, das sie seiner Lehre zufügten, der edlen Humanitätsrechte beraubt hatten, die er den Eingeweihten gewähren wollte.

Aber auch vielen Fremden erschien als neue Verkündigung, daß er jeder Nationalität das Recht zusprach und die Pflicht auflegte, sich nach eigenthümlicher Anlage zu selbständigem, anderen Völkern gleichberechtigtem Leben heraufzuarbeiten. Diese Lehre, obwohl nicht neu, obwohl nicht sehr klar, hat in ihrer begeisterten Verkündigung wesentlich dazu beigetragen, den heimathlosen Liberalismus des europäischen Continents national zu machen. Nicht nur dem Italiener war ein Gewinn, daß der Patriotismus Mazzini's der französischen Frivolität und Anmaßung den Fehdehandschuh entgegenwarf, — in seinem jungen Europa gab es lange kein junges Frankreich —; auch der Schweizer gewann aus diesen Ideen das Vertrauen, über den reformirten Kantonverfassungen eine neue Staatsorganisation der gesammten Schweiz zu fordern, und mancher verlaufenen deutschen Seele klang es wie eine neue Verkündigung, daß sie, die der Reihe nach für Griechen, Franzosen, Polen geschwärmt hatte, vor Allem verpflichtet sein sollte, recht tüchtig deutsch zu sein. Durch das junge Europa wurde das Wort Nationalität zu einer umlaufenden Scheidemünze des Liberalismus und auf Umwegen hat die Lehre von dem Recht jedes Volksthums bis zur Gegenwart und in die fernen Ostländer Europa's gewirkt. Sie hat in Landschaften gearbeitet, an welche Mazzini damals noch wenig dachte, sie ist noch jetzt der Schlachtruf stürmischer Jugend unter Slaven, Magyaren, Rumänen, vor Allem in dem jungen Rußland.

Und diese Lehren wurden mächtig unterstützt durch die Persönlich-

keit des Propheten, welcher geheimnißvoll wie inſpirirt auf ſeine Umgebung wirkte. Seit dem Frühjahr 1834 lag Mazzini in dem kleinen Bad Grenchen, Kanton Solothurn, unter dem Namen Strozzi verborgen. Am 18. September erließ der Vorort ein Kreisſchreiben, worin er die Ausweiſung des Fremden forderte. Die Kantonsbehörden antworteten, daß ſie ihn nirgend finden könnten, und obgleich der öſterreichiſche Geſandte, Herr v. Bombelles, unzufrieden behauptete, er mache ſich anheiſchig ihn in drei Tagen durch ſeine Agenten zu entdecken, ſo blieb Mazzini doch noch zwei Jahr unangefochten in ſeinem Verſteck, nur einmal durch Solothurn verhaftet, aber ſogleich wieder entlaſſen. Der Zugang zu ihm war nicht leicht, nur wenige der politiſchen Flüchtlinge wußten wo er weilte und ſeine Vertrauten verſtanden vortrefflich ihn unſichtbar zu halten. Man näherte ſich ihm mit ſcheuer Achtung wie einer hohen Perſönlichkeit. Seine Wirthe im Kurhauſe ſprachen gegen die Bevorzugten, denen er ſichtbar ſein wollte, mit Ehrfurcht und Sorge über ihn: er arbeitet bis tief in die Nacht, er verläßt Tagelang nicht das Zimmer, er lebt von nichts als von ſchwarzem Kaffee und feinen Cigarren, raucht zu viel und ſieht kummervoll aus. Er ſelbſt eine kleine ſchmale Geſtalt von feinen Formen, damals mit weichem ſchwarzen Haupthaar in dünnen Locken, ſchwarzem Vollbart, braunem Geſicht mit ſanften Zügen, welchen Arbeit und Sorge einen ſchmerzlichen Ausdruck gaben, vor Allem mit zwei großen ſchwarzen Augen, deren ſtrahlendes wechſelndes Licht ſo mächtig wirkte, daß man nur die Augen ſah, wenn man mit ihm ſprach, auch im Hauſe zierlich und auffallend gewählt gekleidet; in der Unterhaltung ein Meiſter, der wie ein großer Herr Jedem wohlzuthun wußte, vortrefflich zu hören verſtand, nie den Sprechenden unterbrach und dabei immer das Geſpräch mit Ueberlegenheit leitete, beweglich in Geberde und Ausdruck, auch wo er ſelbſt erörterte, immer mit ſchön gehaltener Lebendigkeit.

So war Mazzini — wenn ein Urtheil aus der Ferne über einen Lebenden erlaubt ist — damals ein zartfühlender, begeisterter Mann, edel in der Erscheinung und menschenfreundlich in seiner Lehre und dabei doch ein harter, unritterlicher, rücksichtsloser Fanatiker, der scrupellos mit Menschenleben schaltete, ein ächter Sohn des Landes, in welchem der Cäsarismus und das Papstthum aufgewachsen waren, die er so tödlich haßte. Auch als Lehrer der Jugend glich er einem strengen römischen Bischof, der sein Glaubenssystem der schlechten sündigen Welt aufdrängen will mit allen Mitteln, durch Predigt, Liebe und gutes Beispiel und durch Verdammung und Austilgung verstockter Gegner.

Ihn traf noch, da er lebte, die Vergeltung, welche das Schicksal Jedem bereitet, der Gedanken und Thaten eines ganzen Volksthums zu beherrschen unternimmt. Er hatte das vielköpfige Unwesen der Carbonari vernichtet, und einen neuen Geheimbund an die Stelle gesetzt, für dessen leitenden Geist er allein galt. Dafür wurden alle Sünden und Mißerfolge des jungen Italiens ihm allein auf das Haupt gelegt. Als er zehn Jahr die Jugend seines Vaterlandes geführt hatte, erhoben wackere Piemontesen laut ihre Stimme gegen die Bundeswirthschaft und seine republikanischen Träume, neue politische Zielpunkte gewannen das Herz seiner Italiener, bescheidener und praktischer wurde die Arbeit einer neuen politischen Schule. Und als in Wahrheit ein Königreich Italien erstand und als der Staat ungleich war dem Ideale des Propheten, der in der Fremde alterte, da vermochte er sich nicht mehr mit dem neuen Leben zu versöhnen. Daß doch das Königshaus Karl Alberts die Herrschaft erhielt, daß Savoyen verloren ward, daß die verhaßte Uebermacht Frankreichs Werkzeug der Rettung werden sollte, das erschien dem Republikaner und Patrioten unleidlich. Härter wurde der doctrinäre Eigenwille, gewaltsamer die Mittel, Verbitterung und Haß entstellten ihm die Bilder der Thatsachen und Menschen, ruhelos fuhr er in Europa umher,

die Gewalt seines alten Rüstzeuges war klein geworden. Sein Versuch den neuen Staat zu verstören, raubten ihm die gute Meinung vieler Anhänger; gegen den Geheimbund kämpften jetzt siegreich die Preßfreiheit, die Tribüne, die mächtigen realen Interessen eines wirklichen Staates. Wer für die Geschicke einer Nation auf die Dauer segensreich arbeiten will, vermag das nur in der Nation selbst, unablässig gezogen, gehemmt und gefördert durch Leben und Leiden, durch Gedanken und Mängel seiner Umgebung. Nicht der Prophet, sondern der Staatsmann, nicht ein Verbannter, sondern der Beamte, nicht Mazzini, sondern Cavour hat den Staat Italien geschaffen; aber unter den Männern, welche als Verkünder besserer Zukunft und als Opfer schlechter Gegenwart das Alte zerstörten und das Neue vorbereiteten, und welche in uneigennütziger und beharrlicher Hingabe für das Vaterland wagten, duldeten und sündigten, unter diesen Patrioten aus der Dämmerzeit Italiens zwischen tiefer Nacht und aufbrechendem Licht wird von der Nachwelt auch die düstere Gestalt Mazzini's mit Trauer und Theilnahme betrachtet werden*).

*) Der Verfasser dieser Biographie hat vorhandene vertraute Briefe Lebender, soweit diese ihm aus dem Nachlaß Mathy's zugänglich wurden, nur dann gelesen und benützt, wenn er die Genehmigung der Absender vorher eingeholt hatte, oder als zweifellos voraussetzen durfte. Er bedauert lebhaft, daß der Biographie dadurch manche werthvolle Einzelheit entgehen mußte, aber er glaubte diese Entsagung allen Betheiligten schuldig zu sein. Dem Urtheil über Mazzini hat der literarische Nachlaß keinerlei Material geliefert, mit Ausnahme eines Blattes, welches wenige biographische Daten enthält.

hängen. Sie saßen am liebsten in der Schenke oder trieben thatlos umher. Wenn sie sich verschworen, so war dies eine Unterhaltung wie früher in der Studentenzeit oder in der Gesellenherberge. Im Grunde aber hatten sie fast sämmtlich die Sehnsucht still zu hausen und mit ihrer Frau in der großen Republik Deutschland spazieren zu gehen. Die gefährlichste Thätigkeit der Führer war, daß sie in Lesevereinen die jungen Handwerker für den Bund zu erziehen suchten, beim Trunk scharfe Reden hielten und Flugblätter gegen die Tyrannen verkauften. Dem Italiener Mazzini muß zuweilen schwer gewesen sein, Mißachtung seiner deutschen Geschäftsfreunde von sich fern zu halten. Der Mangel an Verständniß für große politische Verhältnisse, die ewigen Bedürfnisse, die Unthätigkeit, die schlechte Disciplin, hier und da wohl auch ihre Bedenken und ihr moralischer Katzenjammer machten sie nicht vertrauenswürdig. Wenn Mazzini einmal zu Rauschenplat, der eine Zeit lang Docent des Kriminalrechts an der Universität Bern war, von der edlen Milde des Zukunftstaates sprach, und begeistert frug, wie der Deutsche sich die künftige Einheit eines humanen Strafrechts in Deutschland und Italien denke: dann platzte „der Kater" Rauschenplat heraus: „Als Standrecht" — er hatte sich zufällig diese Theorie gebildet. Mazzini aber preßte krampfhaft die Hände zusammen und die staunende Enttäuschung, die in seinem Blicke lag, war wenig schmeichelhaft für den derben Gesellen, der so selbstzufrieden vor ihm stand. Auch unbotmäßig waren die Deutschen gegen ihren fremden Führer, er war ihnen zu vornehm und zu tyrannisch, oder, wie sie sagten, zu anmaßend. Hatten sie sich der heimischen Polizei darum entzogen, um in freiem Lande die Befehle eines geheimen Fremdlings schweigend hinzunehmen? Mazzini vermochte niemals der gemüthlichen Anarchie in dieser Landsmannschaft zu steuern. Und, um Alles zu sagen, jung Deutschland war eine klägliche und kraftlose Einrichtung, durchaus nicht des Aufhebens werth, das man in der Heimath davon machte.

Die junge Schweiz constituirte sich erst ein Jahr nach den genannten Sectionen des jungen Europa. Am 15. April 1834 hatte Mazzini in einem Aufruf zu der Bildung dieses Vereins aufgefordert: „Patrioten der Schweiz, wir haben uns constituirt, schließt euch an, daß eine junge Schweiz entstehe. Jung ist mehr als ein Wort" es ist ein Programm, es drückt uns Allen verständlich aus, daß es hauptsächlich der jüngeren Generation vorbehalten ist, die Wiedergeburt Europa's zu bewirken. Jedoch erinnert euch, daß die Zeiten der Symbolik vorüber sind, daß die Form oft Ideen erstickt hat, daß eine neue Verbindung damit endigen muß, der Staat selber zu werden. Wir sind einig, unser Streben der zukünftigen Generation zu weihen, wir zwar werden darüber hinsterben, aber wir sind nicht Männer der Ungeduld und des Egoismus, die Frucht wird, durch die waltende Vorsehung beschützt, von anderen Händen eingesammelt werden."

Diese Prophezeiung ist für die Schweiz schneller erfüllt worden als der Italiener meinte. Denn die Verbindung, welche durch seinen Aufruf angeregt wurde, war in der That grundverschieden von den übrigen Landsmannschaften des Bundes, praktisch in ihren Zwecken, gemäßigt in ihren Mitteln, nur durch ihren Namen und ein kühles persönliches Einvernehmen ihrer Stifter dem jungen Europa genähert. Fast in jedem Kanton der Schweiz stritt damals das alte Familienregiment gegen eine rührige Reformpartei, fast in jedem hatten die Parteien nach dem Brauch früherer Jahrhunderte mit den Waffen gegen einander gekämpft, und unablässig arbeitete der Gegensatz auf der Tagsatzung, in dem großen und kleinen Rath der Kantone, durch die Presse und durch Beschlüsse von Volksversammlungen. Aber trotz aller Erbitterung in der Politik verkehrten die Gegner als Landgenossen, als Gevattern und Nachbarn ehrlich mit einander im Geschäft und beim Wein. Die liberale Partei war in siegreichem Fortschritte, in einigen Kantonen hatte sie bereits die Herrschaft erobert, in anderen behauptete sie Einfluß wenigstens in einzelnen

Zweigen der Verwaltung; ſie proteſtirte gegen die Einmiſchung der Mächte in ſchweizeriſche Staatseinrichtungen, verlangte eine Reform ihres Bundes, eine centrale Organiſation, Freiheit der Culte, des Worts, des Unterrichts, der Preſſe, der Vereine, des inneren Verkehrs, der Gewerbe, der Niederlaſſungen, Befreiung des Bodens von allen Feudallaſten, Aſylrecht, Einheit von Maaß, Münze, Gewicht, Einſetzung eines oberſten Gerichtshofs. Die Führer dieſer Partei, zumal die in den deutſchen Kantonen und dem Waadtland, waren durchaus nicht geſonnen ſich für die europäiſche Revolution Mazzini's gebrauchen zu laſſen, im Gegentheil ſie ſelbſt überlegten und zweifelten, ob ſie die Männer des jungen Europa für ihre heimiſchen Zwecke benützen könnten. Ihre Abſicht war, einen ehrlichen Nationalverein zu gründen, die Gerichtsbarkeit, welche das junge Europa über das Leben ſeiner Mitglieder in Anſpruch nahm, war für die Schweizer ein Unſinn, und ſie fanden keinen Vortheil darin, um der Fremden willen ſich mit allen Großmächten Europa's auf den Kriegsfuß zu ſetzen. So wurde faſt ein Jahr verhandelt, ob ihr nationaler Verein ſich den Gedanken Mazzini's einigermaßen anbequemen und den Namen junge Schweiz nehmen ſollte. Endlich entſchloſſen ſie ſich doch zögernd und ohne Wärme; wie es ſcheint, aus zwei wohlerwogenen Gründen: Einmal hatte die Lehre Mazzini's unter den franzöſiſchen Schweizern des Jura bereits Anhänger gefunden und man wollte eine Spaltung der Liberalen vermeiden, dann aber waren die Schweizer vor einer großen nationalen Agitation in beſonders ungünſtiger Lage. Die herrſchende conſervative Partei hatte den Schulunterricht ſo vernachläſſigt, daß den Liberalen damals allzuſehr die Männer fehlten, welche die Bewegung der Preſſe zu unterhalten vermochten. Wo es galt die Feder zu führen und große Ideen populär zu machen, waren ſie faſt ganz auf die Flüchtlinge angewieſen. Wollte der Verein zu energiſcher Wirkſamkeit kommen, ſo bedurfte er einer neuen großen Zeitung, und dafür waren ihm die

Verbindungen Mazzini's unentbehrlich. Deshalb kam ein Compromiß zwiſchen der nationalen Partei und Mazzini zu Stande, in welchem ſich die Schweizer bereit erklärten, ihren Verein die junge Schweiz zu nennen; ſie gaben ſich aber ein ganz ſelbſtſtändiges Statut, welches trotz ſeiner Weitläufigkeit ein geſetzliches und ehrliches Vereinsſtatut iſt wie andere auch. Erſt am 26. Juli 1835 conſtituirten ſie ſich förmlich zu Villeneuve am Genfer See, zunächſt etwa 25 Männer, die Mehrzahl aus den Kantonen franzöſiſcher Zunge und dem Berner Jura. Die Kantonvereine ſollten unter einem Centralcomite ſtehen, welches vorerſt nach Biel gelegt wurde. Unter den Comitemitgliedern war der angeſehene Arzt Dr. Schneider von Nidau, ein wackerer Patriot, wohlhabender und gemeinnütziger Mann, dem die Schweiz unter Anderem die Entſumpfung des Berner Seelandes verdankt; er wurde auch der neuen Zeitung die beſte Stütze. Er hat den Sieg ſeiner Partei erlebt, iſt wiederholt in den großen Rath und die Regierung gewählt worden und lebt noch zu Bern in verdienten Ehren.

Um die große Zeitung möglich zu machen, hatten ſich die Schweizer für junge Europäer erklärt. Aber der Gegenſatz zwiſchen den weltumſpannenden Idealen des Italieners und dem nüchternen Sinn der Schweizer bedrohte das Bündniß ſofort mit ernſten Gefahren. Mazzini wollte in die Ferne wirken, ſoweit nur franzöſiſche und deutſche Sprache reichen, und er wollte allem Volk Europa's in ſeinem officiellen Blatt die große Politik des zukünftigen Staates verkünden; die Schweizer dagegen forderten Beſprechung der heimiſchen Zuſtände, Kampf gegen ihre Kantonregierungen, Vertretung lokaler Intereſſen und vorſichtige Schonung der Gewalten, welche ihren Erfolg hindern oder fördern mochten. Eine Vereinigung dieſer Wünſche wäre unmöglich geweſen, hätte nicht Mazzini immer wieder durch ſeinen Geiſt und ſeine perſönliche Ueberlegenheit fortgeriſſen, und wäre ihm nicht die ariſtokratiſche Tugend eigen geweſen, im Einzelnen die Dinge gehen zu laſſen.

Die zwiesprachige Zeitung, „La jeune Suisse, Die junge Schweiz, ein Blatt für Nationalität", erschien vom 1. Juli 1835 bis 23. Juli 1836 jeden Mittwoch und Sonnabend, ein Bogen in größtem Format, der französische und deutsche Text neben einander. Das Kapital war durch Aktien zusammengebracht, welche meist in den Händen von Mitgliedern der jungen Schweiz waren. Das Comite zu Biel hatte die officielle Leitung. Der Redakteur mußte ein Franzose sein, Mazzini selbst verstand das Deutsche nur mit Schwierigkeit, und die Mehrzahl der Aktionäre gehörte, wenigstens im Anfang, zur französischen Schweiz. Diese Stelle erhielt Granier von Lyon, früher Redakteur des „Proscrit", der unter dem Namen Dumont in Biel auftrat, ein leichter Franzose, nicht ohne Geist und Gutmüthigkeit, der den Schweizern öfter Anstoß gab, weil er sie auslachte und lockere Sitten nicht verbarg. Nächst ihm gehörte zur Redaktion der Uebersetzer, welcher angestellt war, die französischen Artikel in das Deutsche zu übertragen, und da sich bald ergab, daß die ursprünglich deutsch geschriebenen Artikel häufig wurden, auch aus dem Deutschen in das Französische zu übersetzen hatte. Und für diese Stelle war Mathy ersehen.

Wenige Tage nachdem Mathy seine Familie von der Grenze nach Bern geholt hatte, mußte er für seine Person nach Biel übersiedeln. Er war dort sehr nöthig, seine Erfahrung, sein festes Wesen und sein regelmäßiger Fleiß halfen die Schwierigkeiten bewältigen, welche dem gewagten Unternehmen schon vor dem Beginn Verderben drohten. Gleich um die erste Nummer möglich zu machen, mußte er einen der Schweizer Unternehmer begleiten, der auf einem Wäglein mit lahmem Pferde nach Solothurn fuhr und dort vergebens nach Papier suchte. In der Druckerei und dem Büreau der Redaktion fand Mathy ein bedenkliches Chaos, das Comite war ohne jede Erfahrung in Preßgeschäften, das Betriebscapital war ungenügend, weil man sich der sanguinischen

Hoffnung überließ, daß die Zeitung sich bald nach ihrem Erscheinen selbst erhalten werde, zwischen den Aktionären gab es endlose Erörterungen, lange Sitzungen und viel Gezänk, welche das ganze Jahr nicht aufhörten. Wenn Aktionäre und Comite Sitzung hatten, wurde Mathy ersucht das Protokoll zu führen, und wenn die Gesellschaft sich müde debattirt hatte und rathlos dasaß, fiel Mathy die Aufgabe zu, neue Auskunftsmittel vorzuschlagen. Auch die Enge der Druckerei und der Buchhandlung in Biel wurde hinderlich. Es war ein kleines Geschäft ohne genügende Mittel, ohne Lettern, Maschinenraum, Setzer, es ging aus der Hand eines Unternehmers in die eines andern über, und die Verhältnisse wurden dadurch nicht klarer, daß dem neuen Eigenthümer, Weingart, einem Mitgliede der jungen Schweiz, sich Schüler, ein Mitglied des jungen Deutschlands, associrte, die Zwistigkeiten der Vereine wurden dadurch in das Geschäft getragen. Bald nahm die Firma den Titel Druckerei der jungen Schweiz an und suchte Gelderwerb in Broschüren und unsicheren Spekulationen, welche Haß aufregten, der ohne zureichenden Grund auf die Zeitung und auf den Schweizer Verein mit gleichem Namen fiel. Auch die Setzer und Drucker mußten zuverlässige Leute sein und unter den Gesinnungsgenossen gesucht werden. Zumal die Setzer gehörten sämmtlich dem jungen Europa zu, sie waren Flüchtlinge, eigenwillig und geneigt selbst Politik zu treiben, nicht leicht in geordneter Arbeit zusammenzuhalten. Daß unter diesen Umständen das Blatt überhaupt ein Jahr dauern, und ein nicht unverdientes Ansehen erhalten konnte, verdankt es vor Allem der Erfahrung, dem unendlichen Fleiß, der festen und Achtung gebietenden Persönlichkeit seines deutschen Uebersetzers. Er wußte überall zu schlichten, fand Hülfe in jeder Noth und wurde bald der Vertraute, der Rathgeber und die letzte Zuflucht aller Betheiligten, von Mazzini bis zu dem jüngsten Setzer. Kam ein Leitartikel von Grenchen oder Nidau nicht zu rechter Zeit an, so opferte Mathy die Nacht, um selbst die Lücke zu füllen. Wenn

der Gerant Weingart erfuhr, daß der französische Redakteur zu unrechter Zeit einen Ausflug mit leichtsinnigen Damen gemacht hatte, so erflehte er Mathy's Hülfe für die nächste Nummer, und Granier kam zu Mathy und klagte, wenn ihm der Gerant seinen Artikel censirt hatte. So gab es gleich im Anfang einen Auftritt, weil Granier in einem Artikel einen großen Monarchen des Nordens assasin couronné genannt hatte. „Das ist beleidigend," meinte Herr Weingart, „wenn Sie z. B. gesagt hätten: nie hat die Hölle einen schwärzeren Abschaum ausgespieen, so würde dieser Ausdruck bezeichnend, aber keineswegs beleidigend gewesen sein." — In der Setzerstube begann Mathy seine Thätigkeit damit, daß er sich erbot, in den Abendstunden die deutschen Setzer französisch zu lehren; kamen ehrbare Flüchtlinge, welche Arbeit begehrten, so setzte er durch, daß sie an die Setzkästen gestellt wurden, einige Wochen umsonst, dann mit ganzem Setzerlohn. Und er wußte zu machen, daß sie die ersten schweren Wochen Kost erhielten. Dafür lohnten ihm die Arbeiter mit rührendem Vertrauen, sie wußten auch, daß er in Karlsruhe selbst das Setzen gelernt hatte und betrachteten ihn mit Stolz als einen von ihrer Kunst, brauchte einer von ihnen Hülfe, so erbat er Math's Fürsprache. Wenn sie sich einmal der Nachtarbeit weigerten, so wußte er sie dafür zu bestimmen. Es waren einige tüchtige und ehrenwerthe Männer darunter, diese lud Mathy auch einmal des Sonntags in sein Haus zu einem Braten und guten Haustrunk. — Zuletzt nach harter Tagesarbeit und manchem Nachtwachen, nach vielen Erörterungen und manchem Zwist im Redaktionszimmer und der Druckerei fehlte am Ende des Quartals wohl gar das Geld, um dem Uebersetzer seinen bescheidenen Gehalt auszuzahlen, und der zuverlässige Dr. Schneider mußte aushelfen.

Unter diesen knarrenden Mißtönen wurde die Zeitung La jeune Suisse ein seltsames journalistisches Unternehmen. Die Nummern gestalteten sich in der Regel folgendermaßen: Ein langer Leitartikel

in großem Stil und würdiger Haltung vertrat die Theorie, häufig schrieb Mazzini selbst diese Belehrungen, die dann wohl zu doktrinär geriethen, den Lesern zu viel zumutheten und sich zu sehr an das ganze Europa wandten. Dennoch würde mancher Leitartikel noch jetzt einem maßvollen liberalen Blatte Deutschlands sehr wohl anstehen, wenn man von dem gelegentlichen Betonen republikanischer Gesinnung absieht und erwägt, daß viele Wahrheiten, die damals dem Leser neu waren, seitdem Gemeingut der Nationen geworden sind. Nächst dem Leitartikel nahm den größten Raum ein die Besprechung der Schweizerischen Interessen, auch hier war die Haltung im Ganzen weit besser als in den Lokalzeitungen, doch drang auch viel von der groben, heftigen, schonungslosen Sprechweise ein, welche die kleinen Blätter der Schweiz noch heut nicht überwunden haben. Dazu kamen in einem kurzgefaßten politischen Bülletin die Neuigkeiten des Auslandes, bei denen ein herber und sarcastischer Ton auffällt, — in dem man zuweilen die Feder Mathy's erkennen möchte — und dazwischen plumper Klatsch der Flüchtlinge, der durch Correspondenten hineingetragen wurde. Sicher gaben die beleidigenden Ausfälle gegen die großen Regierungen des Festlandes immer noch vorsichtig die Stimmung wieder, mit welcher die Liberalen in der Schweiz, und vollends die Flüchtlinge, die bestehenden Staatsordnungen betrachteten, aber keinem Unbefangenen konnte zweifelhaft sein, daß solche Hiebe, welche am liebsten auf die Regenten und deren Minister zielten, das Blatt von den ersten Nummern mit Untergang bedrohten. Für die Schweiz war die neue Zeitung ein wirklicher Fortschritt, zum erstenmal fanden hier die Schweizer die gemeinsamen Interessen ihrer Heimath energisch und in großem Sinne behandelt, den widerwärtigen Kantönlihader bekämpft und die patriotischen Wünsche für eine Gesammtverfassung eindringlich vorgetragen. Aber es war nicht weise, die Mächte des Auslandes in jeder Nummer daran zu erinnern, daß die höchst wünschenswerthe Umwandlung der Schweizer Verfassung

von denen gefordert wurde, welche zugleich den Umsturz fremder Regierungen für nothwendig hielten.

Die Zeitung erregte in der Schweiz großes Aufsehen, ihre Haltung fand auch unter den Liberalen starken Widerspruch, wie jeder Parteizeitung zu geschehen pflegt, am meisten, wenn sie auf Geld vieler Parteigenossen gegründet ist. Den Herausgebern selbst machte ein anderer Umstand mehr Beschwerde. Es war nicht unnatürlich, daß die Flüchtlinge das Redaktionszimmer für ein bequemes Büreau hielten, bei dem sie Geld, Beschäftigung, Zeugnisse, jede Art von Auskunft, vielleicht sogar anmuthige Unterhaltung suchten. Und nicht immer waren die Gäste ehrliche Kameraden. Jede Gesandtschaft der großen Mächte besoldete ein Rudel Spione, darunter die verworfensten Gesellen, welche durch ihre Lügenberichte die Besorgnisse der Kabinette steigerten, persönliche Gegner aus Rachsucht falsch anklagten, in der Schweiz zu thörichten Wagnissen aufstachelten, in jedem Fall das Interesse hatten, sich werthvoll zu erweisen, indem sie die Thatsachen düster färbten. Daß ein solcher Mann, der Preuße Ludwig Lessing, in der Nacht des 4. November 1835 zu Zürich durch neunundvierzig Stichwunden ermordet wurde, wahrscheinlich von erbitterten Flüchtlingen, scheint Andere in ihrem ruhmlosen Beruf nicht gestört zu haben. Für jene Missethat aber, deren Urheber nicht entdeckt wurden, wurde ein Jahr darauf von den Regierungen an dreihundert Flüchtlingen schonungslose Rache geübt. Zur Zeit war allerdings im Büreau der jungen Schweiz der Widerstand gegen Spione mehr ergötzlich als ernsthaft. So trat an einem der ersten Tage der Jeune Suisse ein Italiener mit einer Galgenphysiognomie an das Büreau und wollte als Flüchtling ein Gesuch um Geld inserirt wissen, er wurde kalt abgefertigt. Als Mathy aber deshalb bei Usiglio anfrug, hörte er schon auf der Treppe eine rauhe, von Klagetönen unterbrochene Stimme; als er in das Zimmer trat, sah er einen athletischen Italiener — es war Modena, einer der Vertrauten

Mazzini's, später Schauspieler — welcher den Landsmann mit der schlechten Physiognomie am Kragen hielt. Der Bedrängte benutzte die geöffnete Thür um einen Fluchtversuch zu machen, aber Modena packte ihn wieder, und der Geknuffte flehte jämmerlich um Hülfe. Endlich ließ Modena den Mann los, warf ihn mit einem heftigen Tritt kopfüber die Treppe hinab, Hut und Stock hinterdrein, und sagte zornig zu Mathy: „Das ist ein feiler Spion, ein elendes Gewürm, welches einen Mann von Ehre verderben kann." — Kurz darauf bat wieder ein italienischer Verbannter auf dem Büreau um Unterstützung. Herr Weingart ging aus sich zu erkundigen und sagte dem Fremden nach der Rückkehr, man wisse, daß er nicht gern arbeite und in der Welt umherschweife, die Mildthätigkeit patriotischer Männer zu mißbrauchen. Man könne deshalb nichts für ihn thun. Der Italiener war ein ausgezeichnet schöner Mann, der seine sämmtliche Habe in einer Pappschachtel mit sich trug, er zog den Schweizer bei Seite und forderte Erklärung, wer solche falschen Gerüchte ausgesprengt. Natürlich wurde ihm die Auskunft verweigert, da ergrimmte der Fremde und legte Hand an den Geranten der Jeune Suisse. Die Redaktion fuhr dazwischen und in dem Büreau entwickelte sich eine Wuthscene. Der Italiener forderte den Schweizer auf Pistolen, er schrie, bebte und weinte, sein Mund war krampfhaft verzerrt, sein Antlitz furchtbar entstellt. „Ich werde Ihnen Satisfaction auf Schweizerart geben," versetzte der Gerant ungerührt und ballte die Faust. Mit vieler Mühe vermittelte die Redaktion: der der Italiener brauche nur zu beweisen, daß er ein Verbannter sei, damit sei Alles gethan. Der Italiener warf eine Menge Briefe auf den Tisch, die es wirklich bewiesen, und schluchzte dabei wie ein Kind. Der arme Flüchtling! er war allmählich heruntergekommen, hatte sich bis dahin immer für einen Mann von Ehre gehalten, jetzt brach es ihm fast das Herz, als er plötzlich merkte, wie ihn Andere beurtheilten. Die Setzer fühlten das theilnehmend heraus, sie traten

zusammen, machten für ihn eine Collecte und einer von ihnen schrieb ihm einen Empfehlungsbrief. Nach seiner Entfernung kam ein Landsmann des Gekränkten, bestätigte, daß dieser ein Verbannter sei, aber gern den großen Herrn spiele. Doch hatte sich der Unglückliche erboten für fünf Batzen täglich zu arbeiten.

Auch die deutschen Flüchtlinge gönnten dem Redaktionszimmer nicht immer die Ruhe, welche für den guten Styl eines Leitartikels so wünschenswerth ist. Der unholde Fein drängte sich heran, um mit einem deutschen Besucher von besserer Art den Streit fortzusetzen, den er am Tage vorher im trunkenen Muth unter den Handwerkern angefangen hatte, er wurde von seinem Gegner gefordert und da er seine Mitwirkung bei einem Duell beharrlich verweigerte, aber auch seine Beleidigung nicht widerrufen wollte, von dem Andern mit einem Scheit Holz zum Abzuge genöthigt. Freundlicher war die Begrüßung mit einem andern Haupte des jungen Deutschlands, welches der Redaktion gern sein Vertrauen schenkte. Dies war Dr. Ernst Johann Hermann Rauschenplat, ein alter Bekannter Mathy's. Seinen Beinamen „Kater" verdankte er der still zuwartenden Schlauheit seines Ausdrucks. Er trug einen breiten, dichtbehaarten Kopf, schief geschnittene Augenlider, starke Backenknochen, um Lippe und Kinn starrte ein grannenartiger, scheibenförmig gestutzter blonder Bart, im Uebrigen war er ein kleiner, gedrungener Gesell von sicherem und entschlossenem Auftreten, muthig bis zur Tollkühnheit, ohne Bedürfnisse, der kluge Odysseus von jung Deutschland. Er verkehrte kurz angebunden mit aller Welt, fand eine Freude darin mit einem gewissen Kater-Humor seine Gegner persönlich heimzusuchen und in Verlegenheit zu bringen, war sonst im Grunde gutherzig und überall bekannt. Auch in gefährlicher Zeit trat er unbefangen solche Leute an, welche die Amtspflicht hatten die Freiheit seiner Bewegungen zu beschränken, dann verstand er sehr gut hingeworfene Worte: daß am Epheustrauch wohl ein Blatt zu viel sei, daß eine Ofenkachel oder

Dachſchindel entfernt werden müſſe, und entwich geräuſchlos der Gefahr. Manche Abenteuer, welche er beſtanden haben ſollte, wurden unter den Flüchtlingen als luſtige Sage erzählt. So ſeine Thaten zu Dipflingen. Er trieb nämlich ſeit dem Frühjahr 1833 im Kanton Baſel umher um ſich als Rechtsanwalt niederzulaſſen. Aber die Unruhen des Kantons waren dieſer friedlichen Abſicht nicht günſtig. Stadt und Landſchaft lagen im Krieg, eine eidgenöſſiſche Commiſſion hatte die Landgemeinden des Kantons zwiſchen Stadt und Landſchaft getheilt. Da bemächtigte ſich Rauſchenplat eines kleinen Judendorfes Dipflingen am Ausgange des Homburger Thals; der Ort hatte in ſeinen Abſtimmungen mehre Mal zwiſchen Stadt und Landſchaft Baſel geſchwankt, jetzt wollte er weder zur einen noch zur andern gehören. Die Stadt Baſel verſuchte Gewalt, Landjäger rückten ein, hieben den Freiheitsbaum um und beſetzten den Ort. Dagegen begannen die Nachbargemeinden zu ſcharmuziren und durch nächtliche Streifzüge die Beſatzung der Städter zu beunruhigen, bis die Landjäger endlich abzogen. Nunmehr erklärte ſich Dipflingen in einer Akte vom 20. Mai 1833, welche Rauſchenplat ſchön ſtiliſirt hatte, für eine unabhängige Republik, welche übrigens bereit ſei, wenn die Eidgenoſſenſchaft ihr innere Unabhängigkeit garantiren wolle, ſich an Baſelland anzuſchließen. Es war ein ſtolzer Traum, der proſaiſche Vorort erkannte die Dipflinger Conſtitution nicht an. Am Orte ſelbſt brach unter den 59 Activbürgern eine Gegenrevolution aus, welche die Gemeinde wieder unter die Stadt ſtellte. Bevor die Landjäger von Baſel aufs Neue einrückten, retteten ſich die beiden Volkstribunen. In der Nacht des 27. Mai ſchlug vor dem einzigen Wirthshauſe Dipflingens ein Mann den von ihm geſetzten Freiheitsbaum nieder, lud ihn der Länge nach über einen Wagen Heu, holte Weib und Kind, ſetzte ſich auf den Baum und fuhr der nächſten Gemeinde von Baſelland zu. Als Nachhut des Wagens ſchritt mit Kugelbüchſe und Waidtaſche eine kleine ſtämmige Geſtalt in zornigem Muth, es war

Doctor Rauſchenplat, der Mann auf dem Freiheitsbaum ſein Dipflinger Gaſtwirth. Ungeachtet dieſer Niederlage wurde Dipflingen doch die Veranlaſſung zur völligen Trennung der Kantontheile, denn zwiſchen den Landjägern der Stadt und den Bauern der Umgegend begannen neue Scharmützel, die Fehde wurde heftiger, Baſel unternahm am 3. Auguſt jenen Ausfall mit ſechs Geſchützen und 1500 Mann Truppen, welcher mit einem verlorenen Treffen endigte und der ſiegreichen Landſchaft ſämmtliche Gemeinden diesſeits des Rheins in Beſitz gab. — Im Frühling 1835 machte Rauſchenplat von Bern eine Fußreiſe nach Barcelona, um als Freiwilliger gegen die Carliſten einzutreten, im Sommerrock, mit ſchottiſchem Plaid und einer treuen wachstuchenen Reiſetaſche, welche in ſpäteren Steckbriefen immer als „Kriegsranzen" denuncirt wurde. Er kehrte aber im Beginn des nächſten Jahres wieder zu Deutſch redenden Menſchen zurück. Aus der Schweiz flüchtete er ſpäter nach Straßburg, dort erwirkte er ſich Aufenthalt und zuſagende Beſchäftigung auf dem Stadtarchiv, kümmerte ſich ernſthaft um mittelalterliche Kunſt und Quellenwerke der deutſchen Rechtsgeſchichte, freute ſich eine Zeit lang der Ausſicht das franzöſiſche Bürgerrecht zu erhalten, bequemte ſich in dieſer Zeit zum Frack und geglätteten Haarſchmuck, rauchte aus der kurzen franzöſiſchen Thonpfeife und trank mit den Bürgern Straßburgs ihr heimiſches Getränk. Aber ſein Wunſch wurde in Paris nicht erfüllt, auch bei Beſetzung einer Archivſtelle wurde ihm ein Franzoſe vorgezogen. Da war ihm der Elſaß verleidet, zum erſtenmal kam ihm das Gefühl, ein elender Heimathloſer zu ſein. Er ſuchte ſeinen Frieden mit der badiſchen Regierung zu machen, betheiligte ſich 1848 am Vorparlament und trat dort Allen unerwartet ſogleich zur Partei der Gemäßigten. Doch die Stetigkeit des Willens war ihm verloren, er fuhr ruhelos umher, der Gram über ein vergebliches Leben nagte an ſeinem Gehirn, er endete im Irrſinn.

Auch die lyriſche Poeſie trat an das Journal der jungen Schweiz

der jungen Schweiz, sie fehlt selten unter den Himmlischen, welche einem deutschen Redakteur nahen. Da war zuerst Harro Harring; von den Abenteurern, welche sich den Flüchtlingen gesellten, wohl der abgeschmackteste, ein Geck und Prahlhans. Er stammte aus Schleswig, während des griechischen Freiheitskrieges war er als Philhellene nach München gekommen, um einige Heiden von Patras und Missolunghi auf die Bühne zu bringen und sich eine Anstellung als Theaterdichter durchzusetzen; nach dem polnischen Aufstande hatte er in Straßburg als Quartiermeister der polnischen Emigration die ersten Spenden der Mildthätigkeit eingesammelt, er behauptete damals Cornet beim Großfürsten Constantin gewesen zu sein und trug eine Krakusenmütze; dann hatte er als poetischer Beobachter den Savoyer Zug mitgemacht und war der angemessene Geschichtschreiber dieses Abenteuers geworden. Seitdem lebte er als großer Herr in einer Villa bei Biel, die der Eigenthümer, ein reicher Patriot, ihm zur Verfügung gestellt hatte, dort machte er Verse und malte in Oel undeutliche Bilder seiner Hauswirthe, denn er war noch lieber Maler als Dichter. Er kam auf das Büreau, forderte Beachtung durch die Presse und den Druck seiner Gedichte durch das Geschäft. Als man sich schriftlich weigerte, auf seine unbilligen Bedingungen einzugehen, schrieb er hochfahrend eine sehr ausfällige Antwort. Gegen diese Stilprobe suchte die bedrängte Druckerei Zuflucht bei Mathy und dieser entgegnete wie der Gesell verdiente. Auf dem Bureau erwartete man eine Ausforderung. Aber der Dichter gerieth dadurch in die Stimmung der Demuth, widerrief innig jeden kränkenden Ausdruck und erbot sich, seine Poesien auf Aktien drucken zu lassen. Er suchte seitdem Mathy's Bekanntschaft, drang ihm in die Wohnung, erduldete in seiner Selbstzufriedenheit gleichmüthig die kalte Ironie Mathy's und den Spott der Anwesenden und erklärte zum großen Mißbehagen der Gesellschaft seine Absicht, ein neu verfaßtes Drama vorzulesen. Dies wurde unmöglich, weil der kleine

Sohn Mathy's das Manuscript vom Tische geworfen und in der Stille so behandelt hatte, wie der Amor Correggio's das Häuflein brennender Liebesbriefe. Harring ließ sich ein Jahr darauf nach England deportiren und meldete später einmal seinen Bekannten in der Schweiz, daß er sich als Dolmetsch einer Weltumseglungsexpedition angeschlossen habe, er werde künftig den Ocean allein bewohnen und sich so den Verfolgungen entziehen, welche die „Polizei der fünf Welttheile" über ihn verhängt habe.

Ein anderer Lyriker der Flüchtlinge, ein besserer Dichter und ein harmloser, treuherziger Mann war Wilhelm Sauerwein. Wenn er einmal von Bern nach Biel kam, empfingen ihn fröhliche Gesichter und warmer Händedruck, der beste Lohn des deutschen Liedersängers. Dieser, ein ächter Sohn der Stadt Frankfurt, war dort Lehrer gewesen und hatte mit guter Schulbildung und einem hübschen kleinen Talent Journalartikel in der Weise seines Vorbildes Börne geschrieben, am liebsten gegen die Judengasse und den Bundestag. Er war es, der seinen Mitbürgern mit Humor die Person eines Frankfurter Schullehrers samt der Schule dramatisirte: „der Gräff, wie er leibt und lebt," unter ähnlichen Schilderungen lokaler Typen eine der besten, ein harmloses und lustiges Büchlein. Durch das Frankfurter Attentat wurde der Dichter sehr aufgeregt, er ließ sich verleiten, eine sichere Stellung in der Vaterstadt zu verlassen und nach der Schweiz zu wandern. Zuerst betrachtete er die Händel in Baselland, welches damals den Flüchtlingen unendlichen Stoff zu Zeitungsartikeln gab, aber er fand vieles schlechter als in Frankfurt und trug keinen andern Gewinn mit sich fort, als die Ansicht, welche er gern aussprach, daß dort jeder zweite Mensch den Titel Präsident führe und seinem Nachbar das Weinglas in's Gesicht werfe. Auch in Bern fand er kein Glück. Er ärgerte sich über die deutschen Journalisten, welche den Burgsdorfer Volksfreund redigirten, bald die Monarchen anbellten und bald vor ihnen krochen, und ärgerte sich noch mehr über den Hochmuth der radikalen Schweizer

Blätter und über ihre verachtenden Ausfälle auf Deutschland. Er versuchte Stunden zu geben, aber die Einnahmen waren ungenügend, er mußte sich bequemen, für die Buchhandlung Jenny eine Reihe Flugschriften zu übersetzen, von denen eine unter seinem Namen erschien, den Abscheu der Berner Conservativen erregte und ihn um seine Stunden brachte. Mit stoischer Gelassenheit sah er seine Hülfsquellen versiegen, keinem Bekannten klagte er, er las um so fleißiger sein einziges Buch, den Homer in der Ausgabe von Tauchnitz, rauchte französische Thonpfeifen schwarz und hungerte. Im Jahr 1836 verschaffte ihm ein Freund eine Hauslehrerstelle in der Nähe von Lyon, dort träumte er auf dem Lande still vor sich hin, bis er 1842 an einem Nervenleiden erkrankte, er trug auch diese Heimsuchung mit Geduld, lag mehre Jahre gelähmt im Hotel Dieu von Lyon und wurde endlich durch die Sorge seiner Freunde nach der Vaterstadt geschafft, wo der arme ehrliche Mann im Krankenhause starb.

Unterdeß sangen die wandernden Handwerksgesellen seine kleinen Lieder, von denen eines, das Lieblingslied der Flüchtlinge im jungen Deutschland, oft vor Mathy's Wohnung erklang und hier eine Stelle beansprucht:

Wenn die Fürsten fragen,
Was macht Absalon,
Könnt ihr ihnen sagen:
Ei, der hänget schon.
Doch an keinem Baume
Und an keinem Strick,
Sondern an dem Traume
Einer Republik.

Wollen sie gar wissen,
Wie's dem Flüchtling geht,
Sprecht, er ist zerrissen
Wo ihr ihn beseht.

Gebt nur eure großen
Purpurmäntel her,
Das giebt gute Hosen
Für das Freiheitsheer.

Fragen sie gerühret:
Will er Amnestie?
Sprecht, wie sich's gebühret,
Er hat steife Knie;
Ihm blieb nichts auf Erden
Als Verzweiflungsstreich'
Und Soldat zu werden
Für ein freies Reich.

Dies Lied mit seinen unbilligen Ansprüchen an die fürstliche Garderobe drückt genau die Gemüthsstimmung der deutschen Flüchtlinge in jenen Jahren aus: wilde Bummelei, untilgbaren Respekt und — im Innern hoffnungsarme Entsagung.

4.

Ein Jahr in Biel.

Während Mathy in Biel die Zeitung einrichten half, fuhr jede Woche nach Bern zu seinen Lieben; wenn er bis Mit[ternacht] gearbeitet hatte, warf er sich zur Reise angekleidet auf's [Bett], für die Nachtfahrt der Post gerüstet zu sein, und als [er] übergroßer Erschöpfung den Abgang verschlafen h[atte], sechs Wegstunden so tapfer zu Fuß hinterd[rein]

gleicher Zeit mit dem Wagen in Bern ankam. Anfang August führte er Frau und Kinder nach Biel in die eilig ausgestattete Wohnung.

Die Stadt in schöner und fruchtbarer Gegend am Fuß des Jura und am Ufer des Sees, in mildem Klima, zählte damals etwa 3000 Einwohner, einen guten Schlag, der zwiesprachig den Verkehr zwischen dem französisch redenden Gebirge und der deutschen Ebene vermittelte. Auf der Nordseite der Stadt lag am schönen, lindenbeschatteten Freiplatz das Wohnhaus Mathy's, zweistockig, hellgelb getüncht mit grünen Jalousien, der Hofraum ein Rasenplatz, in der Ecke ein reichlich gießender Röhrbrunnen; eine steile Mauertreppe führte auf zwanzig Stufen zu dem kleinen Hausgarten hinauf, in dem das Haus stand, fern von Straßenstaub und Getöse, im kühlen Baumschatten und frischer Bergluft. Denn hinter ihm erhoben sich Terrassen mit freundlichen Landhäusern, Blumen- und Weingärten. Wer einige hundert Schritt in den Weinbergen stieg, der blickte auf der einen Seite in liebliche Thäler des Jura, auf der andern über das reiche Culturland der Ebene auf Gletscher und weiße Gipfel der Berner Alpen.

Aus dem Arbeitszimmer Mathy's aber sah man über die Linden des Platzes auf fünf altersschwarze, epheubewachsene Thürme. In dem mächtigsten dieser T[illegible] den weiten Fensteröffnungen im Oberstock, hatte zw[illegible] ein deutscher Flüchtling, Jo[illegible]hius [illegible] Thurm und der Plo[illegible] 17. Jahrhunderts [illegible] Biberach in die [illegible]chulmeister, Pfarrer, [illegible]ie Sterne beobachtet [illegible]er er hatte keinen [illegible] Gottlosigkeit an- [illegible]Wenn Mathy [illegible] die düstere

Masse des Rosiusthurmes vor sich gegen den Sternenhimmel ragen. Sollte sein Schicksal werden wie das jenes alten Flüchtlings? Wenn aber der schwarze Schatten auf die Hoffnungen seiner Seele sank, dann konnte er aus der Nebenstube die ruhigen Athemzüge seiner Lieben vernehmen, den Laut einer Kinderstimme und die leisen Schmeichelworte einer Mutter.

Noch schien das Sonnenlicht des ersten Sommers ihm freundlich in Haus und Hof, auch unter den Deutschen lebte die Mehrzahl noch in ungebrochenem Muth. So wurde er an einem Herbstsonntage — es war der 18. Oktober — eingeladen mit einer großen Gesellschaft deutscher Landsleute eine Fahrt über den Bieler See nach der Petersinsel zu machen, auf welcher einst Rousseau gewohnt hatte. Es war seit Monaten sein erster Ausflug in größerem Kreise und die Hausfrau mußte zureden bevor er sich entschloß. Um Mittag fuhr die Gesellschaft, etwa vierzig junge Männer, auf zwei Schiffen vom Kanal ab. Sie waren aus allen deutschen Landen und aus allen Ständen, Handwerker, Kaufleute, Studenten, Techniker, Musiker und Schriftsteller. Fröhlich schwamm das Schiff über den See, die schwarze Flüchtlingssorge saß heut als kaum sichtbarer Schatten beim Steuer, das Auge der Fahrenden flog über die Rebgelände des Jura und die langgestreckten Felsendächer darüber und suchte wieder auf der andern Seite die Schneepracht der Berner Alpen, die frohe Jugend schoß Pistolen ab und bei dem jungen Wein wurden Lebehoch gerufen auf Uhland, Wirth und andere werthe Männer, die damals als Volksführer galten, auf Freiheit und Brüderlichkeit aller Völker und auf das schönste Land deutscher Zunge, die Schweiz, zugleich das freieste und von so hoher politischer Bildung! und die Deutschen im Schiff die glücklichen Mitbewohner! Viele der Anwesenden waren einander fremd, aber das Herz ging ihnen auf, als die Sonne auf Berge und Wasser schien und sie begannen fröhlichen Gesang. Unter ihnen stand ein junger Mann im grauen Sommer-

kleid mit breitem Strohhut von mittler Größe, breit von Bruſt und Schultern mit gebräuntem Antlitz und braunem Haar, um Mund und Kinn einen kurz gehaltenen dichten Rundbart, Hals und Bruſt offen, kräftig der Mund, blaugrau und ſtark gewölbt die Augen unter hochgezogenen buſchigen Brauen, der Blick von Falkenſchärfe. Er begann ein Lied von Beranger genau mit dem fremdartigen rythmiſchen Fall, den der Franzoſe hat, und doch ſprach er daneben ein recht ehrliches pfälzer Deutſch.

So wird Mathy von einem Freund geſchildert, der ihn an jenem Tage zum erſtenmal ſah. — Manche feurige Rede wurde gehalten; darunter eine für einen franzöſiſchen Republikaner, der gerade aus St. Pelagie entkommen war und in Genf krank lag, damit man den Mann unterſtütze. Und gern wurde von den Deutſchen gegeben. — Es war der 18. Oktober. Wie kam es doch, daß unter den Männern, welche aus allen Theilen Deutſchlands ſtammten, auch nicht einer an den ruhmvollſten Gedenktag ſeines Volkes dachte? Wodurch war die Erinnerung an den Heldenkampf der Väter den warmherzigen Söhnen ſo unbehaglich geworden, die für einen kranken Franzoſen ſo eifrig ſammelten? — Doch die Luſtfahrer wurden auf andere Weiſe daran erinnert, daß ſie Deutſche waren, auf der Inſel geriethen ſie mit einem Schweizer und mit Tirolern, welche dieſen begleiteten, in Zwiſt; der Schweizer zog einen Stockdegen und wurde von den Deutſchen entwaffnet, aber die Feſtfreude war geſtört. Mathy ging allein und beſuchte das dürftige Zimmer, in dem Rouſſeau gehauſt hatte.

Denn trotz Allem fühlten ſich die deutſchen Flüchtlinge in der Schweiz nicht heimiſch, ſie wurden mit Kälte und Argwohn betrachtet. Natürlich, ſie waren ungerufen gekommen, viele gaben durch ein ungeordnetes Leben groben Anſtoß, viele waren hülfsbedürftig; auch die Fähigeren, welche in Unterricht und Verwaltung der Kantone weſentliche Hülfe ſein konnten, galten Pfahlbürgern und

Bauern für Eindringlinge. Seit der Reformation und dem dreißigjährigen Kriege war bei jedem stärkeren Wogenschlage im deutschen Volke die Brandung bis an die Schweizer Berge geschlagen und jede Sturmwelle hatte in den Gemeinden der Eidgenossen fremdartige Geschöpfe zurückgelassen. Es gab in der Schweiz nicht wenige, welche die Flüchtlinge ohne Unterschied als einen Auswurf der trüben deutschen Fluth verachteten. Seit der französischen Revolution waren mehre Generationen Deutscher in schneller Folge eingeströmt, die früheren hatten zum Theil eine Bedeutung gewonnen, als Professoren, Lehrer, Regierungsbeamte. Auch diese, und wenn sie längst das Bürgerrecht gewonnen hatten und dem Lande werth geworden waren, empfanden das abschließende Wesen der Altheimischen. Noch abgeneigter war die Meinung der Schweizer geworden, seit in den letzten Jahren der starke Zudrang verbannter Fremdlinge den Regierungen und Gemeinden politische Unannehmlichkeiten bereitete. Dazu kam, daß die Flüchtlinge durch ihre rücksichtslose Kritik das kleinbürgerliche Selbstgefühl der Einheimischen verletzten, denen das radikale Wesen der Fremden phrasenhaft und unzuverlässig erschien. Sogar die entschiedenen Liberalen der Schweiz, welche Wissen und Bildung der Fremden mit Vortheil für ihren Parteikrieg gebrauchten, traten selten zu ihnen in ein herzliches Verhältniß, die Flüchtlinge hatten zu leicht die Empfindung für fremde Zwecke ausgebeutet zu werden, und die Schweizer waren eifersüchtig den Fremden nicht zu viel Einfluß zu gestatten.

Mathy war mit den Zuständen der deutschen Heimath höchlich unzufrieden, aber wenn er sie jetzt mit dem Leben in der Schweiz verglich, wurde sein Urtheil allmählich in Vielem milder. Er war jetzt unter Republikanern und das Meiste, was er in den ersten Monaten an ihnen sah, gefiel ihm nicht. Er fand einen harten Egoismus, der in der Staatsverwaltung allzusehr den eigenen Vortheil suchte, eine Parteileidenschaft, welche unwürdige Verwandte und

Genoſſen in alle guten Stellen drängte, die Gegner mit bösartigem Klatſch und harter Ungerechtigkeit behandelte, er ſah, wie das Parteiintereſſe faſt überall mehr galt als das wahre Intereſſe des Kantons oder der Gemeinde, und daß im Ganzen die obere Verwaltung unbehülflicher, ja gewaltthätiger war als daheim. Und er begann allmählich an die Büreaukratie in Deutſchland freundlicher zu denken. Ihre Pflichttreue war ja nicht die höchſte Männertugend, zu ſehr fehlte die ſelbſtthätige Willenskraft, zu häufig war in politiſchen Lebensfragen des Staates Geſinnungsloſigkeit; aber es lag doch auch in der mühevollen Aktenarbeit und in der ſelbſtloſen Hingabe des Individuums an die große Maſchine etwas, das man mit Theilnahme und guter Laune betrachten konnte; und er ſchrieb darüber an einen Freund, der ihn in der Schweiz beſucht hatte: „ach, ſüße Erinnerung an die Akten, an das Ab- und Zuſchreiben, das ich aller angewandten Mühe ungeachtet nicht vergeſſen kann. Wenn du an dem Kataſter von Durlach ſitzeſt und in den Steuerzetteln meinen Namen lieſeſt, wenn das Grundſteuercapital nicht klappt und du die fehlenden ſieben Kreuzer nicht finden kannſt, dann denke freundlich an mich in der Fremde.“

Von Herzen freute er ſich über die tüchtige Art des Schweizer Volkes, daß die Menſchen von ſo kräftigem Entſchluß waren, ſo anſtellig, und ſo ſtolz auf ihre Freiheit nnd die Selbſtſtändigkeit ihrer Gemeinden. Wenn er ſah wie ſchlecht ihre Schulen lehrten, und wie wenig die höheren Anſtalten für Jugenderziehung leiſteten, ſo hielt er ſich gern an den Gedanken, wie viel man aus dieſem Volk machen könne. Aber weit weniger Achtung flößten ihm die anſpruchsvolleren Kreiſe ein, mit denen er zu verkehren hatte — es war im Kanton Bern, und die Berner waren damals bei den Schweizern ſelbſt nicht gut beleumdet —. Sie däuchten ihm trotz ihrer Anmaßung grob und allzu baar der offenen Herzlichkeit und der humanen Bildung, welche in den Mittelklaſſen der Heimath ſo ver-

breitet war. Schon in Deutschland war er vor Allem ein guter Deutscher gewesen und hatte sich über nichts so geärgert als über den Mangel an nationalem Selbstgefühl. Jetzt erschien ihm die Wärme und Innigkeit der deutschen Bildung, das heitere Interesse an Poesie und Kunst, auch das Bedürfniß feineren Lebensgenusses als eine Lichtseite in den monarchischen Staaten der Heimath.

Er sah Schweizer Bataillone in Biel einrücken, ergötzte sich wieder über die mannhaften Gestalten und daß so viele ältere Leute darunter waren. Hier war in der That das Volk in Waffen, und er rühmte in einem Briefe nach der Heimath noch als Vorzug dieses Volksheers, daß diese Leute nicht in jedem Fall auf Kommando schlagen werden, nur wenn ihnen selbst die Sache gefalle. Aber zu gleicher Zeit betrachtete der Deutsche den Mangel an kriegerischer Disciplin und die Willkür der einzelnen Soldaten mit lebhaftem Mißfallen und er erzählte in einem Briefe, daß ein Soldat seinen Tschako verloren hatte, daß ein anderer um acht Uhr zu Abend aß, statt um sieben Uhr auf seinem Posten zu sein und dazu sagte: „morgen ist man strenger, aber heut ist's nicht so nothwendig." Der Abmarsch war auf fünf Uhr angesetzt, er erfolgte halb acht Uhr, weil die Offiziere zu spät kamen. Einer derselben mit gelben Lederhandschuhen, kommandirte seine Mannschaft, die das Kinn auf die Mündung der Gewehre stützte, „Gewehr in Arm!" Da riefen die Soldaten: „Ziehen Sie zuvor Ihre gelben Handschuhe aus!" Der Offizier wandte sich beschämt um und ging fort und seine Soldaten riefen ihm nach: „Gelbe Handschuhe!" Der Burgsdorfer Volksfreund feierte in tönenden Phrasen die Unbesiegbarkeit der Schweizer Waffen: „Halt! donnert's aus dem eidgenössischen Stutzen und die königlichen und kaiserlichen Garderegimenter sinken dahin." Mathy sah mit zorniger Verachtung, daß die Thoren, welche so schrieben, deutsche Flüchtlinge waren, welche den Schweizern schmeicheln wollten.

In der Fremde wurde ihm das Heimathsgefühl inniger und bewußter, in der Republik wurde sein Urtheil über die Einseitigkeiten des heimischen Staates maßvoller.

Mathy täuschte sich keinen Augenblick darüber, daß seine eigene Stellung sehr unsicher war. Zwar fürchtete er nicht ein Verbot der Zeitung in der Schweiz, aber er sah, daß das Blatt nur durch die Arbeit der zugewanderten Fremden möglich wurde, und daß diese in der Schweiz keinen Tag vor Ausweisung sicher waren. Er durfte sich sagen, daß grade er dem Unternehmen unentbehrlich war, aber die Aktionäre und das Comite der jungen Schweiz zuckten mit den Achseln, wenn ihnen zugemuthet wurde, bei der Regierung oder im Volke etwas zu wagen, um die Männer ihrer Zeitung im Kanton festzusetzen. Und Mathy glaubte zu bemerken, daß er zwar für einen nützlichen Arbeiter gelte, daß er aber für sein eigenes Schicksal von seinen Geschäftsfreunden keinerlei thätige Theilnahme zu erwarten habe, welche diesen politische Unbequemlichkeiten bereite.

Nur zu wenigen Fremden trat Mathy in ein unbefangenes Verhältniß, welches ihm als ein Gewinn erschien, und einer davon war Mazzini. Von Biel nach Grenchen waren zwei Wegstunden, den Vertrauten Mazzini's, Ruffini und Usiglio, war Mathy lieb geworden, der Italiener merkte bald, daß der Deutsche die zuverlässigste Arbeitskraft seines Lieblingsunternehmens wurde. Da war es natürlich, daß er dem Uebersetzer der Jeune Suisse besondere Beachtung schenkte. Er war klug genug um zu verstehen, wie weit er mit Mathy gehen durfte, der nichts von seinen geheimen Gesellschaften wissen wollte, zuweilen mit Humor, zuweilen mit Unwillen auf die ganze Bundeswirthschaft hinsah, und der zu jeder Zeit nur das eigene Gewissen als Richter über sein Thun anerkannte. Mazzini behandelte ihn, wenn sie einmal einander sahen, mit besonderer Auszeichnung, zog ihn über deutsche Literatur und Rechtsverhältnisse zu Rath, forderte ihn auf die Schuld von Müllner für die italienische Biblio-

thek zu überſetzen, was Mathy that; ja, er ſuchte ſein beſonderes Vertrauen, und gönnte ihm brieflich manche ſeiner Inſpirationen und großen Auffaſſungen der Weltereigniſſe. Auch Mathy betrachtete mit Achtung den anders geformten Mann, der an Jahren ihm gleich, ſo welterfahren und fertig vor ihm ſtand; die untilgbare Eigenſchaft des Deutſchen, jede fremde Menſchennatur nach dem Bedürfniß des eigenen Gemüthes zu deuten, ließ auch ihn nur die humanen Seiten des Italieners ſehen und Mazzini hütete ſich ihm andere zu verrathen. Und ſo beſtand zwiſchen beiden Männern bei allen Reſerven, welche jeder zu nehmen hatte, ein menſchliches Verhältniß, deſſen wohlthuende Anregung Mathy bis über Mazzini's Abreiſe nach England hinaus empfand. Was aber beide einander vertraulich machte, war im Grunde doch, daß jeder ein Lehrertalent war, der Deutſche methodiſch, ruhig, mit freudiger Anerkennung jeder originellen Lebenskraft, der andere geiſtreich, nervös erregt, der Jugend ſeine Inſpirationen gebieteriſch auflegend. Schwerlich ahnten beide damals, daß die verſchiedene Anlage ſie nach entgegengeſetzter Richtung von einander abführen ſollte, der junge Deutſche ſollte durch beſcheidene, unabläſſige Thätigkeit in dem eigenen Volke zu einem Politiker großen Stils werden, dem jungen Italiener nahmen weitſchichtige Projekte und doctrinärer Eifer allmählich die Möglichkeit als Bildner ſeines Volkes zu wirken.

Stärker war die Anziehungskraft, welche das Weſen Mathy's und die Innigkeit ſeines deutſchen Haushaltes an Giovanni Ruffini, dem Gefährten Mazzini's, bewieſen, zwiſchen ihnen entſtand eine herzliche Freundſchaft, welche durch das ganze Leben dauerte. Das milde und ſchön angelegte Weſen Ruffini's fand in der Beſchäftigung mit engliſcher Literatur, bald in ſchöpferiſcher poetiſcher Thätigkeit ein neues Gebiet idealer Intereſſen, welches ihn der Verſchwörungsluft enthob, in der er aufgewachſen war. Wohl möglich, daß die Bekanntſchaft mit dem einen Deutſchen in der Schweiz ihm dazu

geholfen hat allmählich von dem Zauber frei zu werden, mit dem Mazzini ihn gefeſſelt hielt. Den tiefen Eindruck, welchen Mathy's wohlgewogene Kraft auf den italieniſchen Dichter gemacht, hat dieſer noch vor wenig Jahren durch die liebevolle Schilderung Mathy's in ſeinem Buche: „Ein ſtilles Plätzchen im Jura" gezeigt.

Freilich, die Thätigkeit Mathy's ließ ihm wenig Zeit der Muße übrig. Sein Tagesleben war angeſtrengte Arbeit, ſolche Arbeit, welche müde machte und geringe Freude gab. Eine große Zeitung überſetzen, wöchentlich zweimal jede Nummer vom erſten bis zum letzten Buchſtaben bald in's Deutſche, bald in's Franzöſiſche! Da war's noch eine Erholung, wenn er für die „Quelle nützlicher Beſchäftigungen" kleine Aufſätze ſchrieb, wie ſie dem Kindesalter gerecht ſind, und für die jungen Seelen allerlei Spiele und Verſtandesübungen ausdachte, denn dabei hatte er ſeine eigenen Kleinen im Sinne, und er beſaß eine gute Weiſe auf die Faſſungskraft der Kinder lehrreich einzuwirken. Gern arbeitete er Nationalökonomiſches für die Augsburger Allgemeine Zeitung, es war damals ſein Wunſch, ihr ſtehender Correſpondent mit feſtem Gehalt zu werden. Seine Stellung in dem Geſchäft der jungen Schweiz wurde dadurch verwickelter, daß er für einige Zeit mit Granier und Ernſt Schüler die Druckerei übernahm, er wurde dazu aufgefordert, um Ordnung in das Geſchäft zu bringen. Ihn freute, daß er keine Staatserlaubniß und keine anderen Weitläufigkeiten nöthig hatte, und er war kurze Zeit geneigt, gute Hoffnungen auf dieſe Theilhaberſchaft zu ſetzen. Die Druckerei arbeitete damals mit zwei Preſſen, neun Setzern und drei Lehrlingen, er dachte auf Vergrößerung und auf kleine Unternehmungen. Die erſte war eine Volksbibliothek in deutſcher und franzöſiſcher Sprache, monatlich eine Lieferung für einen Batzen. Und dieſem Unternehmen blieb er ein treuer Mitarbeiter, auch als er längſt von Biel und der Druckerei getrennt war. In dem Geſchäft zwang der Mangel an Geldmitteln zu neuen Aenderungen, das Verhältniß zu den Aktionären

wurde immer schwieriger; der Redakteur Granier, welcher Mathy aufrichtige Anhänglichkeit bewiesen hatte, schied aus und erhielt einen unfähigen Nachfolger, Dumoulin, der keinen Leitartikel zu schreiben vermochte. Da mußte wieder Mathy aushelfen.

Sein ganzes Glück, der Quell seiner Kraft und Heiterkeit war sein kleines Heimwesen, die Gattin, die Kinder. Kaum hatte er den Haushalt in Biel eingerichtet, so lud er fröhlich Bekannte aus Baden zum Besuch. „Komm", schrieb er einem derselben, „dann führe ich dich in meinen Weinbergen herum, ich habe sie zwar Anderen zur Benutzung übergeben, aber sie liefern doch schöne Trauben und guten Most." In seinem Hause verkehrten außer Dr. Schneider, der sich als Hausarzt und als zuverlässiger Rathgeber bewährte, fast nur Landsleute von der deutschen Seite des Rheins. Unter ihnen Ernst Rochholz, damals Lehrer am Gymnasium in Biel, welcher ein reges poetisches Empfinden, warme Liebe zu altdeutscher Literatur und ein feines Verständniß für alles Volksthümliche an den Abendtisch brachte. Im deutschen Haushalt wird jeder Bekannte, der über geistigen Erwerb lebendig zu berichten weiß, ein werthvoller Gewinn, was er von seiner Geisteshabe darbietet, wird den Hörenden doppelt erfreulich, weil es aus der Seele eines vertrauten Mannes kommt, und wieder das Wesen des Freundes erscheint geadelt durch alles Gute und Schöne, das er spendet. Die Bekanntschaft mit Rochholz war für die Familie Mathy in der Schweiz eine wahrhafte Bereicherung ihres Lebens, und er hat sich ihnen durch fünf sorgenvolle Jahre unverändert als ein anhänglicher und treuer Freund bewährt.

Im friedlichen Stillleben verging der Winter, zu freier Zeit fuhren die Männer Schlittschuh auf der schönen Eisfläche des Sees und lasen am Abend aus deutschen Dichtern vor, und die Hausfrau erwies sich nicht nur als treue Genossin bei klugem Männergespräch, sondern an großen Festtagen auch durch besondere Kunst in Küchle

und Glühwein. Selten fehlte beim Sonntagsbraten der Zuſpruch von Bekannten. Zwar von dem politiſchen Treiben der Ausgewanderten hielt Mathy ſich fern, aber die Theilnahme an ihrem perſönlichen Schickſal und ihrer Noth war vielleicht nirgend größer als in ſeinem Hauſe. Ein armer Flüchtling, aus einem Kanton vertrieben, müde und krank, will in den Gaſthof, wird bei ſeinem Eintritt wegen einer Schuld von 41 Batzen von der Wirthin mit Vorwürfen empfangen. Da geht er fort ohne zu eſſen und zu trinken und kömmt zu Mathy, dort erhält er das letzte Geld, das grade im Hauſe iſt, zu Koſt und Reiſe. Und wieder ein Flüchtling, ein deutſcher Ruſſe, kommt aus Oeſterreich, mit einer langen Erzählung ſeines Leidens, aber ohne jede Legitimation. Ob ſeine Erzählung Wahrheit iſt oder nicht, er iſt müde, hungrig, ohne Geld, Mathy giebt ihm fünf Franken und verſchafft ihm ein Frühſtück, ladet ihn aber nicht zu ſeinem beſcheidenen Mittagsmahl, weil ſich ſchon ein Gaſt eingefunden hat und er Frau Anna in Verlegenheit zu ſetzen fürchtet. Doch als der Fremde geſchieden iſt, erhält Mathy ſtrenge Vorwürfe von ſeiner Hausfrau, weil er den Armen weggeſchickt.

Obgleich Mathy mit Arbeit reichlich beladen war, nahm er doch noch eine neue Tagespflicht auf ſich. Seit dem März 1836 gab er Unterricht auf dem Gymnaſium zu Biel. Zuerſt vertrat er Rochholz in deutſchen Stunden, dann mit drei bis vier Stunden täglich den erkrankten Lehrer der Mathematik in den beiden Oberklaſſen. Dieſe Lehrſtunden machten ihm große Freude, er ſtand jetzt vor Anbruch des Tages auf, um Zeit für ſeine literariſchen Arbeiten zu gewinnen, und theilte die Stunden zwiſchen der Redaktion und der Schule. Das Erziehungsdepartement und die Schüler waren mit ſeiner Methode und den Fortſchritten ausnehmend zufrieden, es wurden ihm hohe Lobſprüche und wiederholte Andeutungen gemacht, daß man ihn ganz für das Gymnaſium zu gewinnen wünſche. Dieſe Möglichkeit wurde ihm für einige Zeit zu einer guten Ausſicht.

Mit frischem Muth blickte Mathy von der Terrasse seines Hauses auf die schöne Schweizerlandschaft, die in neuer Frühlingspracht vor ihm lag, auf die alte Stadt Biel und den schwarzen Thurm des Rosius, wenn er sein Weib am Arm hielt, wenn sein ältester Knabe, kaum zweijährig, tapfer die Stufen der Steingartentreppe auf und ab kletterte, und wenn er sein deutsches Kind in der Fremde das erste dreisilbige Wort nachsprechen lehrte, es war das Wort „Vaterland". Stillvergnügt feierte er am 16. Juni 1836 den Jahrestag seines Zusammentreffens mit seiner Gattin auf Schweizer Boden. Und er schrieb am Abend folgende Worte nieder: „Wir gedachten des Tages in dem Gefühl derselben Liebe gegen einander, oder einer noch größeren, wenn dies möglich wäre. Wir hatten ein gutes Jahr verlebt, obgleich viele Sorgen zu überstehen waren. Unsere Kinder sind gesund und wir auch, ich habe Arbeit gehabt und genügenden Verdienst, um der lieben Nanny und den Kindern ein bequemes Leben zu schaffen. Aber ich arbeite mit Freude für sie und danke Gott, daß er mir die Gelegenheit dazu gegeben."

Wenige Wochen darauf wurde er verhaftet und des Landes verwiesen.

5.

Während der Flüchtlingshatz.

Längst betrachteten die großen Regierungen des Festlandes den Verkehr ihrer entronnenen Flüchtlinge in der Schweiz mit Abscheu. Sie protestirten gegen den Schutz, welchen die Kantone den Unruhestiftern gewährten, sie verboten ihren Handwerksgesellen das Betreten

der Schweiz, forderten die Heimkehr der Ausgewanderten, und drohten den Säumigen mit Entziehung des Heimathrechts, sie verschärften die Aufsicht über den Grenzverkehr und unterhielten ganze Haufen von Spähern an den Grenzorten und im Lande. Zuletzt drohten sie, wenn die Schweiz durch ihr Asylrecht die Pflichten gegen die Nachbarstaaten verletze, werde man die Grenze völlig sperren und der Schweiz eine neue Behörde schaffen. Die Schweiz, durch Parteihader zerrissen, war nicht in der Lage gewesen, die Flüchtlinge soweit zu bändigen, als die Pflicht gegen die bestehenden Staatsregierungen der Nachbarländer nöthig gemacht hätte, sie war jetzt wieder nicht in der Lage, den Mächten, welche ihr die Unabhängigkeit garantirt hatten, den Widerstand zu leisten, zu dem sie berechtigt gewesen wäre. Die conservative Partei in der Schweiz war um so mehr bereit dem Drängen des Auslandes nachzugeben, da ihr selbst, wo sie noch im Besitz der Macht war, die Verbindung der Flüchtlinge mit den Liberalen gefährlich wurde. Auch viele Liberale, die sonst den Flüchtlingen nicht abgeneigt waren, wurden jetzt durch die Sorge um Verkehr und um die Unabhängigkeit der Heimath geängstigt, und die Meinung war weit verbreitet, es sei gerathen, die Flüchtlinge zu opfern. Bern war damals Vorort, die Conservativen hatten dort noch die Herrschaft über die Executive und willig leitete die Berner Centraldirektion, von der eidgenössischen Kanzlei beauftragt, eine Untersuchung ein. Gewaltthätig wie das Drängen der Regierungen, war auch das Verfahren der Untersuchungsrichter. Man griff zornig unter die Fremden, warf in das Gefängniß, verhörte oberflächlich und übergab die Verhafteten in der Regel ohne Urtheil den Landjägern um dieselben nach Frankreich abzuliefern, von wo sie wie Verbrecher nach England deportirt wurden. Andere wurden ihren heimischen Regierungen ausgeliefert, noch Andere mit dem Zeugniß der Schuldlosigkeit der Haft entlassen und dennoch Landes verwiesen. Dabei fand ein ausgedehntes Brieferbrechen und viel Spio-

nage und Beläſtigung Unbetheiligter ſtatt, die aufgeregten Polizeibeamten erlaubten ſich arge Uebergriffe, die leitende Behörde in ſolchen Unterſuchungen unerfahren, hantierte plump und roh, ſogar die amtliche Discretion fehlte, Papiere, die man mit Beſchlag belegt hatte, kamen durch die Polizei in das Publikum, ja in öffentliche Blätter. Jeder Fremde, der in den letzten Jahren zu dauerndem Aufenthalt in die Schweiz gekommen war, galt für verdächtig, wenn ihn nicht ſein Rang und ſeine Verbindung mit den Conſervativen legitimirte. Da man beobachtet hatte, daß die Mitglieder der Handwerkervereine ſogenannte Kriegsnamen trugen, ſo ſchloß man, daß jeder Scherzname aus der Jugendzeit, wie ſie im Verkehr der jungen Deutſchen gewöhnlich ſind, ſeinen Beſitzer als Mitglied einer geheimen Geſellſchaft verrathe. Ein Küfergeſell, der den Namen Stückfaß bekommen hatte, weil ihm ein volles Weinfaß auf dem Straßenpflaſter geplatzt war, wurde wegen des Namens nach England deportirt, angeſeſſene Schweizer Bürger wurden als heimathloſe Flüchtlinge eingezogen, in dem Verzeichniß politiſcher Verbrecher, welches die Berner Centralpolizei im Oktober 1836 drucken ließ, ſtehen unter 153 Nummern verdächtiger Fremdlinge Schuldige und Unſchuldige in bunter Unordnung, darunter auch Schweizer. Und kurz darauf ſahen ſich badiſche Gerichte zu der Erklärung genöthigt, daß dies Verzeichniß und der vorgeſetzte Bericht des Unterſuchungsrichters keinen amtlichen Glauben beanſpruchen könnten. War vollends Jemand als Schriftſteller unbequem geworden, ſo hatte er die übelſte Behandlung zu erwarten.

Bei alledem fand das Vorgehen der Unterſuchungsbehörde Hinderniſſe, welche in der kantonalen Selbſtſtändigkeit der einzelnen Landſchaften lagen. Nicht überall waren Gemeinden und Kantonbehörden geneigt der Unterſuchungscommiſſion Vorſchub zu leiſten, ſie drückten die Augen zu, warnten wohl auch die Verfolgten, und nicht wenigen Flüchtlingen gelang es ſich irgendwo zu verſtecken bis

der erſte Zorn der Verfolger vergangen war, andere flohen von Ort zu Ort, bis ſie müde, muthlos, abgehetzt dort der Polizei in die Hände fielen. Das heftige Verfahren traf Schuldige und Unſchuldige, es zerſtörte arbeitſamen Männern die Anfänge einer glücklichen Exiſtenz, welche ſie in der Fremde mühſam gewonnen hatten, es erregte allmählich auch den Schweizern Scham und Unwillen, wurde überall als eine gewaltthätige, geſetzwidrige Ueberſtürzung verurtheilt, und iſt unter dem Namen „die Flüchtlingshatz" bis zur Gegenwart berüchtigt geblieben.

Am wenigſten Erfolg hatte das Bemühen der Berner Polizei Mazzini ſelbſt zu ergreifen, im Anfange verſuchte man, wie es ſcheint, durch Uſiglio mit ihm zu capituliren und bot dem Unerfindlichen freie Abreiſe nach England, wenn er ſich nur entferne. Später wurde manche Expedition nach ihm vergebens unternommen und vergebens ein Preis auf ſeine Entdeckung geſetzt, noch einige Monate lebte er ungehindert in ſeinem Verſteck, bis er in der Stille nach England überſiedelte. Es war von da bis in die neueſte Zeit oft ſein Schickſal in der Schweiz geſucht und nicht gefunden zu werden.

Am 28. Juni 1836 kam Polizeipräfekt Roſchi von Bern in Biel an; er ließ ſofort einige Setzer der Zeitung verhaften, darauf die Geranten und Drucker, Weingart und Schüler; die Verhöre begannen. Mathy fuhr fort an der Zeitung zu arbeiten und machte ſie zuletzt faſt allein mit einigen Setzern fertig. Aber am 11. Juli Abends 6 Uhr wurde er ſelbſt verhaftet, wenige Tage zu Biel im Gefängniß gehalten, am 15. nach Bern geſchafft, und ſechs Tage darauf verhört: über ſeine Geſchäfte bei der jungen Schweiz, über die Tendenz des Blattes und die Eigenthümer, über die geheime Verbindung der jungen Schweiz und des jungen Deutſchlands, über ſeine Beziehungen zu einzelnen politiſchen Flüchtlingen. Mathy antwortete: „Ueber die Tendenz giebt das Blatt ſelbſt am beſten Aus-

kunft, über die Eigenthumsverhältniſſe die bekannte Commiſſion, welche daſſelbe leitet; über die Verbindungen weiß ich nicht mehr, als was die Zeitungen ſeit Wochen mit großer Ausführlichkeit erzählen; ich bin Mitglied von keiner Verbindung, weder einer geheimen noch öffentlichen, weder einer politiſchen noch nicht politiſchen; ich habe ſeit meinem Aufenthalt in der Schweiz ſo zurückgezogen gelebt, als nur möglich; wenn ſich Jemand an mich wendete, habe ich mich ſtets gefällig bewieſen. Ich bin bereit, über Alles, was mich ſelbſt betrifft, Auskunft zu geben; ich werde nicht dazu beitragen, einem Bekannten Unannehmlichkeiten zu bereiten." Roſchi: „Sie ſind als gegenwärtiger Bewohner des Landes den Bevollmächtigten der Republik Treue und Wahrheit zu leiſten ſchuldig, ſonſt haben Sie keinen Anſpruch auf den Schutz der Landesgeſetze." Mathy: „Da doch von Geſetzen die Rede iſt, ſo bitte ich mir zu ſagen, welchen Termin das Geſetz beſtimmt, um einen Verhafteten von der Urſache ſeiner Verhaftung in Kenntniß zu ſetzen." Roſchi: „Sie ſind dazu da, um Antwort zu geben, nicht um Fragen zu ſtellen." Mathy: „Ich habe nur eine Bitte geſtellt, dazu hatte ich aber gute Gründe. Es ſind jetzt zehn Tage, ſeit ich von meiner Familie und meinem Geſchäft weggeriſſen wurde und gefangen gehalten werde. In allen Geſetzgebungen giebt es Beſtimmungen darüber, in welcher Zeit ein Angeklagter von der Urſache ſeiner Verhaftung in Kenntniß geſetzt werden muß." Roſchi (mit Ungeduld): „Fertig." Mathy: „Man hat damit angefangen, die Geſetze gegen uns zu verletzen und wir befinden uns in der nämlichen Lage, als ob wir in die Hände von Wilden gefallen wären." Roſchi: „Es ſteht Ihnen ſpäter der Weg des Rechtes offen."

Nach dem Verhör befahl Roſchi dem Verhafteten das Schreibzeug zu nehmen, allein Mathy wußte ſich zu helfen und ſchrieb wiederholt an ſeine Frau.

Frau Anna war von dem Schreck der Verhaftung ſchwer erkrankt, dennoch fuhr ſie am 24. Juli nach Bern, ging zum Alt-

ſchultheiß Tavel, den ſie erkrankt fand, wurde mit Mühe vorgelaſſen und ſetzte dem wohlmeinenden aber ſchwachen Mann energiſch zu. „Ich muß meinen Mann wieder haben, ich und die Kinder können den Ernährer nicht länger entbehren.“ Tavel antwortete: „Ich kann jetzt nicht um die Geſchäfte ſorgen, ich bin krank.“ „Ich auch,“ entgegnete Frau Mathy. Da ſah Tavel in das abgehärmte Geſicht, ergriff ſeinen Hut und ging in die Sitzung. Grade zu derſelben Zeit war Mathy im Verhörlokal der Regierungsentſcheid mitgetheilt, daß er durch Landjäger nach Frankreich transportirt werden ſolle. Er hielt um einen Aufſchub von vierzehn Tagen an, ſeine Angelegenheiten zu ordnen. Am nächſten Tage wurde er durch Tavels Vermittelung ſeiner Haft entlaſſen und von Anweſenheit ſeiner Frau in Kenntniß geſetzt. Er eilte zur ihr, fand ſie ſchwer krank und führte ſie nach Biel zurück. Er ſelbſt fuhr einige Tage darauf wieder zu Tavel. Dieſer machte ihm keine Hoffnung, daß er in der Schweiz ferner geduldet werden würde, verſprach aber Aufſchub der Ausweiſung bis zum 1. September. In Frankfurt ſei eine Specialunterſuchung über das Gebahren der Schweizer Flüchtlinge angeſtellt und die Akten nach Zürich geſandt und Mathy's Name komme darin vor. Aufrichtig verſicherte der Schultheiß, er verabſcheue die Diplomaten, ſeit vier Jahren ſei kaum ein Brief über die Schweizer Grenze gekommen, der nicht von den deutſchen Regierungen geöffnet ſei. Da kehrte Mathy nach Biel zurück, hielt ſich die nächſten Wochen ſtill in ſeinem Hauſe mit neuen Verſuchen irgendwo Duldung zu finden, unter getäuſchten Hoffnungen. Jeder Tag brachte Schreckensnachrichten, von Abneigung der Schweizer die Fremden zu ſchützen, von Verhaftungen, Flucht und jammervollem Schickſal der Landsleute.

Natürlich war Mathy's nächſter Wunſch nach Baden zurückzukehren, er ließ durch Bekannte deshalb Erkundigungen einziehen, man ſchrieb ihm, er würde verloren ſein, wenn er zurückkäme. Von Freun-

den wurde ihm Reisegeld nach England geboten, Empfehlungsbriefe, später auch eine Erzieherstelle in einem englischen Hause, wenn er Weib und Kind zurücklasse, für die gesorgt werden solle. Er antwortete kurz: „Nie."

Am letzten August war die Frist abgelaufen, die ihm in Biel vergönnt war, am nächsten Tage hatte er die Ausweisung über die französische Grenze zu erwarten, da brach er auf, von Rochholz begleitet, der unterdeß eine Professur am Gymnasium zu Aarau angetreten hatte, und jetzt nach Biel gekommen war, seine Hülfe anzubieten. Es war zum zweitenmal ein trauriger Abschied. Frau Anna hatte sich von ihrer Krankheit erholt, die Wohnung war neu eingerichtet, um das Haus reiften an Hecken und Stauden die Früchte, der kleine August sah froh nach den blauen Trauben am Spalier. Es war ein behaglicher Sitz der stillen Arbeit und des Familienglückes, da schied der Vater wieder von Weib und Kind, heimlich eine Stätte zu suchen wo er haften konnte. Und wenn er keine fand, was dann? Vom nächsten Morgen war er auf Schweizerboden rechtlos und gefehmt, vorsichtig hatte er auf der Landstraße, im Wirthshaus die Fragen der Neugierigen abzuwehren, das Auge der Polizeibeamten zu meiden, welche überall nach Flüchtlingen spähten. Die Bekannten sammelten sich vor seiner Wohnung. Die Schüler der ersten und zweiten Klasse des Gymnasiums kamen sämmtlich ihm mit Anreden zu danken und Abschied zu nehmen, das ganze Personal der Druckerei hatte sich eingefunden ihm beim Auszuge das Geleit zu geben. Kräftig drängten Mann und Frau die Bewegung zurück, die Kinder, welche nicht ahnten, was der Aufbruch des Vaters bedeutete, riefen ihm lustig von der Gartenterrasse nach, der älteste Knabe bat, daß der Vater ihm ein Oberländerhäuschen als Spielzeug mitbringe.

Das Reisegeleit zog mit dem Heimathlosen bis nach Grenchen, sein nächster Weg war zu Dr. Kasimir Pfyffer, dem Führer der liberalen Schweizer von Luzern. Dort war eine Möglichkeit Duldung

zu finden. Schon auf der Landstraße erfuhr er, wie streng die Luzerner Polizei nach fremden Wanderern spähe. Vor dem Thore traf er auf die Professoren Haupt und Wibel aus Aarau, sie waren zu einem Besuch mit dem Schiffe nach Luzern gefahren und gleich am Landungsplatz wegen mangelnder Legitimation verhaftet worden. Erst nach argwöhnischem Verhör hatte man sie entlassen. Vorsichtig betraten die Reisenden die Stadt. Mathy führte im grünen Kittel den Einspänner, den er von Willisau genommen, am Zaum durch das Thor, die nachrufenden Stimmen der Thorwache mußte der Kutscher in seinem Schweizerdeutsch abwehren. Die Reise war vergeblich, Pfyffer war abwesend und wurde erst in acht Tagen zurückerwartet. Auf der großen Touristenstraße ging der Wanderer weiter über den Rigi, zum erstenmal sah er von diesem Gipfel auf die weite Landschaft; zu Küßnacht barg er sich einige Tage in dem Gasthause eines Patrioten, dessen Frau, eine Enkelin Wielands, mit freundlichem Antheil für den Landsmann sorgte. Von da eilte er nach Zürich, zu versuchen, ob dieser Kanton ihm den Aufenthalt gestatten werde. Ohne Freude sah Bürgermeister Heß ihn in das Zimmer treten. Doch wich er dem eindringlichen Gesuch und gab eine Hoffnung für den Fall, daß Roschi in Bern bescheinigen könne, Mathy sei nicht Mitglied der geheimen Gesellschaften. Es war ein flüchtiger Sonnenblick. Mathy schrieb die gute Kunde sogleich seiner Frau und bat sie was möglich sei zu versuchen. Sie nahm auf der Stelle einen Wagen, fuhr nach Bern zu Roschi und forderte das Zeugniß für ihren Mann. Als sie am Schreibtisch des Beamten stand, las sie auf einem Briefe, an dem er grade geschrieben, den Namen ihres Mannes. Roschi verhandelte und wollte in das Zeugniß schreiben, daß nichts erwiesen sei, Frau Anna sah ihm über die Schulter, hielt ihm die Hand und sagte nachdrücklich: „Gar nichts dürfen Sie hineinschreiben, ihm ist hart Unrecht geschehen.“ Der Beamte sah über die Schulter und schrieb in das Zeugniß, daß Mathy nicht Mitglied des jungen Europa gewesen sei,

daß die Akten nichts Gravirendes ergeben hätten und daß seinem Aufenthalt außerhalb der Schweiz nichts im Wege stehe.

Unterdeß ging Mathy weiter bis an die badische Grenze, traf in Kreuzlingen mit Freunden zusammen, schrieb an die Regierung des badischen Seekreises, ob man ihn in Ruhe lassen werde, wenn er zurückkehre, und erwartete im Hause eines Freundes ungeduldig die Antwort. Aber aus dem Ministerium in Karlsruhe kam an den Vermittler der Bescheid, wenn Mathy zurückkehre, werde eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet werden, er sei sehr gravirt. Jetzt erst verzichtete Mathy auf die Rückkehr nach der Heimath. Als letzte Hoffnung blieb Zürich. So kehrte er nach vier Wochen unsicheren Suchens in die Nähe Biels zurück. Von Bad Grenchen ging er in einer Mondscheinnacht unbemerkt an seine Wohnung in Biel und rief leise den Namen seiner Frau, sie hörte die Stimme, kam schnell herab und ließ den Flüchtling ein. Noch einen Tag weilte er verborgen in dem Hause, wo er Alles zur Abreise gepackt fand, dann ging er in heimlicher Nacht nach dem Kanton Solothurn zurück, seine Frau mit Kindern und Sachen folgte am nächsten Tage.

Mathy hatte beschlossen sich zunächst nach Aarau zu wenden. Dort war wenigstens ein Theil der Regierungsmänner liberal und er fand gute Freunde und zuverlässige Fürsprache. Am späten Abend kam die Familie in Aarau an, von den Bekannten noch nicht erwartet, in den nächsten Tagen miethete Frau Anna eine kleine Wohnung im Haus des Professor Schnitzer.

Und wieder getäuschte Erwartungen. Noch einmal fuhr Mathy nach Zürich, und jetzt gab Bürgermeister Heß ganz geringe Hoffnung, ja er rieth das Bittgesuch an die Regierung vorläufig ganz zurückzuhalten. Auch der französische Gesandte, welcher wegen eines Passes nach Frankreich für die Familie angehalten wurde, erklärte, nur einen Laufzettel für wenige Tage zum Durchgange nach England geben zu wollen, er wisse wohl, Mathy sei feindselig gegen Frankreich. Es war

so weit gekommen, daß ein Bekannter rathen durfte, Mathy möge für sich und seine Familie den Transport durch Frankreich annehmen. Unter diesen Umständen blieb nichts übrig, als es darauf zu wagen, ob man in Aarau ungesehen und unbeachtet bleiben werde, bis die erste Strenge der Verfolgung vorüber sei. Es war ein sehr unsicherer Aufenthalt, jeden Tag die Duldung zweifelhaft, auch im Verkehr mit Anderen die größte Vorsicht geboten. Das Leben der Familie hing jetzt allein an dem schriftstellerischen Erwerb, und dieser Erwerb wurde durch die politischen Verhältnisse, durch die Entziehung des freien Verkehrs und durch die eigene Unruhe aufs Aeußerste erschwert. Dazu kamen Schrecken und Trauer über das Schicksal Anderer, überall Flucht, Noth und Jammer, der eine Bekannte im Gefängniß erkrankt, andere deportirt, andere hülflos und elend in entlegenen Thälern dahinfahrend. Diese Nachrichten, welche täglich aufs Neue erregten, waren fast schlimmer als die eigene Unsicherheit.

Seit dem ersten Tage, an welchem Mathy die Schweiz betrat, hatte er mit inniger Theilnahme die Gefahren beobachtet, welche das Leben in der Fremde dem Flüchtlinge bereitet und jenes besondere Leiden, welches man wohl die Krankheit der Flüchtigen nennen darf. Am leichtesten überwanden diesen Feind noch die deutschen Arbeiter, sie fanden, obgleich gestört und verfolgt, nach schweren Tagen doch vielleicht eine Stätte für ihre bescheidene Thätigkeit, wußten auch in den Stunden der Noth besser zu entbehren und sich durchzuschlagen. Und nicht wenige von ihnen haben die Verfolgungen jener Jahre überdauert und sich in der Fremde oder daheim zu ansehnlichem Wohlstande emporgearbeitet. Weit mehr litten solche, welche mit höheren Ansprüchen gekommen waren. Noch bevor sich der Verfolger erhob, in den Tagen politischer Gastfreundschaft verloren sie ihre Zeit in Versuchen und Plänen, fuhren unstät von einer Stadt in die andere, aus der Schweiz nach Frankreich, vielleicht nach England und wieder zurück. Während sie Luftschlösser in die Zukunft

bauten und ihr Selbſtgefühl mit Träumen nährten, wurden ſie ſelbſt flüchtiger und ſchwächer. Hatten ſie daheim als Gelehrte ernſte Studien begonnen, hier fehlten ihnen die Bücher, auch die Anregung eines ſtarken wiſſenſchaftlichen Verkehrs, waren ſie mit einigen Geldmitteln nach der Schweiz geflohen, ihre Einnahmen minderten ſich ſchnell in haſtigen Verſuchen und zweifelhaften Unternehmungen. Auch ihre Thatkraft wurde geringer, der Kleinmuth kam und er mußte verſcheucht werden durch wüſte Geſelligkeit, ein ungeſunder Hoffnungsrauſch kam, ſanguiniſcher und wunderlicher wurden die Pläne, unpraktiſcher das Wollen; ſelbſt wenn ſich einmal Gelegenheit bot, irgenwo feſt zu wurzeln, zitterte ihnen in den Nerven eine fiebrige Unruhe und die Beſchränkung auf einförmige Thätigkeit erſchien unmöglich; der Geiſt wurde durchlöchert und der Leib geſchwächt. Auch das Pflichtgefühl im Privatverkehr wurde geringer, ſie gewöhnten ſich auf die Koſten Anderer zu leben, zu fordern und nicht zu leiſten. Freilich, es waren Deutſche, etwas von dem warmen Herzen blieb, leicht und gern theilte einer, der grade hatte, dem andern mit und treulich halfen ſie einander ihre Kartenhäuſer bauen, die der nächſte Windhauch zerriß, und ermuthigten einander in ihren Wahngedanken von dem bevorſtehenden Sturz der Tyrannen. So waren ſie ſchon in der friedlichen Zeit erkrankt, jetzt aber war die Verfolgung gekommen und gehäufte Trübſal, die Hatz war gegen ſie auf und die Meute bellte hinter ihnen, ob ſie im Kerker lagen, oder ob ſie wie geſcheuchtes Wild dahinfuhren, jetzt überkam ſie die Ermattung, eine ſtumpfe Gleichgültigkeit, vielleicht die Verzweiflung. Schnell wurden ſie alt und welk an Leib und Seele, losgeriſſene Blätter, welche im Wirbel umherfuhren, viele hat der Gram getödet, viele ſind ſchlechter geworden, nicht wenige haben im Wahnſinn geendet. Wer dieſe Zeit überſtand ohne Einbuße von Lebenskraft und Pflichtgefühl, der mußte ein feſtes Gefüge haben an Körper und Geiſt.

Auch Mathy fühlte, daß er geprüft wurde. Er arbeitete angestengter als je. Um zu verdienen überſetzte er die Memoiren von Lucian Bonaparte, und ſpäter das Werk von Grellet-Wammy „Handbuch der Gefängniſſe", er ſchrieb Dialoge und eine Schweizerchronik für die Volksbibliothek in Biel, übertrug Oelenſchlägers Correggio für die italieniſche Volksbibliothek in's Franzöſiſche. Jede freie Stunde benutzte er ſich ſelbſt zu fördern, grade jetzt arbeitete er ſich in Hegels Logik hinein, um ſeinen Geiſt durch conſequentes Denken zu beſchäftigen, er zog Ricardo nach ſeiner Gewohnheit aus und ſchrieb ſich einen Commentar dazu. Aber ſeine Geſundheit litt unter dem Zwange, welcher ſeinen Bewegungen auferlegt war, als ein tapferer Bergſteiger, Schwimmer, Eisfahrer empfand er täglich das Bedürfniß nach friſcher Luft und körperlicher Thätigkeit, jetzt ſaß er viel in die enge Wohnung gebannt; auch wo keine Gefahr war, fehlte ihm die Luſt auszugehen, er fühlte wie ihm der Unmuth kam, die Niedergeſchlagenheit und Unluſt an der Arbeit. Seiner Frau ſuchte er die trübe Stimmung zu verbergen und er wunderte ſich, warum ſie in Thränen ausbrach und das Zimmer verließ, als ein Bekannter die Nachricht zutrug, daß der Flüchtling Weber, Redakteur der Nationalzeitung, ſich erſchoſſen habe, ſie hatte den Mann doch wenig gekannt.

Auch die Sorgen des Hauſes wurden größer, ſeine Knaben erkrankten, er half ſeiner Frau bei der Pflege und der Arbeit des Hauſes und wachte die Nächte über den Kranken. Noch ſchwerer wurde ſeine Sorge: Frau Anna ſelbſt erkrankte tödlich. Der Gram der letzten Monate und ein zufälliger Schreck in den Weihnachtstagen warfen ſie vor der Zeit in die Wehen, das frühgeborene Kind ſtarb an Schwäche, ſie ſelbſt rang mehre Tage zwiſchen Tod und Leben, er ſaß die zwölf Nächte der Wintermitte an ihrem Lager, that jede Handreichung und lauſchte auf ihre ſchwachen Athemzüge. Als der Arzt die Hoffnung gab, daß die größte Gefahr vorüber ſei

und ſie bei ruhiger Pflege wohl geneſen werde, da löſte ſich auch die Starrheit in ſeinem Innern. Die Erhebung aus dem größeren Schmerz befreite ihn von dem Druck der kleineren Sorge und er ſah wieder muthiger in die Zukunft.

Die Gatten hatten in ihrem zurückgezogenen Leben nur wenige Bekanntſchaften gemacht, aber die Theilnahme an dem Geſchick der Bedrängten war groß und manches Zeichen von herzlicher Freundſchaft wurde ihnen ein Troſt. An einem Abende, als Frau Anna in Lebensgefahr lag, war ein Bekannter aus Aarau durch das Leid der guten Menſchen ſo erſchüttert worden, daß er draußen auf der Treppe niederkniete und für die Rettung der Frau betete; der geneſenden Mutter und den Kindern wurden von den Hausfrauen allerlei gute Dinge zugeſandt, auch aus Baden kam manches Zeichen treuer Freundſchaft. Die Bekannten: Hagenauer, Aebi, Wibel, Haupt, nicht zuletzt Rochholz mahnten dringend die liberale Schulbehörde das Talent Mathy's im Aargau feſt zu halten. Das wurde berathen und ihm Ausſicht auf eine Lehrerſtelle am Gymnaſium eröffnet, wenn er ſich einer Prüfung unterziehe. Als nun Frau Anna wieder ein wenig zu Kräften kam, hielt der Gatte mit ihr am Lager ein verſtändiges Geſpräch über die Zukunft und berichtete ihr von den neuen Hoffnungen, und die Gatten beſchloſſen muthig, daß er ſich jetzt recht ernſtlich vorbereiten ſolle, damit er ehrenvoll in der Prüfung beſtehe. Mit Feuer ergriff Mathy die neuen Bücher, er ſaß Tag für Tag über Literaturgeſchichte und mittelhochdeutſcher Grammatik, las und erklärte, von Rochholz angeleitet, alte deutſche Dichter. Während die Landſchaft in Schnee gehüllt lag und die Frühlingsſtürme um die Fenſter tobten, und während im Lande der Zorn gegen die Flüchtlinge noch immer obenauf war, klangen in dem Haushalt der Flüchtigen leiſe die Verſe Walthers von der Vogelweide, der Nibelungen, und Gottfrieds von Straßburg. Der Wille des Gatten war wieder auf ein feſtes Ziel geſpannt, ſeine gute

Laune kehrte zurück, die Hausfrau hörte mit leichterem Herzen zu, wenn die Männer ihr den Heldentrotz des Hagene und die zornigen Lieder der Minnesänger gegen die Pfaffen des dreizehnten Jahrhunderts verdeutlichten. Wenn die Gatten am Abend allein saßen, nachdem die Kinder in Schlaf gesungen waren, dann las Mathy am liebsten aus der Weisheit des Brahmanen von Rückert vor. In dieser Zeit der Verwirrung gab die heitere Ruhe und Gedankenfülle indischer Weisheit Beiden die sicherste Befreiung. Denn nirgend ist der Segen schöner Poesie dem Deutschen größer, als wenn er müde den Druck beengender Wirklichkeit empfindet. Und nur die Dichtung verdient als völlig schön gerühmt zu werden, welche die Seelen vieler Menschen in solcher Lage zu größerer Freiheit heraufzuheben vermag.

Aber das friedliche Stillleben der Familie wurde wieder durch den Zorn der Mächtigen verstört. Noch war der Verfolger hinter ihnen. Anfang April 1837 begann der Polizeidirektor von Aarau, ein Deutscher, Herr von Schmiel, der seit den Freiheitskriegen dort hauste und durch die Gunst der Conservativen heraufgekommen war, sich gegen Mathy's Anwesenheit zu sträuben. Um die Regierung des Kantons kämpften Liberale und Conservative, die Polizei war in den Händen der feindlichen Partei, welche ihre Gegner im Kanton ebenso umlauerte wie die Fremden und sogar durch die Nachtwächter den Verkehr der liberalen Regierungsmitglieder überwachen ließ. Jetzt sandte die Polizei den Weibel mit dem Befehl in das Haus, daß Mathy den Kanton auf der Stelle verlassen solle. Man ließ ihm nicht einmal Zeit, ein Gesuch zu schreiben, welches seiner Frau und den Kindern den Aufenthalt gestatte, und die Freunde mußten dies für Frau Anna thun. Und wieder zog Mathy flüchtig aus einen Ort zu suchen, wo er rasten könne. Jetzt war nicht mehr Bern, sondern Luzern der Vorort und dort bessere Hoffnung eine Erlaubniß zum Aufenthalt zu erlangen. Während Mathy aber in Luzern warb und Versprechungen erhielt, kam von Aarau die Nach-

richt, daß auch Frau Anna mit den Kleinen ausgewiesen sei, und daß die Freunde ihr eine Zuflucht in der Nähe bereiteten. Mathy eilte nach Aarau zurück, kam zur Nacht in seine Wohnung, fand wieder Alles zum Aufbruch gepackt und besprach mit seiner Frau, daß er die Aussichten im Aargau keineswegs aufzugeben gedenke und mit ihr für die nächsten Wochen nach Grenchen übersiedeln werde, bis er seine Prüfung zu einer Lehrerstelle trotz der Polizei durchgesetzt habe. Im Morgengrau ging er zu Fuß voraus, die Hausfrau folgte mit Kindern und Sachen im Wagen. In Solothurn wechselten die Reisenden Kutscher und Fuhrwerk und kamen am Abend in Bad Grenchen an, wo sie bereits erwartet und freundlich empfangen wurden. Dort erhielt Mathy in den nächsten Tagen eine Einladung des Schulraths, sich am 2. Mai im Regierungsgebäude von Aarau zur Prüfung einzustellen. Zwar theilte der Polizeidirektor Mathy's Ausweisung dem Schulrath mit, dieser aber antwortete, daß er die bereits erlassene Aufforderung nicht zurücknehmen werde.

Selten ist eine Lehrerprüfung unter gleich erschwerenden Umständen durchgesetzt worden. Mathy fuhr, um die Landstraße zu vermeiden, zu Schiff von Solothurn nach Aarburg und ging von da am finstern Abend nach Aarau, vor dem Thore von seinen Freunden erwartet. Während er sich in der Stadt barg, frug die Polizei wieder bei dem Schulrath an, ob Mathy in der Stadt sei, der Schulrath entgegnete, er habe davon keine Kenntniß; und die Polizei rescribirte, sie werde den Befehl des kleinen Raths ausführen und Mathy sofort verhaften, wenn er sich zeige. Bei dieser Sachlage gab es für Mathy kaum einen andern sichern Aufenthalt als das Regierungsgebäude selbst, in welchem die Prüfung stattfand. Dorthin ging er in der Frühe und weilte während der beiden Tage des Examens, von den Freunden bewacht. Am letzten Tage aber kam der Polizeidirektor Schmiel mit einem Brigadier, Landjägern und Dienern vor das Haus, stellte seine Leute auf

Posten und wartetete die Rede des Candidaten ab, die dem schriftlichen und mündlichen Examen folgen sollte und bei welcher der Polizei Zutritt nicht zu versagen war. Wenn Mathy während der Probelectionen die Reihe der Schüler entlang ging, sah er lachend durch das Fenster die grünen Uniformen der aufgestellten Landjäger. Aber den Examinatoren war bei der Sache nicht ganz wohl, sie dispensirten ihn von der Rede mit der Versicherung, er habe seine Befähigung zur Genüge erwiesen. Von einigen Freunden wurde er aus dem Saal durch ein Hintergebäude entführt, mit anderen Kleidern versehen, welche ihn undeutlich machen sollten, in eine Kutsche gesetzt und in scharfem Trabe der Kantongrenze zugeführt. Das Grenzbüreau mußte umgangen werden, durch die wilde Gegend des Rothsees schritt Mathy von Rochholz begleitet dem Vierwaldstädter See zu, um in Luzern bei der Kanzlei des neuen Vorortes auf Grund des neuen Zeugnisses die Aufhebung des Ausweisungsdecrets zu bewirken.

Mathy war vorher leidend gewesen, die Anstrengung der letzten Tage und des Weges hatten ihm arg zugesetzt, plötzlich brach er zusammen, hielt die Hand wie im Schmerz auf die Brust gepreßt und lag stumm auf dem Waldboden. Rochholz lief mit dem ledernen Reisebecher nach Wasser. Als er damit zurückkam, hatte Mathy sich erholt, er beruhigte den Begleiter und verlangte nur ein wenig zu ruhen. Nach kurzer Zeit erhob er sich, betheuerte, es sei nur ein Anfall von Krampf gewesen und forderte das Versprechen, daß der Freund seiner Frau nichts davon sagen möge.

In Luzern erhielt Mathy jetzt sichere Verheißungen und kam vergnügt in Grenchen an. Sein Prüfungszeugniß erklärte ihn zu jeder Stelle an höherer Schule vorzüglich befähigt.

Freilich, noch war ihm langes Harren bestimmt. Die Lehrerstelle in Aarau wurde durch die angestrengten Bemühungen einer Coterie, welche den Deutschen abgeneigt war, einem Andern zugetheilt. Auch die Polizei wollte sich nicht zur Ruhe geben, Roschi in Bern

begann sogar eine neue Untersuchung gegen Mathy, in Solothurn wurde denuncirt, daß er sich trotz des Ausweisungsdecrets doch im Kanton aufhalte, auch die Berner schrieben nach Solothurn und forderten seine Ausweisung. Dort aber war man nicht allzu scharf. Mathy erhielt einen Wink, daß man ihn suchen werde, und zweimal mußte er heimlich aus dem Bade entweichen, um den Verhaftbefehl, welchen die Landjäger in das Dorf trugen, zu vermeiden. Einmal, da er grade zu den Seinen zurückgekehrt war, bewahrten ihn seine Knaben, damals von drei und zwei Jahren. Diese wurden, als sie auf der Thürschwelle saßen, von einem Beamten ausgefragt, ob der Vater daheim sei; aber ohne daß es ihnen eingelernt war, behaupteten die Schelme, Vater sei verreist, und als der fremde Mann sich entfernt hatte, kamen sie leise zum Vater herauf, ihn zu warnen.

Doch Mathy verlor nicht den Muth, er hatte erfolgreich die ersten Schritte gethan, um eine Anstellung zu gewinnen, er warb beharrlich um jede andere Lehrstelle, von der er Kunde erhielt. Endlich im Oktober wurde ihm die frohe Nachricht, daß sein Name zu Bern von der Proscriptionsliste gestrichen sei. Er athmete die Luft eines neuen Lebens, die schwarze Flüchtlingssorge, die zuletzt wie ein Gespenst ihn umher gescheucht hatte, wich von ihm. Jetzt durfte er sein ehrliches Gesicht wieder überall frei zeigen. Und bald darauf kamen von Solothurn, Aarau, später aus dem Berner Land Nachrichten, daß die Haftbefehle widerrufen seien und daß er kommen möge, man sei thätig ihm ein Amt zu suchen.

Unterdeß hatte Mathy in seiner Zurückgezogenheit die früher begonnene Schrift über den Zehnten wieder aufgenommen. Im Kanton Bern wurde von der nationalen Partei für Aufhebung dieser Abgabe agitirt. Dr. Schneider in Nidau, welcher wußte, daß Mathy mit einer Schrift darüber beschäftigt war, veranlaßte, daß durch den patriotischen Verein des Amtsbezirks Nidau ein Preis von hundert Schweizer Franken für die beste Arbeit ausgesetzt wurde. Unter den

drei eingegangenen Abhandlungen — eine war von Siebenpfeiffer — wurde die von Mathy für die beste erklärt, von einer Volksversammlung im November 1837 mit dem Preise versehen und zum Druck bestimmt. Diese Schrift*), wenig in Deutschland bekannt, ist eine sehr sorgfältige nationalökonomische Erörterung mit historischer Einleitung über Ursprung und Wandlung des Zehnten, sie war für Mathy, so lang er lebte, nicht nur heitere Erinnerung an einen kleinen Erfolg, er war auch sonst in seiner anspruchslosen Weise damit zufrieden und dachte öfter daran, sie im historischen Theil umzuarbeiten — er hatte dafür ernste Studien gemacht — und neu herauszugeben. Die Anerkennung, welche ihm diese Schrift in der Schweiz verschaffte, war damals für ihn das Erfreulichste, auch solche, welche ihn gar nicht kannten, sprachen davon, daß man einen Mann von diesem Urtheil und so gründlichen Kenntnissen nicht verlieren dürfe; die Leiter der Regierung im Kanton Solothurn schenkten ihm seitdem angelegentliche Beachtung.

Am 31. Januar 1838 wurde ihm seine Tochter Amalia geboren. Sorge und Pflege dieser Wochen wurden durch eine neue Aussicht erleichtert. Die Regierung des Kantons Solothurn beschloß in Grenchen selbst eine Distriktsschule zu errichten, man hatte den Wunsch Mathy als Lehrer anzustellen, wenn die Schulcommission der Gemeinde Grenchen ihn vorschlagen werde. Dies geschah. Sogar der katholische Pfarrer sprach sich zu Mathy's Gunsten aus und erklärte damals — es hat ihm später leid gethan —, er habe Mathy lieber als manchen Katholiken. Am 13. März erhielt Mathy von Solothurn das Diplom seiner Ernennung zum Lehrer der Secundarschule von Grenchen.

*) Der Zehnt, wie er war, wie er ist und wie er nicht mehr sein wird, mit besonderer Berücksichtigung des Zehntwesens im Kanton Bern, von Karl Mathy. Biel, Buchdruckerei von Schneider u. C. 1838.

6.

Der Schulmeiſter von Grenchen.

Mathy ſelbſt hat an anderer Stelle (im letzten Bande der Bilder aus der deutſchen Vergangenheit) die Jahre geſchildert, wo er in Grenchen Lehrer war. Jene Niederſchrift iſt nicht nur ein reizendes Idyll, Ton und Stimmung ſind auch für Mathy ſehr charakteriſtiſch. Jeder einzelne Zug darin iſt ſo wahr, wie nur ein ehrlicher Mann mit ſehr gutem Gedächtniß aus eigener Vergangenheit ſchildern kann; aber durch ein freudiges und dankbares Gemüth iſt zugleich ein heiteres epiſches Licht in die Schilderung gekommen. So lebte Grenchen für ihn in der Erinnerung. Aber ſo wohlthuend war ihm der Aufenthalt erſt durch ſein eigenes Verdienſt geworden. Der Biograph darf nicht verſchweigen, daß er das Behagen, welches ihn zuletzt unter den Dorfinſaſſen umgab, und die Liebe und das Vertrauen, welche ihm beim Abſchiede und in ſeinem ganzen ſpäteren Leben ſo werth waren, nur durch harte Entbehrungen und durch die Tüchtigkeit ſeines Weſens ſehr allmählich erworben hat. Er hat ſpäter in ſehr verſchiedenen Kreiſen ſich warme Anerkennung erobert, nirgend vielleicht war die Mühe härter, das Verdienſt größer als in dem Kirchdorf am Jura. Da war natürlich, daß der errungene Sieg ihm die Erinnerung an die Stätte beſonders lieb machte.

Das Dorf Grenchen im Kanton Solothurn, unweit der Berner Grenze, ſtand damals mit einer gewiſſen Unbotmäßigkeit nicht nur dem eidgenöſſiſchen Vorort, ſondern ſämmtlichen Regierungen der

Welt gegenüber. Es war eine Freistätte für Mazzini gewesen und den Herren von Bern war durchaus nicht gelungen ihn herauszuholen. Auch Mathy hatte dort wiederholt die letzte Zuflucht gefunden. Zum Asyl Flüchtiger war der Ort nicht grade durch die politische Bildung seiner Einwohner geworden, denn die Wahrheit zu sagen, diese waren damals bei Conservativen und Liberalen übel beleumdet. Der zuverlässige Schirmvogt der Flüchtlinge war ein trotziger alter Mann, der unter dem Namen Vater Girard in der ganzen Umgegend bekannt war. Er war ein ächter Nachkomme der harten, Freiheit liebenden, bedächtig zuschlagenden Bauerngestalten des Mittelalters, nicht wie sie der Dichter geschildert hat, sondern wie sie in Wirklichkeit den Pfeil auf einen verhaßten Landvogt anlegten oder mit der Axt einem rittermäßigen Bedrücker den Kopf spalteten. Sein eigenes Leben war reich an wilden Erfahrungen. Als im Jahr 1814 in der Schweiz die aristokratischen Regierungen in österreichischem Sinne restaurirt wurden und auch in der Stadt Solothurn sich die alten Familien, welche vor 1798 am Ruder gewesen waren, in der Neujahrsnacht plötzlich als Regierung proklamirten, da beschlossen eine Anzahl kühner Männer vom Lande und aus der kleinen Stadt Olten, unter ihnen Girard und Munzinger, dies nicht zu leiden. Sie erstiegen in der Nacht des 2. Juni 1814 die Mauern der Kantonstadt, Girard seine Axt in der Hand, befreiten die Gefangenen ihrer Partei und besetzten einige öffentliche Gebäude. Aber die Eindringer wurden durch die Aristokraten zurückgetrieben, Berner Truppen rückten in den Kanton, die Aufständischen zu entwaffnen und zu verhaften. Girard entfloh in den welschen Jura, dort hauste er zwischen Wald und Felsen und zog mit seinen Getreuen auf unwegsamen Grenzpfaden daher, nicht zum Vortheil für die Zolleinnahmen Frankreichs und der Schweiz. Bis zum Jahr 1830 war er seiner Bürgerrechte beraubt. Erst die Volksversammlung von Balstal im December 1830, von ihm und seinen Schicksalsgenossen veranlaßt,

machte dem Junkerregiment im Kanton Solothurn ein Ende und setzte ihn wieder in seine Ehren ein. Unterdeß hatte er die heilkräftige Quelle des Ortes gefaßt, einen Kursaal gebaut und darin eine Gastwirthschaft eingerichtet, in welcher er die Zureisenden des kleinen Bades aufnahm. Seitdem saß er einflußreich und gefürchtet in Grenchen, während sein alter Gefährte Joseph Munzinger von Olten, einer der mannhaftesten und besten Politiker der Schweiz, 1830 Mitglied der Kantonsregierung wurde, zwei Jahre darauf in einer Commission der Tagsatzung eine Bundesverfassung der Schweiz entwerfen half und im Jahre 1848 zu den sieben Männern des Bundesraths gehörte, welche die neue Centralregierung der Schweiz darstellten.

Durch seine eigenen Schicksale war der alte Girard ein warmer Freund aller entschlossenen Unternehmungen geworden, die gegen Fürsten, Herren und dergleichen gerichtet waren; auch darum waren ihm ansehnliche politische Flüchtlinge achtungswerth, ohne daß er sich weiter um ihre Pläne kümmerte. Denn bei klugem Urtheil über Naheliegendes fand er keine Freude an mühseligem Nachdenken und weiten Combinationen. Aber er las mit einem finstern Lächeln des Einverständnisses immer wieder die alten Kalendergeschichten vom Tod tyrannischer Landvögte und von der Erniedrigung stolzer Patrizier. Als Wirth des Bades nahm er die Fremden zugleich in Kost und Pflege und trug redlich Sorge dafür, daß ihm seine Gäste nicht durch die Landjäger entführt wurden. Kamen die Verfolger vorn in das Haus herein, so führte er seine Schützlinge hinten hinaus in die Schluchten des Jura, welche sich dicht bei seinem Hause öffneten und deren geheime Stiege wenige so gut kannten als er. Unterdeß bot seine Familie den Verfolgern Brot und Wein, die der alte Waldgänger dem geretteten Gast gewissenhaft auf Rechnung setzte.

Dem Städter von Solothurn galten die Grenchner im Jahre 1838 als ungefüge Dorfmenschen mit wilden Gewohnheiten, welche

im Regen noch den leeren Sack um die Achseln schlugen statt eines Mantels, und Regenschirme für eine verächtliche Neuerung hielten, altfränkisch auch in ihrer Staatstracht, der rothen Juppe der Frauen und den hundertfaltig gesteppten Schlotterhosen der Männer; die Weinschwelge der Schweiz hatten besonderen Groll gegen die Grenchner, gaben ihnen den häßlichen Beinamen Traubendrescher und erzählten, als man dort einmal die steinharten Trauben nach Ortsbrauch mit dem Flegel zerquetscht, sei eine Weinbeere ihrem Herrn in's Gesicht gesprungen und habe ihm ein Auge ausgeschlagen. Der Protestant aber hielt die Grenchner für besonders eifrige Katholiken, deren Rechtgläubigkeit historischen Ruhm hatte. Denn hinter dem Choraltar der Dorfkirche wurde ein Kessel gezeigt, als Bewahrer des Kirchenöls, die alte Beute eines religiösen Kriegszugs. Im sechzehnten Jahrhundert wandte sich die Nachbargemeinde Selzach der neuen Lehre zu und hielt die Fasttage nicht mehr. Das ärgerte die Grenchner, sie machten, wie die Sage kündet, grade an einem Fasttage einen bewaffneten Einfall in Selzach, überraschten die Nachbarn wie sie ruchlos Schinken kochten, und brachten den Fleischtopf als Siegeszeichen heim. Dafür gewannen sie ein kirchliches Ehrenrecht, denn wenn am Maitage die Gemeinden den Bittgang nach Solothurn unternahmen, dann zogen die Grenchner zuerst vor allen anderen in der St. Ursuskirche ein. Nur den terminirenden Kapuzinern von Solothurn war Grenchen ein werther Ort und ihre Verbindung mit dem Dorfe weit älter als der Kessel von Selzach. Wenn sie sich im Frühjahr auf dem Kirchplatz des Dorfes aufstellten und den Ruf erschallen ließen: „Hoho, go Schnäcke ufläse!", dann schaarten sich sämmtliche Kinder und folgten ihnen nach, an allen Hecken und Weinbergen Schnecken suchend bis in die Almende, und ein Wagen fuhr langsam nach mit offener Bütte, in welche die Schnecken geworfen wurden. War man bei der Dorfmühle angelangt, die wahrscheinlich einst ein Klosterlehn gewesen war, dann hatte der Sigrist das

Recht, die auf diesen Tag von den Hausfrauen gebackenen Schneckenbrote einzusammeln; in einen Kornsack verpackt, trug er sie auf den Sammelplatz in's Dorf zurück und theilte davon den Kindern, als Sold für die gesammelten Schnecken. Wer die meisten Brote empfing, hatte die Ehre des Tages, außerdem verschenkten die Kapuziner Heiligenbilder, Rosenkränze, Skapuliere.

Mathy hatte fast ein Jahr im Bade gewohnt, es war für seine Verhältnisse ein sehr theures Asyl gewesen. Jetzt bezog er mit der Schule vergnügt ein eigenes Haus, „Güggi's Stöckli" genannt, eine Art Blockhaus, das auf Standbalken gesetzt war und im Nothfall durch untergelegte Walzen von einer Stelle zur andern geschafft werden konnte. Er war Lehrer und Fremder in einer Gemeinde, in welcher Lehrersein und Fremdsein nicht dazu beitrug ein Ansehen zu geben. Der geringe Gehalt war zwar festgesetzt, aber eine regelmäßige Zahlung war nicht zu erlangen, Holz hatte man ihm genug bewilligt, aber es stand im Bergwald und es war nicht sofort Bereitwilligkeit da, dasselbe zu rechter Zeit zu fällen und an das Haus zu fahren. Der Grenchner war gewöhnt den Schullehrer zu dutzen und geneigt ihm allerlei schriftliche Arbeiten zu überweisen, daß er Zinsrodel und Lehnbriefe in's Reine schreibe, Taufsprüche und Grabschriften dichte, streitige Landmarken bestimme und Ackergüter vermesse. Auch an Mathy kamen solche Zumuthungen, Frau Anna war zuweilen unzufrieden, er aber unterzog sich diesen Nebendiensten mit immer gleicher, nie widersprechender Geduld. Er hatte hier Schutz gewonnen, ein gesichertes Dasein für seine Lieben, er allein wußte, mit welchen Schmerzen er seit Jahren diese Sicherheit entbehrt hatte, und er war entschlossen sich hier durchzusetzen. Es waren enge Verhältnisse, und es waren oft nur kleine Anstöße, aber sie bedrängten im Anfange unablässig. Als die Schule eröffnet werden sollte, fehlte es überall an den unentbehrlichsten Lehrmitteln, Mathy mußte den Schülern die ersten Arbeitshefte schenken, Tintengläser und Tinte in die Schul-

bänke ſchaffen. Die kalte Gleichgültigkeit der Einwohner und böſer Wille Vieler, die der Pfarrer aufſtachelte, wurden ihm fortwährend fühlbar, er mußte die gute Neigung jedes Einzelnen erobern. Zuerſt gewann er die Herzen der Schüler.

Die Bezirks- oder Secundärſchulen wurden überall, wo die liberale Partei der Schweiz zur Regierung gekommen war, mit ſchnellſtem Erfolge in Baſalland, im Aargau, und durch Geſetz vom 17. Juni 1838 in Solothurn eingerichtet. Nach dem Plane lehrten ſie als Fortſetzung der Elementarſchulen Religion, deutſche und franzöſiſche Sprache, bürgerliche Geſchäftsaufſätze, Arithmetik und Geometrie, Buchhaltung, Geographie, Geſchichte und heimiſche Staatseinrichtungen, Naturkunde mit beſonderer Rückſicht auf Haus- und Landwirthſchaft und Gewerbe, Geſang, Schönſchreiben und Zeichnen. Der Curſus war zweijährig, der Eintritt ſtand Jedem frei, der aus der Anfangsſchule entlaſſen war und die nöthigen Vorkenntniſſe beſaß, der Unterricht war für die Schüler ohne Unterſchied des Wohnorts unentgeltlich; wie der Eintritt war auch der Abgang im Gegenſatz zur Elementarſchule freiwillig, ebenſo die Errichtung der Schule durch die Gemeinden, der Staat erleichterte nur die Einführung und ſicherte den Beſtand, indem er dem Lehrer den Gehalt garantirte. Dieſe Schulen haben, zumal in den Dörfern der Schweiz, eine große Bedeutung gewonnen, ſie ſind dort weſentliche Helfer für Bildung der ländlichen Bevölkerung, die beſten Vermittler für Uebergang in einen andern Lebensberuf. Mathy eröffnete die Schule mit 22 Knaben, ſpäter ſtieg die Zahl auf einige 30, für 8 der fähigſten, „die Garde", errichtete er eine lateiniſche Klaſſe. Der Unterricht war 4 Stunden täglich, nur am Morgen, er gab den ganzen Unterricht allein, dafür erhielt er außer Wohnung und Holz einen Gehalt von 600, ſpäter 800 Schweizer Franken (540 Gulden). Seine Lehrmethode, ſoweit ſie aus Berichten der Schüler und aufbewahrten Schulheften erkennbar iſt, beruhte allerdings auf der ungewöhnlichen

Persönlichkeit des Dorflehrers. Er behandelte die halbwüchsigen wilden Knaben sanft und liebevoll, traute ihnen stets das Ehrgefühl Erwachsener zu und zeigte aufrichtige Freude an jedem ernsten Bestreben. Die sichere Ueberlegenheit, welche nie in Aerger verloren wurde, und sich immer ruhig, wohlwollend, herzlich äußerte, flößte den Schülern eine Ehrfurcht ein, welche jede ernste Strafe unnöthig machte. Sie lasen ängstlich in seinem Gesicht und die leiseste Miene von Unzufriedenheit genügte für Tadel und Ansporn. Er hielt vor Allem darauf, daß ihre Beobachtungen genau und eingehend wurden und daß sie die aufgenommenen Thatsachen deutlich, geordnet, mit Detail berichteten, schriftlich und mündlich. Wenn er ihnen eine Maschine erklärte, so ruhte er nicht, bis auch der schwache die Einzelheiten völlig verstanden hatte und die Hauptsache davon in richtigen Linien kunstlos zu zeichnen vermochte. Ihm kam nicht darauf an, daß sie viele Constructionen zu erklären wußten, nur daß sie das Vorgestellte völlig begriffen. Es ist deshalb eine Freude zu sehen, wie verständlich in den kleinen Aufsätzen der Knaben die Einrichtung complicirter Gegenstände: Feuerspritze, Uhr, Auge, Kalender berichtet ward. Wo er Beobachtungen niederschreiben ließ, welche die Schüler selbst ohne Anleitung gemacht: über die Vortheile des Winters, über Nutzen der Land- und Wasserstraßen, Schilderung eines Spazierganges, da hielt er wieder darauf, daß jeder nur niederschrieb, was aus ihm selbst kam, und erst wenn der Denkprozeß der Schüler beendigt und der Aufsatz abgeliefert war, dann gab er ihnen die Gesichtspunkte, welche ihnen fehlten. Er corrigirte auch ihre Hefte in der Regel nicht und hielt überhaupt wenig von dem Eingehen auf begangene Fehler, ihm schien, daß damit in den Schulen viel Zeit verloren werde. Wenn er grade Etwas vornahm was die Knaben stark beschäftigte, so frug er nicht nach dem Schluß der Stunde und hörte nicht eher auf, als bis die erregte Theilnahme in demselben Niedersitzen befriedigt war, er beobachtete auch den Stundenplan nicht

immer, sondern bevorzugte, wofür sich grade bei den Schülern lebhaftes Interesse zeigte; es waren der Unterrichtsgegenstände zu viel, er ließ vorläufig Gesang und freies Handzeichnen aus. Und er vereinfachte den Plan auch dadurch, daß er regelmäßig die Kenntnisse, welche die Schüler in einem Unterrichtsgegenstande erworben hatten, für den andern verwerthete, für deutsche Aufsätze und Briefe den Gewinn der Stunden, in denen er erzählte oder erklärte, und wieder für Geschichte und Naturkunde die kleinen Anregungen, welche Tagesereignisse oder ein Spaziergang gegeben hatten. Freilich, Hauptsache war immer der Zauber, welchen die Persönlichkeit eines gebildeten und kräftigen Mannes auf die Schüler ausübte, die Gedanken, welche er in ihnen anregte, und die Empfindungen, welche er an sich beobachten ließ, und dafür waren ihm ein werthvolles Mittel nicht nur die Schulstunden, auch weite Spaziergänge, ja längere Ausflüge, z. B. nach Neuenburg, nach Solothurn. Dann drängten sich die Schüler um ihn und lauschten auf das gemessene Urtheil, welches er etwa über Vorfälle des Tages oder der Vergangenheit aussprach, und stolz wurden sie sich der eigenen Heimathliebe bewußt bei der Herzlichkeit, mit welcher er sich unter ihnen über die Natur freute. Er selbst fand in dieser Bändigung der wilden Dorfknaben eine dauernde Freude und es ist merkwürdig, wie werth ihm jeder Einzelne auch in späteren Jahren geblieben ist. Daß seine Einwirkung auf das ganze junge Geschlecht des Dorfes tief und dauernd war, erfuhr er noch in späteren Lebensjahren.

Gleich im Frühjahr, als er die eigene Wohnung bezog und seinen Hausrath, der in Aarau stand, erhielt, war das Erste, daß er seine Mutter und Schwester fröhlich einlud ihn im Sommer zu besuchen. Beide kamen, es war ihm wie eine Versöhnung mit der Heimath und er führte sie zu allen Menschen und zu allen Stellen der Umgegend, welche ihm werth waren.

Schneller freilich als die Dorfbewohner wurde ihm die Land-

ſchaft vertraulich, war ihm einmal das Herz ſchwer, ſo ſtieg er mit ſeinen Lieben oder allein in die Berge und faſt immer fand er unter Heerdengeläut und Bergtannen, im Ausblick auf die hohen Schneegipfel die Heiterkeit wieder. Als er zum erſtenmal zu der ſchönen Fernſicht kam, welche man von der Bergweide über der Wandfluh hat, hörte er den Senn dort oben den Kuhreihen ſingen, deſſen erſter Vers ſo lautet:

Der Ustig wott cho,
Der Schnee zergeit ſcho,
Der Himmel iſch blaue,
Der Gugger het g'ſchraue,
Der Meye ſyg cho.
Luſtig uſe - n - us em Stall
Mit de lube Chüene:
Ueſi ſchöni Zyt iſch cho,
Luft un Freiheit wartet ſcho
Dinne - n - uf de Flüehne.

Der Text war den Sennen nach der alten Weiſe von G. J. Kuhn, Pfarrer zu Burgdorf, zurechtgemacht. Die Melodie und die einfachen Worte klangen in die Seele des Wanderers wie ein vertraulicher Willkommen, den ihm die Berge boten. Seitdem lenkte er die Schritte gern dorthin, auch mit werthem Beſuch, jedesmal bat er um den Reihen und ſang ihn ſelber von Herzen mit. Und es war ihm dann auch recht, wenn die Gäſte dem Senn ſeinen Gebirgstrank, die Jenzele — Branntwein aus den Wurzeln der Gentiana bereitet — lobten.

Ein anderer beſuchter Weg war die Teufmatt, für die Kinder eine weite Fahrt, denn ſie war 2½ Stunden vom Dorfe entfernt. Dort ſtand eine Sennhütte mit Wirthſchaftsrecht, und die Kinder erhielten g'ſchwung'ne Niedle (geſchlagenen Milchrahm), wozu ſie den Zucker und Zimmt in der Düte mitbrachten. Die Männer aber

fanden Gelegenheit auf einer kunſtloſen Kegelbahn um eine Flaſche Wein zu ſchieben.

Einſt im Sommer 1838 ſtieg Mathy die Burgmatt hinauf und ſchritt mühſam über Waſſer und Steingeröll durch eine Schlucht, die wie ein Thor zwiſchen dem hohen Bettlachſtock und dem Burgfelſen zu einer weiten Thalmulde führt, mit üppiger Weide und einer Sennhütte. Sie führt den Namen Bettlachberg und ſcheint durch einen Bergſturz gebildet, reichlich liegen die Verſteinerungen umher, darunter ſchöner Ammoniten. Dort rieſelt ein kleiner Waldbach an Fuß des Bettlachſtockes hinab, den Mathy auf einem ſchmalen Steg aus Baumſtämmen überſchritt. Da ſah er am Waldrand in einer Niederung ein winziges ſchindelbedecktes, ſteinbelaſtetes Blockhaus, das etwa ſechs Schritt lang, vier Schritt breit war, der Eingang nur drei Fuß hoch mit dicker Thür verſehen, in der Wand rechts und links ein Guckfenſter aus einer einzigen Scheibe; es war wie eine Zwerghütte aus dem Märchen, und eine kleine Rauchwolke, die aus dem Schornſtein ſtieg, mahnte an Frau Holle, die hier ihr Süpplein kochte. Aber aus der niedrigen Thür ſtieg ein Mann hervor, ein großer Fünfziger von grader Haltung in der Tracht eines Arbeiters, er grüßte und lud Mathy ein in die Hütte zu treten. Mathy tauchte hinein und freute ſich der Sauberkeit des kleinen Raumes, die geglätteten Balken der Wand feſt verfugt, rechts von der Thür ein Kaſten, ein Meiſterſtück der Zimmerarbeit, der von dem Bewohner aus einem Holzblock geformt war und als Sitzbank diente, links neben der Thür die Feuerſtelle, ein Viereck aus Steinen gepflaſtert mit niedriger Einfaſſung, an der hintern Wand die hohe Bettſtatt mit friſchem Stroh gefüllt, darin ein runder Holzklotz als Kopfkiſſen; unter dem Bett war das Kellerloch, mit Obſt, Kartoffeln und Butter ganz gefüllt, an der Wand reichliches Zimmergeräth und der Stolz des Hausherrn, ein halbes Dutzend Blechlöffel. Alles blank geputzt in ſauberer Ordnung, die groben Dielen gefegt, die Kleider ohne Flecken, Schuh- und Strümpfe

ohne Löcher. Mathy saß bei dem Mann nieder, und was er von diesem erfuhr, erschien ihm wie aus anderm Jahrhundert. Salomon Gutknecht war auch ein Heimathloser und hatte sich selbst, ohne Jemand zu fragen, das kleine Haus gebaut, in dem er Sommer und Winter lebte. Seine Eltern waren aus einem andern Schweizerdorf als Landfahrer in den Bettlachberg gekommen und hatten sich dort eigenwillig eine Hütte gebaut, aber zweimal wurde ihnen die Hütte niedergebrannt und Salomon glaubte, daß es die Bürger von Bettlach gethan hatten, um die fremde Familie zu vertreiben. Salomon lief als junger Gesell aus der Wildniß, schlug sich als Reisläufer zu Kriegsvolk und ging mit den Franzosen nach Neapel. Dort war ihm des Essens zu wenig, er begehrte einfache Kost, aber die Schüssel gefüllt, er desertirte also und stellte sich dazu stumm, hing sich eine Suppenschüssel um, und wenn er angehalten wurde, hielt er die Schüssel hin und forderte durch Geberde zu essen. So kam er durch ganz Italien bis Basel, dort trat er wieder in ein französisches Regiment, das nach Spanien marschirte. Wenn die Franzosen spanische Priester fingen, welche verdächtig waren, Cameraden zu Tode gemartert zu haben, dann riefen sie den starken Schweizer mit dem Schmiedehammer, und er mußte die Gefangenen mit langen Nägeln an die Bäume schlagen. Aus Spanien zog er mit seinem Regiment nach Deutschland. Dieses Land lobte er. Er hielt auch etwas von Napoleon. Als ihm Mathy mittheilte, die Franzosen wären noch immer nicht ruhig, erwiederte er bedächtig: „Daran ist wohl ihr König schuld, weil er ihnen nicht genug zu thun giebt; Napoleon gab seinen Knechten immer Arbeit genug, Proviant gab er ihnen nicht mit auf die Reise, nur Pulver und Blei, damit verschafften sie sich Essen genug.“ Nach dem Sturz des Kaisers ging er heim ohne seinen Abschied zu verlangen. Er lebte einige Jahre in den Bergen des Jura bei Sennen und Bauern. Dann lief er in neuer Reise unter die Schweizertruppen in Holland,

wurde Sappeur und trug den größten Bart, der zu sehen war, so daß er auf Befehl des Obersten einem Maler sitzen mußte. Als die Schweizer in Holland verabschiedet wurden, ging der Landsknecht wieder zu den Sennen des französischen Jura, aber es zog ihn nach dem Bergkessel, in dem die verbrannte Hütte seiner Eltern gestanden hatte. In demselben Jahre, in welchem Mathy nach der Schweiz kam, siedelte er sich mit seiner Axt am Waldesrand an, ohne sich um einen Ammann und Heimathsrecht zu kümmern. Aber er vertrug sich mit den Bettlachern, wenn sie mit Rossen auf den Berg kamen, gaben sie ihm die Kummete in Verwahrung; er reinigte die Weiden von aufschießendem Gestrüpp und Steinen und wurde dafür von den Sennen bezahlt; im Heuet und zur Ernte stieg er in die benachbarten Dörfer und arbeitete bei den Bauern. An hellen Sonntagen ging er auch in die Dörfer zur Kirche. Aber schwer ertrug er die Abwesenheit von seinem Bau und die enge Nachbarschaft in den Thälern. Seine liebste Arbeit war die Hütte schöner zu machen. Dort fristete er seine Tage durch Obst und Erdäpfel, den werthen Sappeurbart hatte er abgeschnitten, um den Leuten nicht ungeheuer zu werden, auch dem Rauchen entsagte er, weil es sich nicht vertrug mit seiner Waldkost ohne Brot und Fleisch. Wenn der Wintersturm über die Berge fuhr, saß er behaglich zwischen den Baumstämmen, spähte, ob alle Fugen wohl verschlossen waren, und dachte an alte Zeit. Dann sprach er laut mit sich selbst. Wenn der Winterschnee in der Nacht seine Hütte überwehte, grub er sich am Morgen mit seinem Spaten einen Weg in die freie Luft. Auch der Gedanke an Krankheit erschreckte ihn nicht, er sagte: „Im Thale drunten hilft ja auch Niemand gegen das Sterben. Kindern droht man mit dem Butzemann, alten Sündern mit dem Teufel; ich habe beide nicht zu fürchten, ich bin ja nur ein armer Mann.“ — „Aber lange Krankheit im Winter?“ frug Mathy. Salomon blickte nach rückwärts, wo hinter einer Holzleiste sein Messer steckte. Verwandte hatte er

kaum, nur einen Jugendgenossen in Bettlach, welchen man den Studenten hieß, weil derselbe als Knabe beinahe Latein gelernt hätte. Dieser unterschrieb seinen Namen stets unter Beifügung der drei großen Buchstaben: F. O. S., welche bedeuteten, fuit olim studiosus.

Der Waldmann führte seinen Gast in's Freie, er wies ihm zur Linken ein sorgfältig umzäuntes Stück Land, in dem er seine Erdäpfel baute, und einige Schritt höher, am Fuß einer mächtigen Buche, seine Ruhebank. Dort saß er am Abend und sah über das Seeland und das Emmenthal hinweg zu den Riesengipfeln der Berner Alpen, welche in der Abendsonne glühten, wenn die Hütte im tiefen Schatten lag. Dort war er am glücklichsten. Als Deutscher hatte er aber doch einen geheimen Wunsch. Da er zu Besançon in Garnison lag, sah er einen Thiergarten, nichts, was er in der Welt geschaut, hatte ihm so gefallen. Darum trug er sich mit dem Plan, bei seiner Hütte auch so etwas anzulegen. Weil es mit Bären und Löwen nichts sein konnte schon wegen der Kost, so dachte er an Ohreulen, einen Fuchs und ein anderes kleines Waldgethier. Aber sein Leidwesen war die Zeit der Ernte, wo er unten bei den Bauern weilen mußte. Wer sollte da die Käuze füttern? Diese Schwierigkeit konnte er nicht überwinden. — Mathy saß lange bei dem alten Kriegsknecht und lud ihn beim Abschied zu einem Besuch nach Grenchen ein. Einmal kam Salomon, Frau Anna setzte ihm Kaffee vor und andere Herzstärkung, er genoß mit Dank und sah sich bedächtig Alles an, Hausrath und Kinder. Beim Abschied aber sagte er: „ich komme nicht wieder, weil ich zu arm bin Gleiches mit Gleichem zu vergelten."

Dennoch trieb ihn die Noth wieder zu dem neuen Bekannten. Ein Landjäger war an die Hütte gekommen um ihn zu vertreiben; er könne schlechtes Gesindel beherbergen, er habe in seiner Hütte sechs Blechlöffel, das sei verdächtig; und der Ammann von Bettlach ließ ihn fordern und sagte ihm: jeder Mensch soll in seiner Heimathgemeinde leben und einen Beruf oder Stand haben, Salo-

mon gehöre nicht nach Bettlach. Salomon antwortete: er habe den Armuthſtand erwählt, der ſei ihm der liebſte, zu arbeiten begehre er nicht, wenn er ohne das leben könnte. Die Armen könnten auch nur wenig ſtehlen, denn man vertraue ihnen nichts an, nur den Reichen. Darauf verfertigte ihm Mathy ein Büchel, worein er ihm ein Zeugniß guten Leumunds ſchrieb, und Salomon ging in die Dörfer und ſammelte viele Unterſchriften für ſeinen Leumund. Da mußte der Landjäger weichen und Salomon durfte in ſeiner Hütte bleiben; er aber ſagte zu Mathy mit verlegenem Lächeln, wenn der Landjäger wiederkomme ihn zu vertreiben, ſo werde er ihn mit der Waldaxt erſchlagen, ſeine Hütte anzünden und ſich in die Flamme ſtürzen. Er hätte zuverläſſig Wort gehalten. — Mathy ſchrieb endlich in das „Solothurner Blatt" (Nr. 101, 19. Dec. 1838) einen Artikel: „Salomo der Weiſe" und bewirkte dadurch daß der harmloſe Mann bei den Gemeindebehörden größere Rückſicht fand, und daß ſein einſames Leben durch manche kleine Freundlichkeit der Umgegend erleichtert wurde. Mathy ſelbſt beſuchte ihn ſeitdem oft mit ſeinen Schülern oder mit Gäſten, und dem Einſiedler machte ſolcher Beſuch Freude. Als er älter wurde, fühlte er ſich doch hülflos und fügte ſich zuletzt darein im Dorf unter Menſchen zu ſterben. Seine Hütte wurde von den Bettlachern abgetragen, aber die Erinnerung an ihn und die gute Freundſchaft zu dem fremden Lehrer dauert noch in der Gegend.

Während Mathy Andern hilfbereit war, empfand er ſelbſt den Druck der engen Verhältniſſe. Denn in dem Dorf war der literariſche Erwerb, auf den er immer noch angewieſen war, ſehr unſicher, er merkte, daß er für die Allgemeine Zeitung wenig zu berichten hatte, am bequemſten war ihm, für das „Solothurner Blatt" zu correſpondiren, oder nach Conſtanz für den „Leuchtthurm", und zuweilen für die „Seeblätter", deren Redacteur Fickler genau zehn Jahre, bevor er durch Mathy verhaftet wurde, dieſen als Mitarbeiter für ſein Blatt zu werben ſuchte. Mathy hatte für die Jugendzeitungen: die

Quelle und den Bilderſaal in den letzten Jahren trotz aller Hinderniſſe fleißig geſchrieben und mehr als 500 Gulden Honorar zu fordern, jetzt erhielt er die Nachricht, daß der Verleger ſich heimlich aus zerrütteten Verhältniſſen entfernt habe, und ſtatt ſeines Honorars erhielt Mathy zwei große Kiſten mit Lithographien, Bilderbogen und Spielen für die liebe Jugend. Das war für ihn ein harter Verluſt, und er mühte ſich ohne Erfolg, einzelne Kinderſpiele, z. B. das Kriegſpiel, für den Verkauf im Einzelnen zurecht zu machen, und mit Hilfe des Elementarlehrers Tſchui in der Umgegend zu vertreiben. Einmal ſchnitt und pappte er die ganze Nacht, um dem Tſchui die Ladung zu fertigen, und ſchrieb in ſein Notizbüchel darüber: „Gutes Glück, es iſt für Weib und Kind".

Denn der Unterhalt einer Familie, welche ſich ſtädtiſcher Bedürfniſſe nicht ganz entſchlagen konnte, war in dem Dorf koſtſpielig und mühevoll, auch gewöhnliche Marktwaaren mußten in der Stadt auf zwei Stunden Entfernung eingekauft werden; oft machte er ſelbſt am Ende eines Arbeitstages den Weg und belud ſich mit guten Dingen für das Haus. So kehrte er an einem finſtern Abend des Jahres — es war am 8. September 1838 — gepackt mit kleinen Einkäufen der Wirthſchaft bei ſtrömendem Regen und heftigem Gewitter heim. Da ſchlug ein Blitzſtrahl nieder, fuhr an dem Stock des ausgebreiteten Schirmes herab und durch den Papierſack, in welchem Mathy Kaffeebohnen trug. Dieſer bückte ſich am Wege nieder, ſuchte in der Finſterniß die Bohnen zuſammen und ſammelte ſie in einem Tüchlein. Zu Hauſe gab er die Bohnen in der ungewöhnlichen Hülle ab, und als Frau Anna befremdet auf dieſen Einkauf ſah: „aber, ſie ſind ja naß", verſetzte er ruhig: „ich auch", und ging ſich umziehen. Doch das eiſerne Geſtränge des Schirmes verrieth ihn, es war durch den Strahl ſtark beſchädigt und ſein Arm blieb lange ſteif und ſchmerzhaft.

Als der Herbſt kam, mußte der Wiederbeginn der Schule auf-

geſchoben werden, weil der Ofen nicht geſetzt war; ſeinen Gehalt konnte er von der Gemeinde nicht erlangen, die neugewählte Schulcommiſſion war ihm aufſätzig und er mußte nach Solothurn gehen, die Regierung um das Geld zu bitten. Zu Weihnachten war es wieder ſo, immer hatte er darauf gehalten, den Weihnachtsabend in deutſcher Weiſe zu feiern, in dieſem Jahr fehlte ihm der Muth, und er ſchrieb ſpäter an einen Freund: „Im Jahr 1838 traute ſich das Chriſtkindchen nicht herein in die Wohnung des armen Schulmeiſters. Weib, Kinder, Magd lagen krank im Bette; ihn quälten außerdem noch die Sorgen um das tägliche Brot. Das naſſe Tannenholz im ſchlechten Ofen füllte die Stube mit Rauch. Durch fingerbreite Ritzen der Fenſter und Thüren wehte der eiskalte Wind über die Köpfe der Kranken. Deine Glasharmonika und Spielzeug bekamen die Buben nach und nach zur Belohnung, wenn ſie ſich ruhig Blutegel ſetzen ließen. Mir war es lieb, daß ſonſt Niemand Zeuge dieſer Zuſtände war, und wir prieſen uns bei allem Ungemach noch glücklich, in eigener Wohnung zu ſein, ſo ſchlecht ſie war.“

In dieſen Wochen der Sorge erhielt er eine Nachricht, welche ihn auf einige Tage die ſchwere Gegenwart vergeſſen ließ: ſein Name war auch in der Heimath von der Liſte der Verdächtigen geſtrichen, in den Prozeſſen, welche gegen ihn geſchwebt hatten, war endlich ein völlig freiſprechendes Urtheil erfolgt, und ihm wurde angezeigt, daß ſeinem Aufenthalt in Baden nichts im Wege ſtehe. Aber die Genugthuung, die er darüber empfand, ging unter in der Trauer um einen Verluſt, der ihn und ſeine Frau mit gleicher Schwere traf, eine liebevolle und treue Freundin in der Heimath, Frau Lemmé, geborne Fecht, war unerwartet geſtorben. Sie war für Frau Anna die ſtille Vertraute ſchwerer Sorgen geweſen, und hatte mit zarteſter Theilnahme jeden Wechſel ihres Schickſals begleitet, war auch im vorletzten Sommer nach Bad Grenchen gekommen und hatte einige Tage mit den Freunden in heiterm Verkehr verlebt, ein hochſinniges

Weib von ſtattlichem Weſen, ſchön an Leib und Gemüth. Einige Tage trug Mathy die Trauerkunde allein, er wagte nicht ſeiner Frau Mittheilung zu machen. Es war ein edles Stück Poeſie, die den Einſamen durch ihren Tod verloren ging, die Büſte der Verſtorbenen ſtellte ſpäter Frau Anna in dem Arbeitszimmer ihres Gatten auf. Das war die leidvollſte Zeit in Grenchen, und Mathy ſchrieb damals in das Notizbuch: „Elendes Leben, wenn ich nicht auf Unſterblichkeit hoffe, ſo werde ich durch die Ueberzeugung von Sterblichkeit getröſtet.“

Aber wieder kam das Frühjahr, es hing ſeine Blüthen an die Bäume hinter dem Schulhauſe und deckte die Matten mit hellem Grün; der belebende Luftſtrom, der von den Höhen in das Thal wogte, gab dem Lehrer ſtärkere Spannkraft. Mit der Schule ging es rüſtig fort, die Knaben hielten treu zu Mathy und wären für ihn durchs Feuer gegangen, die Sitte und der Corpsgeiſt, die er den Schülern gegeben, gefielen im Dorfe, die Eltern der Schüler nahmen warm Partei für die Fremden, die Familie Girard hielt tapfer zu ihnen, die Regierungsherren aus Solothurn erwieſen dem Lehrer beſondere Hochachtung; auch die Gegner merkten, daß es nicht gewöhnliche Leute waren die in dem kleinen Schulhaus wohnten. Der gutmüthige Kaplan ſah zuweilen ſehnſüchtig nach Mathy's Hauſe hin, in das er ſich wegen des Pfarrers nicht wagte, und ſogar der Pfarrer zog ſich von offenen Angriffen mit der Erklärung zurück, er wolle nichts von der Secundarſchule hören, wolle auch nicht dagegen proteſtiren, daß die Gemeinde dafür ſorge, und wolle keine Gründe für ſein Verhalten angeben. Er beſchränkte ſich ſeitdem auf den kleinen Krieg, auf völlige Nichtbeachtung der Schule und auf düſtere Andeutungen über die Folgen im Jenſeits, die er zu gläubigen Frauen murmelte. Mathy zog jetzt in ein ſtattlicheres Haus, es war Häni's Huus, damals das zweite Haus links, wenn man von Solothurn hereinkam — es hatte einen kleinen und einen großen Garten mit ſechzig Obſtbäumen, auch einen hübſchen Stall, in dem er mehre

Pferde unterbringen konnte, es war aber nur eine Gais darin. Dort vermochte die Hausfrau ſich ein wenig bequemer einzurichten.

Auch die Familie lebte ſich ein. Ebenſo ſehr als die Schule half ihnen ihre Häuslichkeit, die Freundlichkeit gegen Nothleidende und thatkräftige Theilnahme an Allem, was den Eingebornen in Freude und Leid geſchah. Daß der Mann und die Frau ſo gute Leute waren, das rührte den Grenchnern zuerſt das Herz. Sie ſahen, wie er den ganzen Tag arbeitete und für Frau und Kinder ſorgte. Freilich, um die eigene Bequemlichkeit kümmerte er ſich wenig. Das hellbraune Röcklein, in dem er ſein Examen gemacht hatte, trug er lange trotz der Einwendungen, welche Frau Anna dagegen erhob, und wenn ſie den Hausrock einmal der beſſernden Nadel unterwerfen wollte, lehnte er das wohl mit den Worten ab: „du haſt ſonſt ſchon genug zu thun“. Aber Andere, die er liebte, ſollten ſtattlich erſcheinen. Vor dem Spaziergange half er ſelbſt ſeine drei Kleinen anziehen, er ſah ſcharf darauf, daß die Kinderſtiefelchen blank waren, half ihnen die Halskragen umlegen und putzte die Stahlſchnalle des Gürtels. War eine größere Honorarſumme eingegangen, ſo gab er die erſten Goldſtücke in der Stadt auf Shawl oder Kleid für die Hausfrau aus. Für ſeine Kinder hatte er bei der angeſtrengteſten Arbeit ſtets Zeit, ſeine Liebe und Geduld ſchien unerſchöpflich. Er legte unverdroſſen die Feder nieder, wenn ſie baten, ſchnitzte ihnen Bogen und Pfeil, er zankte nicht, wenn Auguſt den Pfeil im Zimmer abſchoß und den einzigen Spiegel der Wirthſchaft zertrümmerte, ſie zu erfreuen war er bei dem knappen Haushalt immer reich an Gaben und überreich an Erfindungen. Noch ehe die Kleinen leſen lernten, wußten ſie zahlloſe Märchen, Kinderſprüche, Gedichte, deutſche und antike Heldenſagen zu erzählen. Die reichbegabten wurden dadurch in ungewöhnlichem Grade mittheilend und erfinderiſch, es war auch für Erwachſene eine Luſt, mit dieſen friſchen Seelen zu verkehren, welchen die Eltern in ihrer Ein-

ohne Löcher. Mathy saß bei dem Mann nieder, und was er von diesem erfuhr, erschien ihm wie aus anderm Jahrhundert. Salomon Gutknecht war auch ein Heimathloser und hatte sich selbst, ohne Jemand zu fragen, das kleine Haus gebaut, in dem er Sommer und Winter lebte. Seine Eltern waren aus einem andern Schweizerdorf als Landfahrer in den Bettlachberg gekommen und hatten sich dort eigenwillig eine Hütte gebaut, aber zweimal wurde ihnen die Hütte niedergebrannt und Salomon glaubte, daß es die Bürger von Bettlach gethan hatten, um die fremde Familie zu vertreiben. Salomon lief als junger Gesell aus der Wildniß, schlug sich als Reisläufer zu Kriegsvolk und ging mit den Franzosen nach Neapel. Dort war ihm des Essens zu wenig, er begehrte einfache Kost, aber die Schüssel gefüllt, er desertirte also und stellte sich dazu stumm, hing sich eine Suppenschüssel um, und wenn er angehalten wurde, hielt er die Schüssel hin und forderte durch Geberde zu essen. So kam er durch ganz Italien bis Basel, dort trat er wieder in ein französisches Regiment, das nach Spanien marschirte. Wenn die Franzosen spanische Priester fingen, welche verdächtig waren, Cameraden zu Tode gemartert zu haben, dann riefen sie den starken Schweizer mit dem Schmiedehammer, und er mußte die Gefangenen mit langen Nägeln an die Bäume schlagen. Aus Spanien zog er mit seinem Regiment nach Deutschland. Dieses Land lobte er. Er hielt auch etwas von Napoleon. Als ihm Mathy mittheilte, die Franzosen wären noch immer nicht ruhig, erwiederte er bedächtig: „Daran ist wohl ihr König schuld, weil er ihnen nicht genug zu thun giebt; Napoleon gab seinen Knechten immer Arbeit genug, Proviant gab er ihnen nicht mit auf die Reise, nur Pulver und Blei, damit verschafften sie sich Essen genug.“ Nach dem Sturz des Kaisers ging er heim ohne seinen Abschied zu verlangen. Er lebte einige Jahre in den Bergen des Jura bei Sennen und Bauern. Dann lief er in neuer Reise unter die Schweizertruppen in Holland,

wurde Sappeur und trug den größten Bart, der zu sehen war, so daß er auf Befehl des Obersten einem Maler sitzen mußte. Als die Schweizer in Holland verabschiedet wurden, ging der Landsknecht wieder zu den Sennen des französischen Jura, aber es zog ihn nach dem Bergkessel, in dem die verbrannte Hütte seiner Eltern gestanden hatte. In demselben Jahre, in welchem Mathy nach der Schweiz kam, siedelte er sich mit seiner Axt am Waldesrand an, ohne sich um einen Ammann und Heimathsrecht zu kümmern. Aber er vertrug sich mit den Bettlachern, wenn sie mit Rossen auf den Berg kamen, gaben sie ihm die Kummete in Verwahrung; er reinigte die Weiden von aufschießendem Gestrüpp und Steinen und wurde dafür von den Sennen bezahlt; im Heuet und zur Ernte stieg er in die benachbarten Dörfer und arbeitete bei den Bauern. An hellen Sonntagen ging er auch in die Dörfer zur Kirche. Aber schwer ertrug er die Abwesenheit von seinem Bau und die enge Nachbarschaft in den Thälern. Seine liebste Arbeit war die Hütte schöner zu machen. Dort fristete er seine Tage durch Obst und Erdäpfel, den werthen Sappeurbart hatte er abgeschnitten, um den Leuten nicht ungeheuer zu werden, auch dem Rauchen entsagte er, weil es sich nicht vertrug mit seiner Waldkost ohne Brot und Fleisch. Wenn der Wintersturm über die Berge fuhr, saß er behaglich zwischen den Baumstämmen, spähte, ob alle Fugen wohl verschlossen waren, und dachte an alte Zeit. Dann sprach er laut mit sich selbst. Wenn der Winterschnee in der Nacht seine Hütte überwehte, grub er sich am Morgen mit seinem Spaten einen Weg in die freie Luft. Auch der Gedanke an Krankheit erschreckte ihn nicht, er sagte: „Im Thale drunten hilft ja auch Niemand gegen das Sterben. Kindern droht man mit dem Butzemann, alten Sündern mit dem Teufel; ich habe beide nicht zu fürchten, ich bin ja nur ein armer Mann.“ — „Aber lange Krankheit im Winter?“ frug Mathy. Salomon blickte nach rückwärts, wo hinter einer Holzleiste sein Messer steckte. Verwandte hatte er

ſchon wieder einmal ſchlecht kommen, wenn nur alle geſund bleiben wie jetzt."

Die beſcheidene Hoffnung, mit welcher Mathy das neue Jahr antrat, ſollte ihn nicht täuſchen. Als ſeine Schüler vor Weihnacht zu ihm kamen, ihn um ein Spiel für das Dorf zu bitten, und er ihnen das Trauerſpiel Hans Waldmann von Wurſtemberger zurichtete, da ahnte er nicht, daß die dramatiſche Kunſt das Letzte thun ſollte, um den fremden Lehrer feſt mit der Gemeinde zu verbinden. Die Proben, der feſtliche Aufzug und die drei Aufführungen des Stückes wurden das große Ereigniß des Dorfes. Er ſelbſt hat mit Laune ausführlich über den Verlauf dieſes Volksfeſtes berichtet. Nur ein kleiner Zug bleibt nachzuholen; als die erſte Aufführung ſich dem Ende nahte, der ritterliche Bürgermeiſter von Zürich ſeinen Neidern unterlegen war und enthauptet werden ſollte, da ertheilte der Darſteller des Helden — es war Tſchui, Lehrer der Primärſchule — dem abführenden Henker einen Wink, trat an den Rand der Bühne, hielt beide Hände als Schallbecher vor den Mund und brach in einem ſo mächtig ſtarken Juchſchrei aus, daß die Fenſterſcheiben klirrten und den Zuſchauern der Athem ſtockte, worauf er unter unermeßlichen Bravos bei fallendem Vorhang ſeinem düſtern Schickſal entgegenging. Dieſe unerwartete Improviſation des Dorfhelden dürfte äſthetiſcher Kritik Anſtoß geben, aber ſie war richtiger Ausdruck der begeiſterten Stimmung, in welche das ganze Allemannendorf durch die neue Kunſtleiſtung verſetzt war, zugleich ein Freudenruf über den Mann, der dieſen Feſtgenuß bereitet hatte. Und man darf wohl ſagen, daß ſeitdem Mathy und die Seinen dem Dorf in einer gewiſſen poetiſchen Verklärung erſchienen. Den Zuſchauern war das innerſte Herz erſchüttert und gehoben, und ſie ließen ihm, ſo lange er lebte, zu Gute kommen, daß die Poeſie ihnen einmal, wenn auch in ſehr volksthümlicher Weiſe, die Seelen ergriffen hatte.

Das Frühjahr kam, die Obſtbäume blühten wieder prachtvoll,

der fruchtbare Boden des Gartens verſprach der Hausfrau, welche klug die Pflanzung leitete, unendliches Gemüſe; die Sennen zogen auf die Berge, zuerſt der von der Teufmatt, er hatte den Winter über der Hausfrau Milch und Butter geliefert, er ließ ſich's auch im Sommer nicht nehmen, alle Woche ſchöne Sennbutter von der Matt herunter zu bringen. Auf dem untern Grenchenberg hauſte Stelli-Sebis und auf dem obern Kliſchnyders Vit, der Gemeinſchreiber, beide gute Freunde Mathy's. Da wurde es heimlich auf den Matten für die Familie, die Knaben ſprangen rüſtig den Bergweg voran, die kleine Tochter wurde auf dem Rücken die Bergſteilen im Galopp hinabgetragen. Auch das Bad füllte ſich mit Kurgäſten, meiſt ehrbare Honoratioren aus den Nachbarſtädten, ein holländiſcher Generalconſul, mehre ältliche Damen, welche jedes Jahr erſchienen, wenn aber eine heirathete oder eine reiche Erbſchaft that, dann kam ſie nicht wieder; dann Profeſſoren und Lehrer, auch einmal ein Fremder, dem es in der großen Welt zu unruhig wurde. In dieſem Jahre aber zitterte die Bewegung aus der politiſchen Welt auch in dem ſtillen Bade, es war wie eine Ahnung großer Veränderungen, und wie der Beginn einer neuen Zeit für die Lebenden. Auch in der Nähe war fröhliche Aufregung, und das Bad zeigte ſich großartig im Feſtkleide, denn das große eidgenöſſiſche Freiſchießen war diesmal in Solothurn, wohl an 10,000 Schützen und ſoviel anderes Volk, daß alle Dörfer auf drei Stunden in der Runde beſetzt wurden. Da war auch um Mathy's Haus ein fröhliches Treiben, viele Haufen Schützen zogen vorbei, 800 Neuenburger mit Muſik, die Welſchen aus Waadt, Genf, Freiburg und dem Berner Jura, die Kinder ſtaunten und liefen ein weites Stück auf der Landſtraße mit. Und wenn Mathy einmal nach Solothurn auf den Feſtplatz kam, fand er dort viele warme Händedrücke und gute Bekannte aus allen Kantonen, und er lernte dort manchen wackeren Mann kennen. Als vollends die Schulferien kamen, löſte ein Beſuch den andern ab, dar-

unter die Professoren aus Aarau. Auch die Obsternte gerieth, unendliches Obst und ein Aepfelschnitz, der so gewaltig war, daß ein ganzer Sack nach Aarau an die Freunde, und sogar einer in den Zollverein an die Mutter geschickt wurde. Hätte nur einer der überkräftigen Bäume Batzen getragen, meinte Mathy, so wäre es gewesen wie im Paradies.

Unter den willkommenen Gästen des Schulhauses war jetzt auch ein Offizier, der hoch zu Roß mit seinem Reitknecht in das Dorf kam. Bruno Uebel war seit Nov. 1824 Leutenant im 2. preußischen Gardelandwehrregiment gewesen, hatte von 1827—1830 die große Kriegsschule zu Berlin besucht, Ende 1832 den Abschied auf sein Ansuchen in Ehren und mit bestem Ruf erhalten. Darauf hatte er zu Bern an der Militärzeitung gearbeitet, war mit guten Empfehlungen nach Algier gegangen, den leichten Krieg kennen zu lernen, und dort dem Stabe des Marschall Valée aggregirt worden. Nach seiner Rückkehr trat er im Kanton Zürich als Major in Dienst. Als dort am 6. September 1839 die Berufung von David Strauß einen Aufstand des Landvolkes erregte, kommandirte Uebel die vierunddreißig Mann Dragoner, mit denen er den Münsterplatz gegen die anrückenden Aufständischen frei halten sollte. Die Gewehre der Bauern waren in zehn Schritt Entfernung auf die Reiter angelegt, diese griffen zu den Pistolen, Uebel aber rief: „Lasset ihnen den ersten Schuß!" Eine unregelmäßige Salve fuhr über die Helme, die Reiter brachen ein und säuberten binnen fünf Minuten den Platz. Der Major aber erhielt von der kopflosen Kantonbehörde den Befehl zum Rückzuge. Da der Weg zur Kaserne bereits von den Aufrührern gesperrt war, rückte er mit seiner Escadron aus der Stadt. Amtsbürgermeister Heß gab den Befehl, die Regierungstruppen schnell zu entlassen, dem Offizier wurde die Rückkehr nach Zürich vor der Hand unmöglich, denn die Leichen der gebliebenen Landsleute wurden in der Kirche ausgestellt, die wilden Haufen vorbeigeführt und wüthend schrie die Menge: „Seht,

den hat der Preuße Uebel erſchoſſen, dem hat er den Kopf zerhackt.“ Vergebens rechtfertigte ſich Uebel in einem Bericht, den auch die Zeitungen veröffentlichten: Er habe als Soldat den Befehl der Regierung ausgeführt, für ſeine Perſon weder geſchoſſen noch geſtochen, ſein Amt ſei nicht geweſen drein zu ſchlagen, ſondern die Truppe zu führen. Da hatte die Regierung von Solothurn den Muth, ſich den talentvollen Militär zu ſichern, er wurde Oberſt und Inſpektor der Miliz von Solothurn; ſein Name lebt dort in gutem Gedächtniß und in mancher Dorfſchenke hängt ſein Portrait hinter Glas und Rahmen. Mathy hatte in mehren Artikeln das Verhalten der Züricher Regierung beurtheilt wie ſich's gebührte. Die gute Freundſchaft mit dem Offizier gab ihm Einblick in einen neuen Kreis von Intereſſen, förderndes Geſpräch und Freude an einem tüchtigen Mann. Als Uebel ſeine junge Gemahlin, eine geſcheute Münchnerin, nach Solothurn brachte, erhielt auch Frau Anna ihren Antheil an der neuen Bekanntſchaft, nicht zuletzt die Kinder. Wenn der Offizier an freien Abenden vor dem Schulhauſe abſtieg und kleine Geſchenke für die Kinder aus den Piſtolenholſtern zog, da wurde der ſchlanke ſtattliche Mann, die klangvolle Stimme, die ſoldatiſche Haltung, die Pferde, welche zur Gais in den Stall geführt wurden, alle Geſchichten, welche der Soldat den Eltern erzählte, für die Kinder ein unerſchöpflicher Quell der Begeiſterung, ſie umſtanden ihn mit inniger Bewunderung und dichteten ſich ſelbſt eine neue Welt mit Kameelen und Beduinen, ſie ſtürmten den Atlas und eroberten den Engpaß von Teniah, der kleine Karl ernannte ſich ſelbſt zum Leibkabylen des Oberſten Lamoricière, und Auguſt, dem der Atlas eine Behauſung alles Ungeheuern wurde, erklärte einen großen Käfer, den er gefunden — es war ein Hirſchſchröter — für einen Floh des Atlas. Seitdem erſchienen in der Laterna magica am häufigſten fechtende Franzoſen und Kabylen. — Es war ein kurzes, aber anmuthiges Verhältniß verſchieden geformter Menſchen. Uebel, der ſich von einem nahen Kampf im

Orient überzeugt hielt und daran Antheil gewinnen wollte, ging zum zweitenmal nach Algier, dort wurde ihm in einem Gefecht der Schenkel zerſchmettert, er ſtarb zu Bona, ein ſchöner ritterlicher Mann, von klarem norddeutſchen Verſtand und einem menſchenfreundlichen Herzen. In ihm, der für Preußen ein verlorener Sohn war, lernte Mathy zum erſtenmal einen ebenbürtigen Geiſt kennen, der aus dem eigenthümlichen Leben des preußiſchen Staats hergekommen war; wahrſcheinlich ein Unzufriedener, aber doch in Vielem, was Mathy werth wurde, von preußiſcher Färbung. Der letzte Bekannte in dem republikaniſchen Lande hatte als ein ſehr liberaler Mann im Dienſte der geſetzlichen Autorität auf das empörte Volk geſchoſſen und die fanatiſche Menge hatte ihn darum als Mörder und Schlächter verflucht. Auch ſolche Beobachtungen wirken fort, ein Jahrzehnt darauf kam Mathy irregeleiteten Volksmaſſen gegenüber in ähnliche Lage.

Er merkte auch in ſeiner Nähe, daß die Liberalen in Vielem ſtrengeres Regiment führen mußten, als das alte patriarchale Syſtem regierender Familien. In den Gemeinweſen, welche durch altſäſſige Herren geleitet wurden, war Alles perſönlich geweſen, bald Nachſicht, bald Willkür, hier Neigung und Anhänglichkeit, dort Haß und gewaltthätiger Widerſtand. Die Liberalen aber forderten Herrſchaft des Geſetzes und darum that ihnen Noth, jede Stunde mit eiſerner Conſequenz darauf zu halten, daß beſtehendes Geſetz mächtig war und nirgend Laune oder Gelüſt der Einzelnen oder der Minoritäten dagegen übermüthig wurde, das lehrte die Geſchichte faſt jedes Kantons und Aehnliches hatte ihm Joſeph Munzinger ſelbſt geſagt, der oberſte Beamte ſeines Kantons. Vor wenig Jahren hatte Mathy mit lebhaftem Intereſſe die großen Geſichtspunkte Joſeph Mazzini's beobachtet, die flammende Begeiſterung, das unruhige geheimnißvolle Treiben, ſelbſtgefälliges Spiel mit Ideen und Menſchen, weitſchichtige Hoffnungen auf eine beſſere Zukunft der Welt. Jetzt war ihm in Joſeph Munzinger ein praktiſcher Politiker der Gegenwart nahe getre-

ten, der unter ſeinen Mitbürgern ſtand in ſicherm Haushalt, ehrlichem Geſchäft, Theilhaber aller Tagesintereſſen ſeiner Umgebung; der die Geſchäfte ſeiner Landſchaft leitete wie ſein Hausweſen, energiſch, vorſorglich, beſcheiden, in engbegrenztem Kreiſe ein bedeutender Staatsmann. Auch Munzinger hatte in der Jugend verſucht, durch gewaltſamen Umſturz eines unleidlichen Regiments ſeinem Vaterlande beſſeres Gedeihen zu geben, auch ihm war der Verſuch mißlungen, aber er hatte ſich nicht wie jener Andere von der Heimath gelöſt, ſondern unter Verfolgung und Widerwärtigkeit ausgehalten im Volke, in der Familie, im Geſchäft, in der Gemeinde, immer mit geſundem Egoismus auf ſein eigenes und fremdes Wohl bedacht, und dadurch hatte er ſich und die Forderungen ſeiner Partei durchgeſetzt. Das war die deutſche Art, und ſie entſprach ganz dem Weſen Mathy's. Er ſelbſt war durch die nothgedrungene Thätigkeit bei der jungen Schweiz und durch den Verkehr mit Unzufriedenen aus verſchiedenen Staaten in einem Dienſt für fremde Intereſſen feſt gehalten worden, der ihn von der Linie zu entfernen drohte, welche er ſchon bei ſeiner Reiſe in die Schweiz als die Richtlinie ſeiner Wirkſamkeit erkannt hatte, jetzt war er nach ernſten Erfahrungen von ſelbſt wieder darauf zurückgekommen. Und er fühlte den Segen und die Tüchtigkeit, welche dauerhafte Arbeit in einem feſt umgrenzten Kreiſe von Rechten und Pflichten dem Thätigen bereitet.

Er hatte in den Republiken der Schweiz viel, ja mehr von derſelben Beamtenwirthſchaft, Tyrannei und Willkür erduldet, die ihn einſt daheim ſo tief verletzt hatte. Durch ſeine Beobachtungen war ihm beſtätigt, daß grade nur die eigenthümlichen Verhältniſſe der Schweiz dem Volke möglich machen, die ruhige Continuität eines monarchiſchen Regimentes zu miſſen, und daß die nationale Staatsform der Schweiz nicht nach jeder Richtung der Freiheit des Individuums günſtig war. Und endlich, daß die Deutſchen wegen Manchem, was ſie vor den Schweizern voraus hatten, und wegen An-

derem, worin sie ihnen nachstanden, in der Gegenwart sehr wenig geeignet waren das politische Regiment völlig und allein den populären Helden des Tages in die Hand zu legen. Unter der Härte und in der Tüchtigkeit der Schweizer Freistaaten war er allmählich geduldig geworden gegen die Härten der monarchischen Staaten und ein billiger Schätzer ihrer Vortheile.

Enger wurden jetzt seine Beziehungen zur Heimath, auch literarische und politische Landsleute kamen nach Grenchen, darunter der Buchhändler Winter aus Heidelberg, für Mathy ein werther Geschäftsfreund, der ihm den Bücherverkehr mit der großen Welt vermittelte. Viel wurde bei diesem Besuch wegen der Rückkehr nach Baden verhandelt. In den Herbstferien betrat Mathy nach fast fünfjähriger Abwesenheit als Gast den Boden seiner Heimath, er ging seine Mutter zu besuchen, die damals in Waldshut lebte, seine Rückkehr sehnlich wünschte und von seinem hohen Beruf innig überzeugt war. „Was wäre er jetzt, wenn er im badischen Dienst hätte bleiben können?" sagte sie zu einem Freunde des Sohnes. „Wahrscheinlich ein Rath," meinte dieser. „Nein", rief die Mutter stolz, „Minister." Sie sollte die Erfüllung dieses Ausspruchs nicht erleben, es war das letzte Wiedersehen.

Mathy empfand ahnend, daß die Entscheidung über seine Zukunft nahe sei. Zwar in Grenchen selbst, in den engen Verhältnissen der Dorfschule, durfte er seine Kraft, die Frau und die heranwachsenden Kinder nicht festbannen, wohl aber war in der Schweiz ihm Vieles, und er selbst nicht Wenigen werth geworden, mancherlei Aussichten eröffneten sich, Ertheilung des Bürgerrechts im Kanton Solothurn, eine höhere und besser dotirte Lehrerstelle, auch Gelegenheit zu anderer Thätigkeit war geboten, er hatte z. B. durch seinen alten Geschäftsfreund Dr. Schneider aufgefordert bei der Culturfrage eines weiten Landstrichs — Regelung der Juragewässer — das Protokoll in den Sitzungen geführt und mehrmals Gesetzentwürfe ausge-

arbeitet, er war mit den Verhältnissen der Schweiz besser vertraut als manche eingeborne Politiker, und Munzinger wünschte aufrichtig ihn dauernd der Schweiz zu gewinnen. Auch die Schweizer beurtheilte er jetzt weit anders als im ersten Jahre unter den Flüchtlingen. Er sah, die Mischung von Egoismus und Opferfähigkeit war hier eine andere als in dem Deutschen, der Ausdruck heiterer Hingabe vielleicht ärmer, das Gefühl im Herzensgrund nicht weniger kräftig. Jetzt war er zu der Gemüthsseite durchgedrungen und er empfand, wie wohlthätig die naive, unverkünstelte Empfindung seiner Umgebung ihm wurde. Aber er sah auch die Hindernisse, welche dem Fremden entgegen standen, und die Schwierigkeit seiner Stellung in den Parteikämpfen und den auswärtigen Verwicklungen, durch welche die Schweiz grade jetzt wieder bedrängt wurde. Er war vor fünf Jahren dem bösen Wetter ausgewichen, welches die Hoffnungen der deutschen Liberalen niederschlug, aber er hatte immer die Heimkehr ersehnt und gesucht, er durfte hoffen, daß die Erfahrungen der letzten Jahre ihm auch daheim zu Gute kommen würden.

Da kam Ende Oktober ein alter Bekannter, Buchhändler Groos, aus Mannheim nach Grenchen und bot ihm die Stelle eines Redakteurs bei einer größeren neu zu gründenden Zeitung an, welche in Karlsruhe erscheinen und im Sinne der liberalen Opposition des Landtages geleitet werden sollte; die Bedingungen waren nicht glänzend, aber unvergleichlich besser als die Stellung in Grenchen, das Unternehmen hoffnungsvoll, eine thatlustige, im Lande populäre Landtagsopposition, der Redakteur in fester Verbindung mit den liberalen Politikern der Heimath, es war genau der Weg, welcher für Mathy eine Einwirkung auf die Politik seiner Heimath möglich machte. Es ist bezeichnend für ihn, daß er mit dem niedrigen Gehalt — 1000 Gulden — ohne Weiteres zufrieden war, und nur forderte, der Verleger solle sich Gewißheit verschaffen, daß Mathy's Betheiligung der Zeitung nicht Nachtheil bringe und daß seine Person nicht polizeilichen Mißhandlungen

ausgesetzt sein werde. Auf diese Bedingungen ging Groos gern ein, ein anderer Redakteur, Fischer, sollte unterzeichnen, Mathy aber ihm gleichberechtigt sein.

Als es aber zum Abschied kam, als Joseph Munzinger seine Hand fest hielt, als seine Schüler die Thränen in den Augen zum letztenmal leise die Treppe hinab stiegen, und als in der Stunde der Abreise das ganze Dorf sich um sein Haus drängte, da wurde den Scheidenden die Rührung übermächtig, und Beiden war, als ob sie in das Dorf gehörten und sonst nirgends anderswohin in der Welt Und wie es jenen harten Einsiedler nach dem Bettlachberg zurückzog aus der weiten Welt, so blieb auch ihnen bis in späte Lebensjahre die Sehnsucht nach dem Thal, in dem sie so arm gewesen waren, und doch so reich an Liebe.

Der Präsident und Kleine Rath des Kanton Solothurn aber schrieben für Karl Mathy, Secundarlehrer in Grenchen, folgendes Zeugniß:

Hochgeehrter Herr! Die Erziehungscommission zeigt Uns mit Schreiben v. 1. l. M. an, daß Sie auf den 20. Christmonat nächsthin Ihre Entlassung als Secundarlehrer in Grenchen verlangen, da Sie in eine für Ihre persönlichen Verhältnisse gedeihlichere Thätigkeit berufen seyen. Nach den eingegangenen Berichten hat in den drei Jahren Ihres Wirkens, vom 9. März 1838 an, die Schule, welche Sie grade in ihrem Entstehen übernahmen und geistig gründen halfen, trotz den vielen Hindernissen die erfreulichsten Ergebnisse geliefert. Um so dankenswerther war Ihr Eifer, als Sie, zu einer größeren Laufbahn befähigt, einen Ehrenpunkt darin setzten, sich ungetheilt auch einem kleinen Wirkungskreise hinzugeben. Aber nicht nur als trefflicher Lehrer haben Sie die volle Anerkennung und Dankbarkeit der Schulbehörden, sondern auch durch Ihr Betragen als Privatmann allgemeine Achtung und Liebe verdient.

Wenn Wir Ihnen davon Zeugniß zu geben Uns verpflichtet halten, müssen Wir zugleich unser Bedauern ausdrücken, daß Ihre Privatangelegenheiten Ihnen nicht länger erlauben, in Ihrem Wirkungskreise fortzufahren. Indessen können Wir nichts anderes, als Ihnen hiermit die verlangte Entlassung auf das Ehrenvollste zu ertheilen und den Dank für Ihre mehrjährigen Leistungen als Secundarlehrer zu Grenchen auszusprechen.

Ammit benutzen Wir den Anlaß, Sie Unserer vorzüglichen Hochachtung zu versichern. Solothurn, 2. Dec. 1840. Der Präsident.

J. Munzinger.

III.

Der Abgeordnete.

1.

Nach der Heimkehr.

Von den Gärten des südlichen Badens, in denen die Rebe zur Winterzeit ohne Bedeckung dauert, bis zu den letzten Dünen des preußischen Strandes, an welche die Ostsee ihren Bernstein wirft, von Lörrach bis Memel, sind in gerader Linie über Berg und Wasser ungefähr 180 Meilen, die längste Entfernung, in welcher Deutsche des Zollvereins ohne Unterbrechung neben einander wohnen. Groß ist der Unterschied in den Lebensgewohnheiten der Menschen aus dem neuen Staat des Oberrheins und aus den alten Provinzen des preußischen Staates. Sehr ungleich auch die Geschichte und die Staatskraft der beiden politischen Einheiten, von denen die südliche auf altem Colonistenland der Sueben und Burgunder, der Allemannen und Franken erwachsen ist, die große im Norden auf uraltem Heimathland der Sueben und Burgunder, welches sächsische und fränkische Colonisten im Mittelalter von den Slaven zurückgewannen. Manche Aehnlichkeit aber rechtfertigt einen Vergleich, nicht nur sind beide Staaten Gebilde der neueren Zeit und durch ihr Fürstengeschlecht aus verschiedenen Stämmen zusammengeschlossen, beide bedurften auch seit dem Pariser Frieden ein großes Staatsmittel, um ihre Integrität zu erhalten und ihre Bürger für die Idee des Staates zu erziehen. Diese politische Turnanstalt war in Preußen die allgemeine Dienstpflicht und Landwehr, in Baden die Tribüne des Landtags. Beide Institute, welche die beiden entgegengesetzten Pole deutschen Lebens,

Zucht und Freiheit, darstellen, haben nach einander entscheidenden Einfluß auf die Bildung eines deutschen Einheitsstaats ausgeübt. Jede freilich nach dem Maaße der Staatskraft, deren Zwecken sie dienen sollte. Leicht verständlich für Liebe und Haß ist die Arbeit der preußischen Bataillone in den böhmischen Thälern und was darauf folgte, weniger leicht ist die richtige Würdigung der langen geistigen Arbeit, welche vorausgegangen. Aber die That der Preußen vollbrachte nur zum größten Theil was der Rath der Einundfunfzig von Heidelberg achtzehn Jahr vorher begehrt hatte. Fast alles was im Jahr 1866 und den folgenden praktisch lebendig geworden ist, das war bis in viele Einzelheiten Ausführung der großen Forderungen, welche der Südwesten Deutschlands durch lange Arbeit der Volksvertreter formulirt hatte. Es war nicht die zweite Kammer Badens allein, welche diese Forderungen stellte, auch die Hessen und Schwaben dürfen ihren Antheil beanspruchen, aber die Bedeutung Badens als Vorschule für die politischen Ideen, auf denen unser modernes Staatsleben gegründet ist, war doch die verhältnißmäßig größte.

Es war auch kein Zufall, daß schon im Jahr 1840 in Baden lebhafter als bei Schwaben und Baiern empfunden wurde, wie doch die Führung der deutschen Geschicke in dem großen schweigsamen Staatskörper des Ostens lag. Denn der Kriegslärm von Frankreich her bedrängte zumeist Baden. Auch wer in Baden selbstgenügsam rühmte, daß der Südwesten Deutschlands der tapfere Vorkämpfer der Freiheit war, und wer mit Groll und Abneigung von den preußischen Helden des Exercierplatzes zu sprechen pflegte, bemerkte plötzlich, wie sehr durch die Geschicke Preußens die Thaten seines eigenen Landtages gerichtet wurden. Der Thronwechsel in Preußen war auch die letzte Hoffnung der badischen Opposition geworden. Denn grade im Jahr 1840 hatte der Großherzog von Baden dem Druck der Metternichschen Politik völlig nachgegeben. Winter war gestorben, sein Nachfolger Nebenius 1839 zu-

rückgetreten. Ein Diplomat, von Blittersdorff, war in das Miniſterium gerufen, um dem conſtitutionellen Unweſen ein Ende zu machen. Aber die Zeit war unglücklich gewählt, in Frankreich wurden durch das Miniſterium Thiers die alten Gelüſte nach der Rheingrenze mit geräuſchvollen Phraſen geweckt; die Gefahr eines Rheinkrieges machte grade in Baden ſehr unpraktiſch, die Leidenſchaften durch grelle Rechtswidrigkeiten zu reizen, und die Ereigniſſe in Berlin machten ſehr unwahrſcheinlich, daß der Bundestag fortan in der alten Weiſe dem öſterreichiſchen Willen folgen werde. Zum zweitenmal ging durch die ſüddeutſchen Landſchaften die Hoffnung, daß die alte Zeit der harten Bevormundung vorüber ſei und der Tag' freier Regung gekommen. Wieder begann die Arbeit der Preſſe. Unglücklich gewählt war auch der Anlaß, den das neue Miniſterium in Baden für ſeine Reaction im Jahr 1841 ergriff. Die Verweigerung des Urlaubs an Staatsdiener, welche zu Abgeordneten gewählt waren, verſetzte nicht nur die Oppoſition, auch das treue Beamtenthum in lebhafte Unruhe. Zwar verweigerte das Miniſterium nur ſolchen Beamten den Urlaub, welche in wichtigen Fragen nicht nach Wunſch der Regierung ſtimmten, und die Mehrzahl der Beamten wußte ſich von dieſer Vermeſſenheit rein, aber Herr von Blittersdorff hatte im Eifer der Debatte die Staatsdiener mit Werkzeugen verglichen, die man zerbricht, wenn ſie ſich nicht fügen wollen, das war ein Angriff auf das Selbſtgefühl grade der anſehnlichſten Staatsdiener, welche in der Verfaſſung längſt das Mittel gefunden hatten, ſich in der Reſidenz Erholung, Vortheile, Beförderung oder Popularität zu verſchaffen. Der Miniſter war verfaſſungsmäßig im Unrecht, denn ſchon im Jahr 1820 war zwiſchen der Regierung und der Kammer die Urlaubsfrage der Beamten geregelt worden, der Angriff gegen Volksvertreter und Beamtenthum zugleich war aber auch der größte politiſche Fehler, er lockerte die beiden Grundpfeiler des Regentenhauſes zu gleicher Zeit: Verfaſſung und Büreaukratie.

So war im Anfang des Jahres 1841, als Mathy in die Heimath zurückkehrte, das gesammte Volk wieder zu reger Theilnahme an der Politik herangezogen, das Beamtenthum bereits besorgt und unzufrieden, die alte Opposition durch neuen Muth belebt; und er war berufen worden, weil die Liberalen fühlten, daß ihnen Noth thue sich durch neue Kräfte zu verstärken.

Der Abschied aus der Schweiz, die letzten Grüße der Grenchner, dann die Trauer der Freunde in Aarau, wo die Heimkehrenden noch einmal rasteten, das Alles waren reine und erhebende Eindrücke. Aber von der Stunde, wo Mathy den Boden der Heimath betrat, drang beengend eine Unglücksbotschaft nach der andern auf ihn ein. Wieder sollte ihm begegnen, daß er beim Eintritt in neue Verhältnisse geprüft wurde durch gehäuftes Leid. In Freiburg erfuhr er den Tod eines alten Freundes Philipp Becker, weiterhin auf dem Wege den Tod der Frau Groos, der Gattin seines Verlegers; als er in Karlsruhe ankam, fand er seinen Freund ohne Fassung und Hoffnung, völlig gebrochen, so daß dem Mann jede Thätigkeit für die Zeitung schwer wurde.

Und die Residenzstadt selbst? Es waren die alten Straßen, es waren die alten Gesichter, und es war die alte Alltäglichkeit, in die er zurückkehrte. Alle Verstimmungen früherer Jahre wurden wieder lebendig, da war der Censor, die Feindseligkeit vieler Gegner des seligen Zeitgeistes, der Hochmuth und die düstern Mienen der Beamten; er begrüßte werthe Freunde, aber auch bei ihnen fand er Besorgniß wie es jetzt mit ihm gehen werde. Als Flüchtling war er geschieden, jetzt erschien er Vielen wie ein Begnadigter, dessen ferneres Schicksal bedenklich sei, als ein kleiner Dorfschulmeister, dem es in der Fremde auch nicht gelungen war. Sogar die alten Mitglieder der Landtagsopposition sahen ihm mehr ermüdet und verbraucht als gekräftigt aus. Da er fortging, ein junger Journalist, waren sie ihm freundliche Rathgeber, in Vielem eine

Autorität gewesen; hinter dem kühlen Wohlwollen, mit dem sie den Rückkehrenden empfingen, war bei Manchem etwas Gönnerhaftes, das jetzt seinen Stolz verletzte. Wie sehr er selbst gewachsen war an innerer Kraft und Erfahrung, das merkten nur Wenige. Wer aus der Heimath geschieden ist, weil ihn die Enge kleinen Lebens bedrängt hat, der darf bei der Rückkehr nur dann auf fröhlichen Willkommen hoffen, wenn er auswärts ruchbare Erfolge gewonnen hat. Dann sind die alten Genossen stolz, daß er einer von ihnen war, und sie betrachten seine Ehre als eine Vergrößerung ihrer eigenen; wem aber die Fremde nicht weitschallendes Lob gegeben, dem werden die Bekannten der Heimath am ersten krittelnde Beurtheiler. Mathy war mit der warmen Empfindung heimgekehrt, daß er in das Vaterland zu seinen Landsleuten gehöre, und dieser gehobenen Stimmung entsprachen wenig die besorgten, gleichgültigen oder grämlichen Mienen, mit denen er gemustert wurde. Aufs neue ward seine Aufgabe sich unter ungünstigen Verhältnissen eine Geltung zu erobern. Er hielt sich still zurück, lebte fast nur in seiner Familie und arbeitete.

Das neue Blatt „die badische Zeitung" nahm ihn völlig in Anspruch. Der geworbene Redakteur Fischer erwies sich seiner Aufgabe nicht gewachsen und auf Mathy fiel nicht nur die ganze Last der Redaktion, auch die Sorge für Einrichtung und Vertrieb, es fehlte noch sehr an Correspondenten und Mitarbeitern und er hatte Vieles an der Zeitung selbst zu schreiben, die nicht ein kleines Blatt, sondern von stattlichem Umfang war, und täglich in acht Spalten Folio erschien, von denen die letzten beiden Neuigkeiten der Literatur und Kunst besprachen, zuweilen Feuilleton brachten. Als Beilage wurden „Landtagsverhandlungen" mitgegeben, Berichte aus der zweiten Kammer, welche Mathy nach Niederschrift in den Sitzungen verfaßte. Das war wieder mehr Arbeit, als wohl ein anderer Redakteur auf sich genommen hätte.

Die [illegible] Zeitung mußte nun dem neuen Halbjahr den Titel [illegible] denn die Richtung [illegible] war zu bestimmt, daß sie [illegible] in einem Conversationsblatt sich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], aber sie gehört zu den [illegible] [illegible] [illegible] in Deutschland erschienen sind. Als Marx später von der Zeitung sagte, auch unter seinen Bekannten [illegible] [illegible] [illegible]

Aber der Redakteur ſtand erſt im Anfange ſeiner Prüfungen; wie mit Keulen ſchlug das Schickſal ſeine Hoffnungen nieder, bis es ihn ſelbſt im Kern ſeines Lebens traf. Im Februar erhielt er aus Waldshut die Nachricht von dem Tode ſeiner lieben Mutter, er hatte ſie noch nicht geſehen, ſeit er aus der Schweiz zurückgekehrt war, ganz unerwartet kam die erſchütternde Kunde. Als er noch um die Mutter trauerte, erkrankte ſein Freund Groos, er ſaß am Krankenbett des muthloſen Mannes und wachte die Nächte bei ihm, im Juli ſtarb der Verleger und mit ihm alle Hoffnungen, welche Mathy auf die Zeitung ſetzen durfte, und alle Ausſichten, welche er für ſein eigenes Leben daran geknüpft hatte. Die Vormundſchaftsbehörde erklärte für die Hinterlaſſenen, daß die Zeitung nach Ende des Halbjahrs von dem Verlage der Handlung gelöſt werden müſſe. Mathy hatte in ſeiner hoffnungsvollen Weiſe keinen förmlichen Vertrag mit dem zuverläſſigen Freunde gemacht, und es ſtand ihm eine läſtige und nachtheilige Auseinanderſetzung mit den Erben bevor. Auch der Cenſor lebte noch und that wieder das Seine, um das liberale Blatt zu dämpfen, er quälte durch ſeine Striche, welche jetzt in der Regel nicht mehr durch Lücken im Text angezeigt wurden. Und während Mathy mit dieſem Mühſal rang, traf ihn in ſeinem Hauſe der härteſte Schlag. Er ſelbſt berichtet darüber nach der Schweiz in folgenden Worten:

„Lieber Rochholz! Mehr und beſſer ſoll ich dir ſchreiben, als du mir? — Nein, Bruderherz — weniger und ſchlechter. Unſer Auguſt iſt todt, unſere Amalia iſt todt. — Das iſt Alles. Du warſt der erſte Freund dieſer Kinder, du haſt ſie oft glücklich gemacht, ihre erſte geiſtige Entwickelung gepflegt und gefördert, — du fühlſt unſern unendlichen Schmerz. Sage deiner Frau jetzt nichts für ihren herzlichen Brief als den innigſten Dank der meinigen. Antworten kann ſie jetzt nichts, wenn ſie nur leben kann. Niobe iſt Niobe; Eins oder Sieben! —

Das Schickſal hat endlich meine Achillesferſe ausfindig gemacht, gut gezielt und wohl getroffen. Die Kinder waren unſer Alles. Ihnen eine Heimath, eine Erziehung unter unſern Augen zu geben, das hat uns vor allem bewogen die Schweiz zu verlaſſen; ich für meine Perſon wußte, daß mir hier alles zuwider ſein würde. Jetzt freilich ſind zwei davon erzogen! O Ironie, gräßliche, des Schickſals!

Es ſind heute 18 Tage, daß ſich Amalia zu Bett legte; ſie hatte die Ruhr, welche bald die ſchlimmſte Wendung nahm, in's Nervenfieber umſchlug und nach 18tägigen Leiden am 1. Oktober Morgens 2 Uhr ihrem Engelsleben ein Ende machte. Ein Paar Tage nach ihr bekam Karl einen Ruhranfall, der aber leicht vorüberging. Als beide lagen, am 25. September geſellte ſich Auguſt dazu. Sobald Karl hergeſtellt war, ſchickte ich ihn nach Schwetzingen zu Verwandten, und ich habe Nachricht, daß er wohl und munter iſt. Auguſt aber, der muntere, in letzter Zeit geſetzte, eifrige Lerner, ſtarb heute Morgen 10¼ Uhr nach furchtbar langem und heftigem Todeskampf. Er hatte erſt ſeine Prüfung im Lyceum gut beſtanden, lernte zeichnen, woran er außerordentliche Freude hatte. Wir wendeten Alles an die Kinder. Verließen ſie auch bis zum letzten Athemzug nicht, ihre Worte ſchnitten wie Dolche in unſere Herzen, ſo voll Zärtlichkeit, Liebe waren ſie. Einen Kuß, flüſterten ſie, als ſie nicht mehr reden konnten. Sie riefen ihrem Karl. „Ich bin 9½ Jahr alt geworden zu Haus," ſagte Auguſt zwei Stunden vor ſeinem Tode und als ich ihm bemerkte, daß er erſt 7½ ſei, berichtigte er es, fügte aber nach kurzem Beſinnen bei: Nein 8½, denn ich war ja ſchon 7. — O, liebſter Freund, wenn man die ſterbenden Kinder hörte, ein Stein hätte zu Waſſer ſchmelzen müſſen!

Nannchen iſt ganz erſchöpft. Achtzehn Tage und Nächte gab ſie ein Muſter mütterlicher Aufopferung. Sie hat das Unglaubliche geleiſtet. Sie muß mir bleiben und hat verſprochen ſich zu erhalten. Ich mußte am Tag Zeitung ſchreiben, Nachts wachte ich.

Die Schweiz liegt mir immer im Sinn. Kann ich Gelegenheit finden, ſo gehe ich wieder hin. Wäre ich geblieben, die Kinder lebten noch. Lebe wohl, grüße die Freunde und behalte lieb

Deinen

K. Mathy.

Heute, Auguſts Todestag, meiner Frau Geburtstag, 4. Oktbr. 1841."

2.

Kammer und Buchhandlung.

Ein Zeit dumpfen Schmerzes folgte. Mathy führte die Zeitung gewiſſenhaft bis zum Ende des Jahres, einige Parteigenoſſen wollten die Mittel zuſammenbringen, um das gute Unternehmen in anderm Verlage zu erhalten, er meinte mit Recht, daß es damit zu Ende ſei. Seine eigene Geſundheit war durch Nachtwachen und Kummer ſehr angegriffen, er verkehrte wenig mit Menſchen, wenn er einmal in das Freie ging, ſchritt er allein durch die Felder und beantwortete kurz und abweiſend die Grüße und Anreden gleichgültiger Bekannten.

Seine Thätigkeit und ſein Schickſal hatten ihm größere Theilnahme in den oberen Beamtenkreiſen wach gerufen als er wußte oder für ſich begehrte. Es war mehrfach die Rede davon, ob man ſein Talent nicht wieder für die Verwaltung gewinnen könne; wurden ihm einmal darüber Andeutungen gemacht, ſo wies er ſie kurz und finſter von ſich ab.

Aus der Trauer hob ihn allmählich die Nothwendigkeit, ſich nach neuer Arbeit umzuſehen um ſeiner armen Frau willen und um das

Kind, das ihm geblieben war; er schrieb Anfang des Jahres 1842 Artikel für das Staatslexicon, übersetzte für Rau's Archiv und trat allmählich wieder in Verkehr mit den Führern der badischen Opposition im Landtage. Im Herzen sehnten sich Beide, er und seine Frau, nach der Schweiz zurück, um dort in aller Stille für die Erziehung des Knaben zu leben, auf dessen Haupt sich alle Liebe und Sorge sammelte. Mathy trat darüber mit seinen Schweizer Freunden in Briefwechsel.

Aber die Liberalen in Baden begriffen sehr wohl, welchen Werth das journalistische Talent Mathy's für sie hatte. Mitte Januar beschloß die Opposition des Landtags auf Vorschlag von Sander, ein besonderes Blatt für Kammerverhandlungen herauszugeben. Es war der alte Plan Mathy's, der ihm im Jahr 1835 durch das Mißtrauen der Polizei vereitelt worden war. Mathy war bereit, die Kammerzeitung wenigstens zu beginnen, er entwarf sofort den Plan und betrieb energisch die Ausführung. Die Namen der Oppositionsglieder sollten dem Blatte vorgesetzt werden, Mathy sollte Redakteur sein. Das Ministerium erhob wieder Anstand gegen den Titel Landtagsblatt, welcher nur officiellen Organen zukomme, hatte aber gegen den Redakteur nichts einzuwenden. Das Blatt wurde also Landtagszeitung genannt, und dieser Name erschien den Beamten erträglich.

Bereits am 23. Januar begann Mathy seine Berichte. Er war die mühevolle Arbeit gewöhnt, freilich wurde sie jetzt, wo er nicht mehr als Berichterstatter eines Privatunternehmens schrieb, weit umfangreicher und verantwortlicher. Am Vormittage Kammersitzung, in welcher er ohne Hülfe von Anfang bis zu Ende sein Protokoll führen mußte, denn stenographische Berichte halfen damals noch nicht, am Nachmittag Einsammeln der gehaltenen Reden, Niederschrift des Textes, am Abend Theilnahme an den Versammlungen der Opposition, dann Zusätze und Correcturen in der Druckerei,

wo er oft bis Mitternacht zu thun hatte. Die Reden wurden in der Regel nicht nach ihrem ganzen Wortlaut mitgetheilt, er hatte also den Inhalt wiederzugeben, die Hauptpunkte stark herauszuheben und die dramatischen Zwischenspiele der Kammer eindringlich darzustellen. Alte Uebung hatte den Meister gemacht, er verstand die längsten Reden in kurzen Sätzen so genau und charakteristisch zusammenzuarbeiten, daß der Redner zuweilen Ursache hatte, sich bei der Logik seines Berichterstatters zu bedanken. Lauf der Debatte, Wechselreden, bedeutsame Momente traten dabei kräftig hervor, und immer war die mühevolle Arbeit zu rechter Zeit fertig. In dieser Art gab er ein so gutes und genaues Bild der Kammerthätigkeit, wie man es bis dahin in Baden nicht gekannt hatte. Die Wirkung des Blattes, welches im ganzen Land begierig gelesen wurde, war augenblicklich und außerordentlich. Mit freudiger Ueberraschung sah die Opposition, welch bedeutende Waffe ihr dadurch gewonnen war, wie schnell Antheil, Eifer und Vertrauen der Wähler gesteigert wurden. Natürlich fehlten auch kleine Verstimmungen nicht, laut beklagten sich die Gegner, daß ihre Reden in dem Berichte ungenau mitgetheilt würden — ein ungerechter Vorwurf, sie hatten im Gegentheil Ursache, sich bei dem Wahrheitssinn Mathy's zu bedanken; — dann daß die Reden der Opposition oft ausführlicher mitgetheilt wurden als ihre — das war in der Ordnung, denn es war ein Oppositionsblatt. Aber auch jedes Mitglied der Opposition verlangte für sich und seine Anträge besonders ausführliche Beachtung, die eitlen wurden gern empfindlich und gaben ihre Reden wohl gar in andere Blätter zu unverkürztem Abdruck. Jedoch Mathy verstand mit ihnen fertig zu werden, er hatte gegenüber der Mehrzahl allerdings die souveräne Empfindung, welche ein gescheuter Berichterstatter von Kammerreden gegen die Helden der Tribüne in geheimer Seele zu nähren pflegt, er kannte genau die Mängel ihres Wissens und die Fehler ihrer Sprechweise, er behandelte die leere Eitelkeit durchaus nicht nachsichtig

und vertrat seine Rechte in den Zusammenkünften der Partei einigemal so entschieden, daß die Empfindlichkeit sich nur selten laut heraus wagte. Ganz gestillt wurde sie freilich nicht, und daß die Thätigkeit eines Referenten für die Presse zwar zuvorkommende Behandlung, aber nicht grade warme Zuneigung erwirkt, sollte auch Mathy erfahren. Indeß, ihn kümmerte das wenig. Er durchbrach oder übersah. Auch das Verhältniß zum Censor war jetzt ein anderes geworden. Seine Arbeit wurde nach außen durch die Führer der Opposition gedeckt, deren öffentliche Angriffe der Beamte vielleicht noch mehr fürchtete als die Verweise des Herrn v. Blittersdorff. Während der Censor im Anfang nur zu bestimmten Stunden, welche ihm selbst zusagten, lesen wollte, mußte er sich auch darin bald dem Interesse des Blattes fügen, und der stärkste Angriff, welchen die Polizei längere Zeit gegen den Redakteur wagte, war der, daß man ihn einigemal zu einer Strafe von 5 Gulden verurtheilte, weil er Anträge einzelner Mitglieder in der Eile ohne Censur hatte drucken lassen. Der Absatz der Landtagszeitung wurde so groß, daß sie einen nicht unbedeutenden Ueberschuß abwarf, und die Opposition beschloß in ihrer Freude, daß dieser Ertrag dem Redakteur zu Gute kommen sollte.

Nur einen Monat hatte das neue Unternehmen gedauert, da wurde die Kammer aufgelöst, aber diese Wochen hatten hingereicht, Mathy in eine ganz andere Stellung zu versetzen. Er war mit den Talenten des Landtags in feste Geschäftsverbindung getreten, sein Name wurde im ganzen Lande mit Anerkennung genannt, die Regierung betrachtete ihn nicht freundlicher, aber mit Scheu. Und die Besseren unter den Deputirten fühlten sich ihm persönlich verpflichtet. Auch er hatte die Männer genauer kennen gelernt, mit denen er fortan auf Jahre eng verbunden sein sollte. Es waren alte Bekannte darunter, Itzstein, der würdige, leere, unwissende, der mit salbungsvollen Phrasen und mächtigen Tischreden vor Allem die Frauen zu

bezaubern verſtand, Welcker, der ehrliche Polterer, mit ſeiner gemüthlichen Seichtheit und dem gutherzigen Eifer, Kuenzer, der treue Freund der Aufklärung, ein katholiſcher Geiſtlicher von der guten alten Art, dann der talentvolle, ehrgeizige, herrſchluſtige Sander, Hoffmann, vor Mathy's Zeit in Finanz und Handel der ſtärkſte Arbeiter, und unter den jüngeren Baſſermann, ein edelgeformter, beredter Mann, der ihm in dieſen Wochen von Allen am nächſten trat.

Als ſich am 19. Februar die Oppoſition in gehobener Stimmung, und wie Brauch iſt, bei Mahl und Toaſten zum letzten Mal verſammelte, fühlten Alle, daß ſie einen Theil ihrer Erfolge und Hoffnungen der Thätigkeit Mathy's zu danken hatten. Man rief ihm zu, daß er in die Kammer müſſe, es gab viel geräuſchvolles Lob für ihn, in Baſſermann war es wirkliche Herzenswärme.

Mathy's Thätigkeit war vorläufig beendet; was die Neuwahl und die nächſten Kammern für ihn bringen würden, blieb unſicher, und ihm lag die Schweiz noch immer im Sinn. Grade jetzt erhielt er von dort einen Antrag nach dem andern. Die Gemeinde Buren, Kanton Bern, lud ihn als Lehrer zu ſich und wollte ihm das Bürgerrecht ertheilen, aber die Regierung in Bern, wo noch alte Verſtimmung nachklang, erhob Bedenken, und Mathy weigerte ſich deshalb anzunehmen. Und wieder war die Rede davon, für Mathy eine Schule in Bucheggberg, Kanton Graubündten, zu gründen und ihn als Bürger aufzunehmen. Endlich beſchloß die Gemeinde Grenchen ihn dadurch nach der Schweiz zu ziehen, daß ſie ihn aus Dankbarkeit zu ihrem Bürger machte.

Das Frühjahr begann, Mathy ſiedelte mit ſeiner Familie nach Schwetzingen über, wo er ſich bei dem Schwager ſeiner Frau, Dr. Wilhelmi einmiethete und ſofort die Gelegenheit ergriff, den Töchtern ſeines Verwandten Stunde zu geben. Während er von da mit den Schweizern verhandelte, drängten die politiſchen Bekannten, er ſei für Baden nöthig und müſſe bei den Neuwahlen für die Kammer als

Die badiſche Zeitung mußte nach dem erſten Halbjahr den Titel Nationalzeitung wählen, weil die Regierung ſo abgeſchmackt war zu behaupten, daß ihr nachtheilig ſei, wenn ein Oppoſitionsblatt ſich badiſch nenne; ſie hat nur ein Jahr beſtanden, aber ſie gehört zu den beſten Provinzialzeitungen, welche in Deutſchland erſchienen ſind. Als Mathy begann, war die Meinung allgemein, auch unter ſeinen Bekannten, daß er aus der Schweiz eine größere Feindſeligkeit gegen das beſtehende Staatsleben mitgebracht habe und als gereizter Mann die Oppoſition ſchärfen werde. Dieſe Erwartung wurde getäuſcht. Man war überraſcht über den gehaltenen Ton der Zeitung beim Beſprechen der heimiſchen und deutſchen Verhältniſſe. Sie brachte reichlich Correſpondenzen, alle Neuigkeiten in kurzer prägnanter Ueberſicht, auch eine Fülle von ſolchem Detail, welches dem Tagesleſer ein politiſches Blatt anmuthig macht. Außerdem größere Artikel aus Volkswirthſchaft und Verkehrsgeſetzgebung, wieder zum größten Theil von Mathy's Feder. Selten ſtand ein Leitartikel an der Spitze, aber die Correſpondenzen waren großentheils von dem Redakteur für die Tendenz der Zeitung zugerichtet, viele eigene Anſichten in der Firma auswärtiger Briefe mitgetheilt. Wahrſcheinlich wählte Mathy dieſe Form, weil ſie den Cenſor weniger herausforderte. Um die Summa ſeiner politiſchen Ueberzeugungen von damals zu charakteriſiren, genügt hier ein Satz: „Für Preußen iſt der Rhein eine Beſitzesfrage; eine höhere Weihe hat er für Deutſchland, deſſen Anſprüche freilich wenig vertreten ſind, ſo lange es weder zu Land noch zur See, weder durch Geſandte noch durch eine Flagge beim Auslande repräſentirt iſt. Und doch — das einzige preußiſche Recht von Gottes Gnaden wäre eigentlich, das Haupt des vereinten Deutſchlands zu ſein!" Es war ein gereifter Mann, der am 3. Juli 1841 (Zeichen Θ) ſo zu ſüddeutſchen Leſern ſprach.

Die Zeitung gewann Beifall und ungewöhnlich ſchnelle Verbreitung und galt für ein ſehr hoffnungsvolles Unternehmen.

Aber der Redakteur ſtand erſt im Anfange ſeiner Prüfungen; wie mit Keulen ſchlug das Schickſal ſeine Hoffnungen nieder, bis es ihn ſelbſt im Kern ſeines Lebens traf. Im Februar erhielt er aus Waldshut die Nachricht von dem Tode ſeiner lieben Mutter, er hatte ſie noch nicht geſehen, ſeit er aus der Schweiz zurückgekehrt war, ganz unerwartet kam die erſchütternde Kunde. Als er noch um die Mutter trauerte, erkrankte ſein Freund Groos, er ſaß am Krankenbett des muthloſen Mannes und wachte die Nächte bei ihm, im Juli ſtarb der Verleger und mit ihm alle Hoffnungen, welche Mathy auf die Zeitung ſetzen durfte, und alle Ausſichten, welche er für ſein eigenes Leben daran geknüpft hatte. Die Vormundſchaftsbehörde erklärte für die Hinterlaſſenen, daß die Zeitung nach Ende des Halbjahrs von dem Verlage der Handlung gelöſt werden müſſe. Mathy hatte in ſeiner hoffnungsvollen Weiſe keinen förmlichen Vertrag mit dem zuverläſſigen Freunde gemacht, und es ſtand ihm eine läſtige und nachtheilige Auseinanderſetzung mit den Erben bevor. Auch der Cenſor lebte noch und that wieder das Seine, um das liberale Blatt zu dämpfen, er quälte durch ſeine Striche, welche jetzt in der Regel nicht mehr durch Lücken im Text angezeigt wurden. Und während Mathy mit dieſem Mühſal rang, traf ihn in ſeinem Hauſe der härteſte Schlag. Er ſelbſt berichtet darüber nach der Schweiz in folgenden Worten:

„Lieber Rochholz! Mehr und beſſer ſoll ich dir ſchreiben, als du mir? — Nein, Bruderherz — weniger und ſchlechter. Unſer Auguſt iſt todt, unſere Amalia iſt todt. — Das iſt Alles. Du warſt der erſte Freund dieſer Kinder, du haſt ſie oft glücklich gemacht, ihre erſte geiſtige Entwickelung gepflegt und gefördert, — du fühlſt unſern unendlichen Schmerz. Sage deiner Frau jetzt nichts für ihren herzlichen Brief als den innigſten Dank der meinigen. Antworten kann ſie jetzt nichts, wenn ſie nur leben kann. Niobe iſt Niobe; Eins oder Sieben! —

Das Schickſal hat endlich meine Achillesferſe ausfindig gemacht, gut gezielt und wohl getroffen. Die Kinder waren unſer Alles. Ihnen eine Heimath, eine Erziehung unter unſern Augen zu geben, das hat uns vor allem bewogen die Schweiz zu verlaſſen; ich für meine Perſon wußte, daß mir hier alles zuwider ſein würde. Jetzt freilich ſind zwei davon erzogen! O Ironie, gräßliche, des Schickſals!

Es ſind heute 18 Tage, daß ſich Amalia zu Bett legte; ſie hatte die Ruhr, welche bald die ſchlimmſte Wendung nahm, in's Nervenfieber umſchlug und nach 18tägigen Leiden am 1. Oktober Morgens 2 Uhr ihrem Engelsleben ein Ende machte. Ein Paar Tage nach ihr bekam Karl einen Ruhranfall, der aber leicht vorüberging. Als beide lagen, am 25. September geſellte ſich Auguſt dazu. Sobald Karl hergeſtellt war, ſchickte ich ihn nach Schwetzingen zu Verwandten, und ich habe Nachricht, daß er wohl und munter iſt. Auguſt aber, der muntere, in letzter Zeit geſetzte, eifrige Lerner, ſtarb heute Morgen 10¼ Uhr nach furchtbar langem und heftigem Todeskampf. Er hatte erſt ſeine Prüfung im Lyceum gut beſtanden, lernte zeichnen, woran er außerordentliche Freude hatte. Wir wendeten Alles an die Kinder. Verließen ſie auch bis zum letzten Athemzug nicht, ihre Worte ſchnitten wie Dolche in unſere Herzen, ſo voll Zärtlichkeit, Liebe waren ſie. Einen Kuß, flüſterten ſie, als ſie nicht mehr reden konnten. Sie riefen ihrem Karl. „Ich bin 9½ Jahr alt geworden zu Haus," ſagte Auguſt zwei Stunden vor ſeinem Tode und als ich ihm bemerkte, daß er erſt 7½ ſei, berichtigte er es, fügte aber nach kurzem Beſinnen bei: Nein 8½, denn ich war ja ſchon 7. — O, liebſter Freund, wenn man die ſterbenden Kinder hörte, ein Stein hätte zu Waſſer ſchmelzen müſſen!

Nannchen iſt ganz erſchöpft. Achtzehn Tage und Nächte gab ſie ein Muſter mütterlicher Aufopferung. Sie hat das Unglaubliche geleiſtet. Sie muß mir bleiben und hat verſprochen ſich zu erhalten. Ich mußte am Tag Zeitung ſchreiben, Nachts wachte ich.

Die Schweiz liegt mir immer im Sinn. Kann ich Gelegenheit finden, ſo gehe ich wieder hin. Wäre ich geblieben, die Kinder lebten noch. Lebe wohl, grüße die Freunde und behalte lieb

Deinen

K. Mathy.

Heute, Auguſts Todestag, meiner Frau Geburtstag, 4. Oktbr. 1841."

2.

Kammer und Buchhandlung.

Ein Zeit dumpfen Schmerzes folgte. Mathy führte die Zeitung gewiſſenhaft bis zum Ende des Jahres, einige Parteigenoſſen wollten die Mittel zuſammenbringen, um das gute Unternehmen in anderm Verlage zu erhalten, er meinte mit Recht, daß es damit zu Ende ſei. Seine eigene Geſundheit war durch Nachtwachen und Kummer ſehr angegriffen, er verkehrte wenig mit Menſchen, wenn er einmal in das Freie ging, ſchritt er allein durch die Felder und beantwortete kurz und abweiſend die Grüße und Anreden gleichgültiger Bekannten.

Seine Thätigkeit und ſein Schickſal hatten ihm größere Theilnahme in den oberen Beamtenkreiſen wach gerufen als er wußte oder für ſich begehrte. Es war mehrfach die Rede davon, ob man ſein Talent nicht wieder für die Verwaltung gewinnen könne; wurden ihm einmal darüber Andeutungen gemacht, ſo wies er ſie kurz und finſter von ſich ab.

Aus der Trauer hob ihn allmählich die Nothwendigkeit, ſich nach neuer Arbeit umzuſehen um ſeiner armen Frau willen und um das

Kind, das ihm geblieben war; er schrieb Anfang des Jahres 1842 Artikel für das Staatslexicon, übersetzte für Rau's Archiv und trat allmählich wieder in Verkehr mit den Führern der badischen Opposition im Landtage. Im Herzen sehnten sich Beide, er und seine Frau, nach der Schweiz zurück, um dort in aller Stille für die Erziehung des Knaben zu leben, auf dessen Haupt sich alle Liebe und Sorge sammelte. Mathy trat darüber mit seinen Schweizer Freunden in Briefwechsel.

Aber die Liberalen in Baden begriffen sehr wohl, welchen Werth das journalistische Talent Mathy's für sie hatte. Mitte Januar beschloß die Opposition des Landtags auf Vorschlag von Sander, ein besonderes Blatt für Kammerverhandlungen herauszugeben. Es war der alte Plan Mathy's, der ihm im Jahr 1835 durch das Mißtrauen der Polizei vereitelt worden war. Mathy war bereit, die Kammerzeitung wenigstens zu beginnen, er entwarf sofort den Plan und betrieb energisch die Ausführung. Die Namen der Oppositionsglieder sollten dem Blatte vorgesetzt werden, Mathy sollte Redakteur sein. Das Ministerium erhob wieder Anstand gegen den Titel Landtagsblatt, welcher nur officiellen Organen zukomme, hatte aber gegen den Redakteur nichts einzuwenden. Das Blatt wurde also Landtagszeitung genannt, und dieser Name erschien den Beamten erträglich.

Bereits am 23. Januar begann Mathy seine Berichte. Er war die mühevolle Arbeit gewöhnt, freilich wurde sie jetzt, wo er nicht mehr als Berichterstatter eines Privatunternehmens schrieb, weit umfangreicher und verantwortlicher. Am Vormittage Kammersitzung, in welcher er ohne Hülfe von Anfang bis zu Ende sein Protokoll führen mußte, denn stenographische Berichte halfen damals noch nicht, am Nachmittag Einsammeln der gehaltenen Reden, Niederschrift des Textes, am Abend Theilnahme an den Versammlungen der Opposition, dann Zusätze und Correcturen in der Druckerei,

wo er oft bis Mitternacht zu thun hatte. Die Reden wurden in der Regel nicht nach ihrem ganzen Wortlaut mitgetheilt, er hatte also den Inhalt wiederzugeben, die Hauptpunkte stark herauszuheben und die dramatischen Zwischenspiele der Kammer eindringlich darzustellen. Alte Uebung hatte den Meister gemacht, er verstand die längsten Reden in kurzen Sätzen so genau und charakteristisch zusammenzuarbeiten, daß der Redner zuweilen Ursache hatte, sich bei der Logik seines Berichterstatters zu bedanken. Lauf der Debatte, Wechselreden, bedeutsame Momente traten dabei kräftig hervor, und immer war die mühevolle Arbeit zu rechter Zeit fertig. In dieser Art gab er ein so gutes und genaues Bild der Kammerthätigkeit, wie man es bis dahin in Baden nicht gekannt hatte. Die Wirkung des Blattes, welches im ganzen Land begierig gelesen wurde, war augenblicklich und außerordentlich. Mit freudiger Ueberraschung sah die Opposition, welch bedeutende Waffe ihr dadurch gewonnen war, wie schnell Antheil, Eifer und Vertrauen der Wähler gesteigert wurden. Natürlich fehlten auch kleine Verstimmungen nicht, laut beklagten sich die Gegner, daß ihre Reden in dem Berichte ungenau mitgetheilt würden — ein ungerechter Vorwurf, sie hatten im Gegentheil Ursache, sich bei dem Wahrheitssinn Mathy's zu bedanken; — dann daß die Reden der Opposition oft ausführlicher mitgetheilt wurden als ihre — das war in der Ordnung, denn es war ein Oppositionsblatt. Aber auch jedes Mitglied der Opposition verlangte für sich und seine Anträge besonders ausführliche Beachtung, die eitlen wurden gern empfindlich und gaben ihre Reden wohl gar in andere Blätter zu unverkürztem Abdruck. Jedoch Mathy verstand mit ihnen fertig zu werden, er hatte gegenüber der Mehrzahl allerdings die souveräne Empfindung, welche ein gescheuter Berichterstatter von Kammerreden gegen die Helden der Tribüne in geheimer Seele zu nähren pflegt, er kannte genau die Mängel ihres Wissens und die Fehler ihrer Sprechweise, er behandelte die leere Eitelkeit durchaus nicht nachsichtig

und vertrat seine Rechte in den Zusammenkünften der Partei einigemal so entschieden, daß die Empfindlichkeit sich nur selten laut heraus wagte. Ganz gestillt wurde sie freilich nicht, und daß die Thätigkeit eines Referenten für die Presse zwar zuvorkommende Behandlung, aber nicht grade warme Zuneigung erwirkt, sollte auch Mathy erfahren. Indeß, ihn kümmerte das wenig. Er durchbrach oder übersah. Auch das Verhältniß zum Censor war jetzt ein anderes geworden. Seine Arbeit wurde nach außen durch die Führer der Opposition gedeckt, deren öffentliche Angriffe der Beamte vielleicht noch mehr fürchtete als die Verweise des Herrn v. Blittersdorff. Während der Censor im Anfang nur zu bestimmten Stunden, welche ihm selbst zusagten, lesen wollte, mußte er sich auch darin bald dem Interesse des Blattes fügen, und der stärkste Angriff, welchen die Polizei längere Zeit gegen den Redakteur wagte, war der, daß man ihn einigemal zu einer Strafe von 5 Gulden verurtheilte, weil er Anträge einzelner Mitglieder in der Eile ohne Censur hatte drucken lassen. Der Absatz der Landtagszeitung wurde so groß, daß sie einen nicht unbedeutenden Ueberschuß abwarf, und die Opposition beschloß in ihrer Freude, daß dieser Ertrag dem Redakteur zu Gute kommen sollte.

Nur einen Monat hatte das neue Unternehmen gedauert, da wurde die Kammer aufgelöst, aber diese Wochen hatten hingereicht, Mathy in eine ganz andere Stellung zu versetzen. Er war mit den Talenten des Landtags in feste Geschäftsverbindung getreten, sein Name wurde im ganzen Lande mit Anerkennung genannt, die Regierung betrachtete ihn nicht freundlicher, aber mit Scheu. Und die Besseren unter den Deputirten fühlten sich ihm persönlich verpflichtet. Auch er hatte die Männer genauer kennen gelernt, mit denen er fortan auf Jahre eng verbunden sein sollte. Es waren alte Bekannte darunter, Itzstein, der würdige, leere, unwissende, der mit salbungsvollen Phrasen und mächtigen Tischreden vor Allem die Frauen zu

bezaubern verſtand, Welcker, der ehrliche Polterer, mit ſeiner gemüthlichen Seichtheit und dem gutherzigen Eifer, Kuenzer, der treue Freund der Aufklärung, ein katholiſcher Geiſtlicher von der guten alten Art, dann der talentvolle, ehrgeizige, herrſchluſtige Sander, Hoffmann, vor Mathy's Zeit in Finanz und Handel der ſtärkſte Arbeiter, und unter den jüngeren Baſſermann, ein edelgeformter, beredter Mann, der ihm in dieſen Wochen von Allen am nächſten trat.

Als ſich am 19. Februar die Oppoſition in gehobener Stimmung, und wie Brauch iſt, bei Mahl und Toaſten zum letzten Mal verſammelte, fühlten Alle, daß ſie einen Theil ihrer Erfolge und Hoffnungen der Thätigkeit Mathy's zu danken hatten. Man rief ihm zu, daß er in die Kammer müſſe, es gab viel geräuſchvolles Lob für ihn, in Baſſermann war es wirkliche Herzenswärme.

Mathy's Thätigkeit war vorläufig beendet; was die Neuwahl und die nächſten Kammern für ihn bringen würden, blieb unſicher, und ihm lag die Schweiz noch immer im Sinn. Grade jetzt erhielt er von dort einen Antrag nach dem andern. Die Gemeinde Buren, Kanton Bern, lud ihn als Lehrer zu ſich und wollte ihm das Bürgerrecht ertheilen, aber die Regierung in Bern, wo noch alte Verſtimmung nachklang, erhob Bedenken, und Mathy weigerte ſich deshalb anzunehmen. Und wieder war die Rede davon, für Mathy eine Schule in Bucheggberg, Kanton Graubündten, zu gründen und ihn als Bürger aufzunehmen. Endlich beſchloß die Gemeinde Grenchen ihn dadurch nach der Schweiz zu ziehen, daß ſie ihn aus Dankbarkeit zu ihrem Bürger machte.

Das Frühjahr begann, Mathy ſiedelte mit ſeiner Familie nach Schwetzingen über, wo er ſich bei dem Schwager ſeiner Frau, Dr. Wilhelmi einmiethete und ſofort die Gelegenheit ergriff, den Töchtern ſeines Verwandten Stunde zu geben. Während er von da mit den Schweizern verhandelte, drängten die politiſchen Bekannten, er ſei für Baden nöthig und müſſe bei den Neuwahlen für die Kammer als

Candidat auftreten. Baſſermann kam und beſtand auf den Eintritt. Welcker ſchrieb, ſeine Wahl ſolle durchgeſetzt werden. So wurde Mathy veranlaßt, ein Weinpatent zu erwerben. Um nämlich für die Kammer wählbar zu ſein, mußte man eine gewiſſe Summe entweder an direkten Steuern bezahlen oder an Beſoldung erhalten. Die erwählten Abgeordneten, welche dieſer Vorausſetzung nicht genügten, pflegten ein Patent zu löſen, welches ihnen die Berechtigung zum Weinhandel gab, und den nöthigen Steuerbetrag zu zahlen verpflichtete. Dieſe humoriſtiſche Weiſe dem Geſetz zu entſprechen war kein neuer Brauch, es hatten ſchon in der letzten Kammer wohl ein halbes Dutzend politiſche Weinhändler getagt. Die Regierung hatte nicht widerſprochen, in Wahrheit fehlten in dem eingezogenen Kreiſe der Wählbaren damals allzuſehr die unabhängigen Männer, welche fähig und geneigt waren, ihre Landſchaft zu vertreten. Die Oppoſition beſtimmte den Wahlkreis Conſtanz für Mathy, Ayſtein empfahl ihn, Fickler ſchrieb für ihn in den Seeblättern, Mathy ſtellte ſich den Wählern vor und gefiel. Am 21. Mai wurde er mit großer Majorität zum Abgeordneten gewählt. Gleich darauf ging er, die Seinen in Schwetzingen zurücklaſſend, nach Karlsruhe, um die Landtagszeitung zu beginnen.

Die Wahl Mathy's erregte bei der Regierungspartei große Entrüſtung. erſt aus der Schweiz und aus dem Verkehr mit den gefährlichſten Menſchen zurückgekehrt, ohne Vermögen, ohne Verbindungen in der Beamtenwelt, ein Journaliſt, ein heftiger verfolgter Mann, das war ein gefährliches Beiſpiel, ſolche Wahl drohte Zorn und Ausfälle der Lokalblätter auf die Tribüne zu verſetzen. Man ſuchte daher alle Mittel hervor, die Wahl für ungültig zu erklären, man trat mit der Berner Regierung in Verbindung und fürchte in den Akten nach Beweiſen für die Anklage: daß er in politiſcher Unterſuchung geweſen war, daß ihm eine Schweizer Gemeinde das Bürgerrecht zugeſprochen hatte, ſogar daß er durch das Vermögen

wählbar geworden. Es gab einen harten Kampf; daß der letzte Einwand hinfällig sei, wurde auch von den Gegnern zugegeben. Endlich forderte Welcker, gutmüthig und väterlich besorgt, Mathy möge selbst der Kammer Aufklärung geben, im Fall ihm diese überraschenden Angriffe nicht den nöthigen Muth genommen hätten. Da stellte Mathy in ernster und gehobener Haltung das Sachverhältniß dar: er sei von dem badischen Hofgericht freigesprochen, auch in der Schweiz sei die dort erhobene Untersuchung gegen ihn als unbegründet aufgehoben worden, die Gemeinde Grenchen habe ihm das Bürgerrecht zugesprochen, aber die Bestätigung durch die Kantonregierung und seine Annahme seien wegen seinem Eintritt in die Kammer nicht erfolgt. Und feierlich schloß er: „Die Hand auf dem Herzen erkläre ich, daß ich außer der Theilnahme an einer Studentenverbindung — und wenn dies eine Sünde ist, dann sitzen noch viele Sünder in diesem Saale — in meinem ganzen Leben an keiner Verbindung Theil genommen habe, weder an einer politischen noch an einer nichtpolitischen, weder an einer geheimen, noch an einer öffentlichen. Dieses, meine Herren, ist meine offenherzige Erklärung; wer es anders weiß, der trete auf, hier in diesem Saale oder im ganzen Lande, wo er will, und beschuldige mich der Lüge.“ (Lebhafter Beifall im Saale und auf den Gallerien.)

Die beabsichtigte Niederlage war in einen Triumph Mathy's verwandelt, die Wahl wurde mit großer Majorität genehmigt, auch seine Gegner sahen sich zu der Erklärung veranlaßt, daß man vor dem Privatcharakter des Abgeordneten die größte Achtung empfinde; zuletzt ergriff Mathy noch einmal das Wort und benutzte den Sieg um seine Grenchner zu rühmen: „Der Pfad in diese Kammer ist mir nicht mit Rosen bestreut worden, er gleicht in meinem Fall dem Pfade der Tugend, der steil, enge, voll Dornen, aber doch zu wandeln ist. Sie haben bereits vernommen, wie es sich mit jenem Bürgerrecht verhält. Die Gemeinde Grenchen hat es mir angeboten.

Eine Annahme von meiner Seite hat nicht ſtattgefunden. Es liegt aber meines Erachtens in jenem Anerbieten nichts, was einem badiſchen Staatsbürger Schande macht. Seit die Schweiz eine Geſchichte hat, iſt dies vielleicht das erſte Beiſpiel, daß eine katholiſche Landgemeinde einem proteſtantiſchen Fremden ihr Bürgerrecht anbietet, und nicht etwa geblendet durch ſein Gold, ſondern einzig bewogen durch ſeine Verdienſte um ihre Schule. Der umgekehrte Fall iſt häufiger vorgekommen, der Fall z. B., daß das aufgeklärte, proteſtantiſche Zürich dem Dr. Schönlein das Bürgerrecht verweigert hat, weil er katholiſch iſt! — Leid thut es mir, daß die erſten Worte, die ich in dieſer Verſammlung reden mußte, meine Perſon betrafen. Ich hätte vorgezogen zu ſchweigen, bis Gegenſtände hier zur Sprache kommen, welche das wahre Wohl des Landes und ſeine Intereſſen näher berühren, — dann, meine Herren, hoffe ich, Ihnen Stoff zu geben, aus welchem Sie ein richtiges Urtheil über mich gewinnen können."

Mathy wurde ſogleich zum Mitglied der Budgetcommiſſion gewählt, und erhielt den Bericht über den Militäretat Badens. Seine erſte große Arbeit in der Kammer ſollte denſelben Gegenſtand behandeln, welcher 25 Jahr ſpäter wieder vor den badiſchen Kammern die letzte große Sorge ſeines Lebens war. Im Jahr 1842 war er noch leidenſchaftlich gegen die Erhöhung des Contingents von 10,000 auf 16,500 Mann, welche der Bund von Baden gefordert hatte, er begehrte von der Partei Verwerfung, im Nothfall Steuerverweigerung, und war unzufrieden, daß er mit dieſem Antrag in der Commiſſion allein blieb. Unter den Gründen, welche er anführt, ſind manche, die er ſpäter ſelbſt bekämpft haben würde, in der Hauptſache ſtehen das erſte Kammerreferat und die letzte Kammerforderung ſeines Lebens nicht im Widerſpruch. Jene erſte Forderung betrug mehr als 1½ Prozent der Bevölkerung, und das Land war damals weit ärmer als 25 Jahr ſpäter, Mathy aber begehrte Einführung

des Landwehrſyſtems und hob hervor, daß auch dieſe Stärke das badiſche Heer nicht zu einer ſelbſtändigen Kriegsmacht forme. Dagegen enthält eine andere Rede Mathy's über Erhöhung des Schutzes auf Baumwollengarn, die durch eine Petition gefordert war, eine kurze, aber treffliche Darſtellung ſeiner Anſichten über Schutzzoll und Handelsfreiheit, es ſind dieſelben, zu denen er ſich ſein ganzes Leben lang bekannt hat: allmähliche Minderung der Tarifſätze im Zollverein, mäßiger Schutz für eine lebensfähige Induſtrie, bis dieſelbe erſtarkt iſt, Verwerflichkeit der Zölle, welche Verboten gleich kommen. „Die fanatiſchen Schüler von Liſt verkünden mit ihrem Ruf nach Zollſchutz eine verderbliche Lehre. Nur darauf möchte ich noch aufmerkſam machen, daß die Baumwollen-Induſtrie, ſo wichtig ſie auch für Deutſchland ſein mag, doch immer auf ſchwachen Füßen ſtehen wird, weil ſie ihren Rohſtoff vom Auslande bezieht und in dieſem Bezug von Krieg und anderen Wechſelfällen abhängig iſt. Sie wird ſo lange auf ſchwachen Füßen ſtehen, bis der Zollverein die Mündungen ſeiner Ströme und ſeine Küſten gewonnen hat, bis eine deutſche Handelsmarine die Baumwolle in den Erzeugungsländern holt, und eine deutſche Kriegsmarine dieſen Kauffahrern den erforderlichen Schutz gewährt. Bis es dahin kommt, dürfte aber wohl noch einige Zeit hingehen."

Glanzpunkte der Kammer waren die Verhandlungen, welche ſich an die Motion Baſſermanns: Amneſtie für politiſch Verurtheilte, und an die Motion Sanders: Aufhebung der Cenſur knüpften. Der erſtern folgte die große Rede Welckers, in welcher er für Aufhebung der Ausnahmemaßregeln und Ausbau der Bundesverfaſſung ſprach, — es war das Hauptthema ſeines politiſchen Lebens, die Forderung, auf die er ſo lange zurückkam, bis der Bund aufgehoben war und der warmherzige Mann unſicher wurde, was er ferner angreifen ſollte. Gegen das Scheuſal Cenſur eiferten faſt alle alten Redner der Oppoſition. Die Regierung und ihre Vertreter erlitten eine Niederlage nach der andern,

der Muth der Opposition ging hoch, die Landtagszeitung that ihre Pflicht. Es waren Wochen fröhlicher Aufregung für das ganze Land. Für Mathy der Beginn eines neuen Lebens; wenn er unter treuen Bekannten saß, dann lachte wieder der Schelm aus seinem großen feuchten Auge, in erhöhter Kraft arbeitete sein Geist, und ein Gefühl souveräner Sicherheit, das er lange entbehrt, machte seine Worte freundlicher, sein Wesen mittheilsam. Er trug zwiefache Arbeitslast, als Abgeordneter und Mitglied der Budget-Commission den Militäretat, das schwerste Referat der Kammer, für welches ihm umfangreiches Studium nöthig war, und als Herausgeber der Landtagszeitung ganz allein die Niederschrift und Redaktion der umfassenden Mittheilungen; jede Last so, daß sie allein starke Schultern verlangte. Er überarbeitete sich auch einmal und wurde leidend, unterbrach darum seine Thätigkeit doch nicht. Es war ein neues Leben auch für Frau Anna. Von Schwetzingen kam sie mit dem Sohn den lieben Abgeordneten auf einige Wochen zu besuchen, sie hörte mit Entzücken sein Lob aus Vieler Munde und nahm die Glückwünsche und Huldigungen seiner Genossen entgegen. Und sie fand Colleginnen von der zweiten Kammer zu ähnlichem Zweck in der Nähe, denn darin bewies sich unverwüstlich deutsche Art. Die Abgeordneten hielten sich ritterlich gegen die Frauen, sie begehrten, wenn sie prachtvolle Worte für Freiheit und Vaterland sprachen, vor Allem, daß ihre Freundinnen auch etwas davon vernahmen, und den Frauen war gar nicht zu verdenken, wenn sie ihren Antheil an den Ehren der Männer ersehnten. Auch bei der großen Tragödie in der Paulskirche Frankfurts haben die deutschen Hausfrauen den vielbewegten Chor gebildet und den Streit der Helden mit leisen Wechselstrophen begleitet.

Aber auch die Wähler kamen in schöner Begeisterung. Ein Brauer aus Lahr fuhr ein Faß vortreffliches Bier heran zur Labung der Streiter, ein patriotischer Dichter widmete ein Gedicht in schwarzwälder Mundart, Zustimmungsadressen rauschten wie ein Regen,

Deputationen brachten noch Werthvolleres, als die Session sich ihrem Ende nahte. Itzsteins alte Heldenkraft, bereits mit unzähligen Bechern beschenkt, wurde diesmal durch einen Eichenkranz geehrt, Hoffmann erhielt einen Pokal, die Wähler von Sinsheim übersandten einen Pokal an Sander, die von Achern an Rindschwender, die von Weinheim und die von Freiburg zwei Pokale für Welcker. Auch aus Nassau und Rheinbaiern kamen Adressen und dazu funfzig Flaschen Hochheimer, was den Nutzen hatte, daß das Haus in der darauf folgenden Abendsitzung mit ungewöhnlichem Feuer die Censur verurtheilte. Mathy aber warb bei den freudig geöffneten Seelen für ein neues Unternehmen; er hatte sich ausgedacht, die Censurfreiheit für Werke über 20 Bogen zu benutzen und unter dem Titel: „Vaterländische Hefte" einen Band kleiner Abhandlungen in Lieferungen zu politischer Belehrung für das Volk herauszugeben.

Kaum war der Landtag geschlossen, so begann er nach einer kleinen Reise durch das Land zu Schwetzingen fröhlich die Ausführung*). Die sechs größeren Aufsätze, welche er dafür schrieb, waren für ihn die Erholung von der Arbeit. Für uns ist nicht der wackere Inhalt das Wichtigste, sondern die ernste Richtung auf den praktischen Nutzen, welche Mathy dadurch der Kammeropposition zu geben suchte. Als Itzstein ihn den Kammermitgliedern zuführte, hatte er gesagt: „hier bringe ich euch einen, wie ihr noch keinen gehabt habt." Und das sollte sich in gewissem Sinne als wahr erweisen. Wer jetzt die Verhandlungen der badischen Kammer in jenen Jahren durchliest, der wird, auch wenn er frei von der Vorliebe eines Biographen ist,

*) Vaterländische Hefte über innere Angelegenheiten für das Volk, herausgegeben von Mitgliedern der zweiten Kammer. (Karlsruhe, Malsch & Vogel, 1842, 1843.) Von Mathy sind darin: die Verfassung und der badische Landtag von 1842; Papiergeld zu Unterstützung des Eisenbahnbaus; Vorschläge zur Förderung der Buchdruckerei und des Buchhandels in Baden; der neue Zolltarif; eine neue Schrift gegen die zweite Kammer von Hannibal Fischer; Verhältnisse der Volksschullehrer; Schlußwort.

zuverläſſig finden, daß Mathy, der Journaliſt, unter allen badiſchen Liberalen vom Jahr 1842 und den folgenden faſt der einzige Abgeordnete war, welcher nicht als Journaliſt, ſondern als Politiker ſprach und handelte. Die geſammte badiſche Oppoſition jener Jahre krankte an dem bedenklichen Umſtand, daß ſie die Tribüne der Kammer in der Hauptſache nur benutzte, um gepreßtem Herzen Luft zu machen; weil das gedruckte Wort unfrei war, wurde das geſprochene Wort der Volksvertreter zu einer rhetoriſchen Stilübung, die an den Miniſtertiſch gerichtet, im Grunde für die Wähler beſtimmt war. Durch das Sprechen befriedigten ſie Gemüth und Gewiſſen. Auch wo ſie forderten, thaten ſie das wie Zeitungsſchreiber. Sie adreſſirten offene Briefe in Form von vagen, hoffnungsloſen Anträgen an die eigene Regierung, den Bundestag, die Großmächte. Sie waren in der Lage unabläſſig ihrer Regierung Heldenthaten zuzumuthen, obgleich ſie recht gut wußten, daß die Ausführung unmöglich war. Und ſie gebrauchten dieſes Mittel zu wirken im Uebermaß, weil ſie ſich mit Grund ſagten, daß ihnen nichts übrig bleibe, als unabläſſig ihre Unzufriedenheit kund zu geben. Es iſt wahr, dieſe Gewöhnung an das Pathos weitgehender Anträge ward ihnen durch die elende politiſche Lage nahegelegt, aber ſie ſelbſt wurden die Opfer. Da ſie mehr auf den Beifall außerhalb des Hauſes, als auf unmittelbare Erfolge arbeiteten, wurden ſie Sklaven ihrer Popularität, da ſie die Regierungsbeamten unaufhörlich bedrängten und den Großherzog und ſeine Räthe durch die Zumuthung beunruhigten, gleich Lafayette oder Sir Robert Peel zu handeln, ſo kamen ſie mit den Führern des Beamtenthums durchaus in kein geſundes Einvernehmen, auch wo dieſe im Stande waren, der Kammer Conceſſionen zu machen. Immer waren ſie Angreifer, die Regierung immer im Vertheidigungszuſtand, bis eine große Kriſis beide rathlos fand. Da ſtanden die Mitglieder der Oppoſition betäubt und widerſtandslos vor den Conſequenzen ihrer eignen tönenden Volksreden, die Beamten knickten haltlos wie Rohrhalme

im Hagelſturm. Unter den Wenigen, welche dieſer Taktik einer ſchwachen Zeit nicht nachgaben, nicht in den Reden und nicht in der Methode, war Mathy. Schon im Jahr 1842 iſt die gedrungene, kräftige und ſachgemäße Sprache des neuen Abgeordneten in auffallendem Gegenſatz zu den wäſſerigen oder breiten Reden der meiſten Anderen; auch wo er Unrecht hatte, ſprach er als ein gedankenvoller, ernſter Mann. Er galt damals, ja auch in der Paulskirche, nicht für einen der erſten Redner, er muthete den Hörern, welche an pathetiſchen Wortfluß allzuſehr gewöhnt waren, ſcharfe Aufmerkſamkeit zu, und ſeiner Natur fehlte allerdings der elaſtiſche Schwung und das Ausgehen auf große Wirkung, welche jedem freudigen Redner unentbehrlich ſind. Er war durchaus nicht ohne Pathos, aber die Energie ſeiner Empfindung äußerte ſich wie in kurzen Blitzſchlägen, denen lang rollender Donner fehlt, die Wirkung eines Augenblicks war vielleicht ſchärfer und einſchneidender, aber ſie wurde ſchnell durch neue Erwägungen gebändigt und in das Innere zurückgedrängt. In der Regel ſprach er anſpruchslos zur Sache, ſelten im Anfange, er liebte als erfahrener Referent das Wort vor der Entſcheidung zu nehmen, die Gegner mit kurzen Streichen zu widerlegen, in wenig Sätzen was er wollte feſt zu formuliren. Und daher kam es, daß er auf die Abſtimmungen einen weit größeren Einfluß ausübte, als die meiſten hoch bewunderten Sprecher. Er mühte ſich wo er angriff, zuerſt den Standpunkt der Gegner zu verſtehen und er war ſehr bereitwillig an Gegnern zu rühmen, was ihm förderlich erſchien. Er brach auch auf der Tribüne einigemal beſonders heftig und verletzend heraus, und dieſer Eifer einer kräftigen Natur verleitete Parteigenoſſen und Freunde wieder zu der Anſicht, daß er von Herzen für äußerſte Maßregeln ſei. Aber in dem, was er forderte, war er immer gewiſſenhaft und bedächtig. Wichtiger noch war für ſeine Erfolge eine andere Eigenſchaft: er ſprach nur, wenn er etwas durchſetzen wollte, und er vergaß nie, daß das Wort auf der Tribüne nur

eine, und nicht die wichtigste Hülfe ist, um Majoritäten und Regierung für ein Gesetz zu gewinnen. Und er wollte nur das Erreichbare durchsetzen, seine Taktik war: Schritt für Schritt den Gegnern Boden abgewinnen, und er begriff sehr wohl, daß auf der Tribüne Badens das Höchste für Deutschland gar nicht zu erlangen war. Darum aber, weil er nicht Redner sein wollte, sondern Gesetzgeber, ist er im Kampf stetig gewachsen, und hat gedauert, während die Mehrzahl seiner Genossen sich aushöhlte und verging.

Unter den Einwürfen, welche die Regierungspartei gegen die Wahl Mathy's erhoben hatte, war auch der gewesen, daß der Erwählte keinerlei festes Einkommen habe. Die Aeußerung war gehässig, sie war auch gegenüber dem Redakteur der Landtagszeitung nicht ganz wahr, aber sie war nicht ohne Grund. Wer die Sorge für die öffentliche Vertretung seiner Mitbürger übernimmt und einen großen Theil seiner Zeit den Geschäften des Landes widmet, der wird nur dann die Bürgschaft der Stärke, Muße und Unabhängigkeit haben, wenn das Haus seines eigenen Lebens fest begründet ist, und er mit seinen Landgenossen sicher verbunden wirkt durch Haushalt und Geschäft. Die erste Pflicht des Bürgers gehört der Familie, die nächste dem Kreis von Interessen, in welchem er für sich arbeitet um für Andere nützlich zu werden, die dritte erst der Uebernahme von Vertrauensämtern für Gemeinde und Staat. Wohl ist jedem Bürger die Pflicht gegen den Staat die höchste irdische Pflicht, und an jeden kann in außerordentlichen Fällen einmal die große Zumuthung treten, für den Staat sich, seinen Wohlstand, ja vielleicht das Heil seiner Lieben zum Opfer zu bringen. Aber das ist der Unterschied zwischen dem unabhängigen Mann und dem Beamten oder Militär, die sich dem Staate eidlich gelobt haben, daß dem zugeschworenen Mann die Hingabe an sein Amt in jedem Tage als die erste Aufgabe des Lebens besteht, denn von treuem Dienst im Amt hängt auch das Gedeihen seiner Familie ab. Und wenn solchen Mann einmal über-

mäßige Arbeit für den Staat verhindert, den nöthigen Wachdienst für das Wohl der Seinen zu thun, so empfinden wir dies als einen tragischen Conflikt in seinem Leben und wir scheuen uns mit Recht, ihm einen Vorwurf zu machen. Wer aber freiwillig große Pflichten gegen sein Volk auf sein Leben nimmt, der vermag diesen Pflichten grade nur dann dauernd zu genügen, wenn er den gesunden Egoismus hat, zuerst sein Haus, dann die Interessen seines eigenen Geschäftes festzuhalten. Denn nur durch die Gesundheit und Kraft, die er in den Kreisen bewährt, welche ihn am engsten umschließen, behauptet er Achtung und Vertrauen seiner Landgenossen. Das soll die Regel sein in wohlgeordnetem Staat, in friedlicher Zeit, und jede Ausnahme hat sich zu rechtfertigen.

Auch für Mathy war die Zeit gekommen, wo ihm eine feste und ansehnliche Stellung unter seinen Mitbürgern Bedürfniß wurde. Es war am 1. November desselben Jahres, in welchem er Abgeordneter geworden war, daß ihm plötzlich die Aussicht zu solcher Stellung geöffnet wurde. Bassermann stellte ihm an diesem Tage den Antrag, in Compagnie mit ihm eine Buchhandlung zu begründen. Die Thätigkeit Beider im Geschäft sollte nur eine Nebenarbeit sein, die ihre politische Wirksamkeit nicht hindern dürfe, ein kleines sicheres Verlagsgeschäft guter Bücher; von dem Ertrage sollten die Zinsen des Anlagekapitals, welches Bassermann fast ganz allein einschießen wollte, zuerst abgezogen, der übrige Gewinn zu gleichen Theilen getheilt werden. Mit Haltung gab Bassermann der freudigen Empfindung Ausdruck, daß er dadurch auch dem Freunde einen Erwerb zu bereiten hoffe. Der so sprach, war von allen Kammerbekannten Mathy der liebste. Ihn hatten Natur und Verhältnisse freilich weit anders geformt. Als Sohn reicher Eltern, welche noch in Mannheim lebten, im Schutz eines gemächlichen Wohlstandes war er aufgewachsen, er stand in eigenem Haushalt immer noch als der geliebte Sohn des Elternhauses, Stolz und Freude der Familie.

Das Leben hatte ihn selten rauh angefaßt, ein feiner Geist und ein warmes Herz, gute Kenntnisse und glänzende Rednergabe machten ihn zu einem der hoffnungsvollsten Männer des damaligen Badens. Er selbst hatte sich mit frischer Zuneigung an Mathy geschlossen, die Zuverlässigkeit, die ungeheure Arbeitskraft, das gemüthvolle und dabei zuweilen demantharte Wesen erschienen ihm wie eine Ergänzung zu seiner eigenen Anlage. Es waren die ersten frohen Monate einer aufgehenden Männerfreundschaft, in welchen er sich den Gesinnungsgenossen als Geschäftsfreund zu gesellen beschloß. Auch Mathy empfand in seiner warmen Weise den Reiz dieses menschlichen Verhältnisses. Und als ihm der Antrag unter Bedingungen kam, die so hoffnungsvoll aussahen, da nahm er freudig und ohne Bedenken an. Grade dies Geschäft war ihm nicht ganz fremd, er hatte in kleineren Verhältnissen bereits einige Erfahrung dafür erworben, kein industrielles Unternehmen stand in so inniger Verbindung mit der geistigen Cultur der Nation, er selbst durfte sich in umfangreichen Gebieten des buchhändlerischen Verlags als gut orientirt betrachten, er durfte vielleicht auch von seinen politischen Verbindungen Vortheil für das Geschäft hoffen.

Er versenkte sich sogleich in die Vorbereitungen, suchte sich über Betrieb und Gewohnheiten des Verlagshandels bei Bekannten und durch Bücher zu unterrichten, und entwarf das Circular, in welchem das neue Geschäft dem Buchhandel angezeigt wurde. Mit frohen Hoffnungen beschloß er das Jahr zu Schwetzingen mit seiner Hausfrau und trat mit dem 1. Januar 1843 in das neue Comtoir. Er war jetzt freilich auch als Schriftsteller ein gesuchter Mann, und die Anträge zu literarischen Arbeiten häuften sich, er sollte die Mannheimer Abendzeitung übernehmen, für mehre Blätter correspondiren, schrieb auch für die Constitutionelle Revue Weils nach Stuttgart einen Artikel über badische Zustände. Aber er fand sogleich, daß eine Verlagsbuchhandlung kein Geschäft

ſei, welches man behaglich als Nebenarbeit behandeln dürfe; die Arbeit häufte ſich ſchnell. Bald kamen die Manuſcripte, dicke Hefte darunter, deren Verfaſſer, bereits arm an Hoffnung, nach einem Verleger umher ſuchten, Werke aus entlegenen Gebieten der Wiſſenſchaft, harte Zumuthungen für einen Unternehmer, welcher ſein Geld ausgeben ſoll, damit Wenige das gedruckte Buch beachten, noch Wenigere kaufen.

In dieſen erſten Wochen bedächtiger Erwägung und Abweiſung gelang den Freunden, ein Werk für die neue Firma zu gewinnen, welches auf viele Jahre ein Lieblingsbuch der Deutſchen werden ſollte, und ein fröhlich aufblühendes Dichtertalent, das der erzählenden Poeſie ein neues Gebiet von Stoffen zuführte. Es waren „die Dorfgeſchichten" und es war Berthold Auerbach, welche in das Geſchäft und das Leben der Familie Mathy traten. Daß die Geſchichten aus dem Schwarzwald deutſche Verhältniſſe ſchilderten, daß ſie keine politiſche und ſociale Tendenz aufdrängten, daß ſie liebevoll und ſorgfältig von einem ächten Dichtergemüth geſchaffen waren, dies erſchien den Leſern als eine Erlöſung von dem modiſchen Salonkram der Literatur, von unwahren, unmöglichen und nichtsnutzigen Romangeſtalten, welche damals durch deutſche Seelen mühſam unter der Herrſchaft franzöſiſchen Geſchmacks zuſammengedacht wurden. Und daß der neuen Handlung die Freude wurde, grade dies Buch von guter und großer Wirkung den Deutſchen zu vermitteln, durfte Mathy mit recht für ein günſtiges Omen halten. Als darauf der jugendfriſche Dichter in Mathy's Hauſe heimiſch wurde und in ſeiner herzlichen Weiſe die neuen Bekannten zu Vertrauten ſeiner Dichterarbeit machte, da öffnete ſich für Mathy und ſeine Gattin ein anmuthiger Pfad in das Zauberland der Poeſie. Der Lehrer aus dem Schweizerdorf und der Schwarzwälder Dorfſohn tauſchten in anregendem Verkehr ihre Erinnerungen, es waren ähnliche Verhältniſſe und es war in Mathy derſelbe Zug, die Vergangenheit in warmer epiſcher Be-

leuchtung zu schauen. Beide gaben und empfingen reichlich von einander. Dem Dichter kam im anregenden Gespräch mit den lieben Freunden die lustige Erfindung, er theilte Gedanken und Pläne mit, wie sie grade lebendig wurden, und ließ die Freunde die Arbeit seiner erfreulichen Kraft in dem geöffneten Herzen belauschen, und der Politiker spendete wieder sicheres Urtheil und große Auffassung des wirklichen Lebens und gab dem Schaffenden seine Beobachtungen, und über Allem die Einwirkung seines eigenen mannhaften Charakters. Aus solchem Austausch inneren Lebens erwuchs für Beide eine gute Freundschaft. Oft noch sollte seitdem Jeder von ihnen die Freude empfinden, welche neue Verbindung mit dem wohlthuenden Wesen Anderer bereitet, aber Beide bewahrten in ihren Beziehungen die liebevolle Erinnerung daran, daß sie fast zu gleicher Zeit, auch geschäftlich vereint, der Nation werth geworden waren, und Beide empfanden, so oft sie an einander dachten, zugleich etwas von Alpengrün und kräftigem Duft der Bergtannen.

Die meisten Autoren, mit denen Mathy zu verkehren hatte, zogen Vortheil von der herzlichen, vornehmen und dabei doch so anspruchslosen Weise, womit er das gemeinsame Interesse wahrnahm. Freilich nicht mit Allen glückte es der Handlung so gut, wie mit Auerbach. So war durch einen literarischen Freund aus der Schweiz der Ungar Vilney an die Handlung empfohlen worden, und Mathy hatte in lebhafter Theilnahme an der bedrängten Lage dieses unförmlichen Talentes die Novellen Adelay und Toni in Verlag genommen. Aber als darauf der Schweizer Freund zu einer öffentlichen Besprechung des Dichters aufgefordert wurde, schrieb er unwillig zurück, daß die Bücher schlecht seien. Da antwortete ihm Mathy wie folgt: „Ich hatte mit Bassermann darüber gesprochen, was du zu Vilney's Büchern sagen würdest. Er behauptete, du werdest hier wie überall die Schwächen und Fehler herausfangen und unbarmherzig geißeln. Ich widersprach und entgegnete, du werdest auch dem Guten Gerechtig-

keit widerfahren lassen, und den glühenden Haß gegen Unterdrückung, die Begeisterung für Menschenwohl und Freiheit, das angeborne obgleich nicht ausgebildete Talent ebenfalls würdigen. Ich hatte mich geirrt." — Diese vorsichtige und doch sehr entschiedene Art dem Urtheil eines Andern Richtung zu geben, ist besonders charakteristisch für die Person des Schreibenden.

3.

Stillleben in der zweiten badischen Kammer.

Im Mai 1843 siedelte Mathy mit seiner Familie nach Mannheim über. Sein Hauswesen wurde jetzt eingefügt in das Bürgerthum der Vaterstadt, Frau Anna richtete wieder eine kleine Wohnung behaglich her, Karl der Sohn gedieh und besuchte die Schule; ohne große Ereignisse zogen die folgenden Jahre über die Häupter der Hausgenossen. Mathy arbeitete auf dem Comtoir, des Abends war er am liebsten daheim bei Weib und Kind, zuweilen besuchte er eine der stillen Zusammenkünfte, welche die Abgeordneten Badens unter einander, oder mit den Gesinnungsgenossen der Nachbarstaaten zu halten liebten. Am 22. August feierte das badische Volk den 25jährigen Bestand seiner Verfassung mit großer Begeisterung. Die Regierung benahm sich abgeschmackt. Sie hätte das Fest am liebsten gewehrt. Da die Scham dies nicht zuließ, hüllte sie sich in mürrisches Schweigen und überließ der Opposition fast allein das Feld, die Bürgermeister vorher warnend und nachher wegen unerlaubtem Gebrauch der Glocken mit Arrest bedrohend. Der Opposition aber war diese Fest-

feier nicht nur politische Pflicht, auch Genuß; denn Volksreden, Trinksprüche und freudige Böllerschüsse waren damals erprobtes Rüstzeug des Liberalismus. Die Abgeordneten vertheilten sich als Redner über das ganze Land, und durften nach der Feier sich rühmen, mehr Einsicht in die wahren Interessen des Fürstenhauses und des Staates bewiesen zu haben, als Herr von Blittersdorff. Mathy war nach seinem Wahlkreis Constanz gerufen, nahm aber die Einladung für Schwetzingen an, er setzte dort in einer ernsthaften Rede auseinander, wie viel bereits durch die Verfassung gewonnen und was noch zurück sei, und betrachtete vergnügt die Theilnahme der Dorfleute, und daß auch die Schulkinder so zahlreich auf laubgeschmückten Wagen herangefahren und durch Brezeln gekräftigt wurden. Nach dem Fest redigirte er die Aeußerungen der Volksstimmung, Reden und Festbeschreibungen in einer Schrift: Die Verfassungsfeier in Baden, Fr. Bassermann. 1843, welche über 20 Bogen stark und darum censurfrei, dem Lande eine unverstümmelte Erinnerung an seinen Ehrentag bieten sollte.

In dem ungewöhnlich langen Landtage, der vom 23. November 1843 bis zum 22. Februar 1845 dauerte und 157 Sitzungen zählte, erhob sich Mathy gleich in den ersten Wochen mit einem ausführlich begründeten Antrag auf Herstellung des freien Gebrauchs der Presse. Allerdings war die Censur ein Leiden der Nation, welches, wie er wohl wußte, durch den Einzelstaat nicht beseitigt werden konnte, aber in dieser Bevormundung sah er den Quell aller Verbitterungen und Gefahren, welche der inneren Entwicklung Deutschlands drohten, und in der Preßfreiheit die einzige sichere Grundlage für gesetzlichen Fortschritt, und er hielt sich überzeugt, daß die Erlösung von diesem Alp in kurzer Zeit der mündigen Nation zu einer besseren Staatsordnung verhelfen werde.

Die Begründung dieses Antrags machte das größte Aufsehen, sie galt in Baden als ein Meisterstück von Landtagsarbeit und sicherte

Mathy's parlamentarischen Ruf. In der Hauptsache ist sie eine Geschichte der badischen Censur, noch heut dem Historiker werthvoll. Die Einleitung aber ist außerordentlich bezeichnend für Stil und Denkweise des Redners und darf hier nicht fehlen. Mathy begann am 20. December 1843 in der Kammer, wie folgt:

„Es lebt irgendwo ein Mann, von kräftigem Körperbau und fester Gesundheit, verständig und gut geartet. Der Mann dient mehren Herren und löst seine schwierige Aufgabe zur Zufriedenheit Aller; dies beweisen die guten Zeugnisse, welche er besitzt. Er half sogar seinen Herren aus einer großen Gefahr; er rettete sie aus den Händen eines mächtigen Nachbars, der es auf ihre Habe abgesehen hatte. In den Kampfe, den er bestand, hatte er so guten Gebrauch von seiner Kraft gemacht, daß ihm die Herren versprachen, er dürfe fortan nicht mehr blindlings ihren Geboten folgen, sondern selbst Vorschläge machen, frei und offen sagen, was er für das Beste halte, sie würden darauf achten; dies würde für sie und ihn am zuträglichsten sein. Der Mann that so und ward unbequem. Man warf ihm vor, er trete zu derb auf; er mache Lärm im Hause, reize die vielen Hunde, welche die Herren für ihr Vergnügen hielten, zu lautem Gebelle und störe überhaupt die Hausordnung. Er wurde zwar fortwährend zu allerlei Dienstleistungen verwendet und mußte für Küche und Keller sorgen; wollte er aber ein Anliegen vortragen, so mußte er dies bei einem Bedienten anbringen, der strengen Befehl hatte, nur das Angenehme zuzulassen, das Unangenehme dagegen zurückzuweisen. Die Wahrheit aber ist selten angenehm; das Angenehme oft nicht wahr; an alte Schulden und Versprechen zumal wird Niemand gern erinnert."

„Der Mann, meine Herren, ist das deutsche Volk; das freie Wort, sein altes Recht, ist ihm feierlich verheißen, und es ist die zugesagte allgemeine Bestimmung über den Gebrauch des freien Wortes dahin gegeben, daß der Deutsche ungehindert sprechen dürfe über

Alles, was ihn nichts angeht oder keinen Bezug auf seine Geschäfte hat. Will er dagegen seine Meinung sagen über das, was ihm nütze oder schade, was ihm fehle oder ihn belästige: so muß er den bitteren Kern der Wahrheit unter einer Hülle vom süßen Gegentheil verstecken, seine sträfliche Tendenz zur Offenheit in ein lobliches Schmeicheln verkehren, und zuletzt, — weil er in solchen Künsten doch immer ein Stümper bleibt, — seine Gedanken, bevor sie laut werden, einem Meister Hämmerling unterbreiten, der sie entweder als ganz unbrauchbar vernichtet, oder in einer Weise zurecht zerrt, daß auch der Gescheideste nicht mehr erräth, was sie ursprünglich gewesen sein mögen."

„So, meine Herren, steht es mit der freien Meinungsäußerung in Deutschland. So steht es mit der Preßfreiheit für Zeitungen und Zeitschriften, für alle Schriften über öffentliche Angelegenheiten in engeren und weiteren Kreisen, für alle Schriften, die an das Volk gerichtet sind. — Daß man heute die Zügel etwas loser läßt, um sie morgen desto straffer anzuziehen; daß man hier den Nachbar zur Rechten, dort den Nachbar zur Linken ärgert bis man sich mit ihnen verständigt, gegenseitig nur Lob zu gestatten; dies ändert die Sache eben so wenig, als wenn versichert wird, man meine es nicht so schlimm, man wolle keine Wahrheit unterdrücken, sondern nur für den gehörigen Anstand sorgen. Ohne Freiheit gibt es keine Wahrheit, nur Nachbeterei; keinen Anstand, einzig Dressur. Dem Kinde steht das Gängelband nicht übel, den Mann beschimpft es; den Sträfling, den Wahnsinnigen überwacht das Auge des Wärters; der Unbescholtene geht seinen Weg allein."

„Auffallende Fürsorge, welche den Geist beschränkt, der nur mit Worten schaden könnte, und die Hand frei läßt, welche doch stehlen oder morden kann; zarte Pflege der Sicherheit, welche das Werkzeug der Gedankenverbreitung, die Presse, unter polizeiliche Aufsicht stellt, und doch andere Werkzeuge, welche das Leben zerstören können,

dem freien Gebrauche anheimgibt; merkwürdige Achtung vor der edelsten Gabe des Schöpfers, vor dem freigeschaffenen Menschengeiste, die ihn dem Gifte gleich achtet, das nur abgegeben wird wenn vorher nachgewiesen ist, vom wem und wozu es gebraucht werden soll!"

„Wo sind nun die Früchte, an denen man die Weisheit der Gedankenbeschränkung und Anstandssorge für die deutsche Nation zu erkennen vermöchte? — Wir erblicken solche zunächst in der Lage, worin sich die Hülfsquellen des materiellen Wohlstandes befinden. Eben so frei, wie der Strom der Gedanken, bewegen sich die Ströme, auf denen der Handel die Erzeugnisse der Urproduktion und des Gewerbfleißes ab- und zuführt. Mit eben dem Erfolge, wie die Preßcommission des Bundes, sitzen Commissionen halbe Jahrhunderte lang an der Elbe, der Weser, dem Rhein, sie flicken hier und flicken dort, und bringen doch nichts Rechtes zu Stande. Vergebens, wie der deutsche Schriftsteller, müht sich der deutsche Schiffer; hier versandet das Strombett, dort beschweren ihn Zölle, und am Unterlaufe des deutschen Stromes trifft er den fremden Zöllner, der keineswegs die Schifffahrt unterdrückt, sondern nur dafür sorgt, daß sie sich innerhalb der Grenzen eines deutschen Anstandes bewege. — Und wie wird der Deutsche angesehen vom Auslande und im Auslande? Meine Herren, ich will darüber hinweggehen, denn die Röthe der Scham steigt vom gepreßten Herzen zum Antlitz empor, beim Hinblicke auf die Mißachtung, welche sich kund gibt in so vielen Zeichen! Der Russe, im Besitze deutscher Provinzen, sperrt die Grenze, sperrt die Donau, rückt langsam und stätig an ihr herauf; dem Dänen sind wir tributpflichtig am Sund, er zwingt Deutsche die dänische Sprache, das dänische Commando zu lernen; er ruft ganz Scandinavien auf gegen Holstein-Schleswig, das die Errungenschaft eines halben Jahrtausends gegen dänische Uebergriffe mit unverdrossenem Muthe behauptet. Dem Britten, dem Holländer sind wir

Das Leben hatte ihn selten rauh angefaßt, ein feiner Geist und ein warmes Herz, gute Kenntnisse und glänzende Rednergabe machten ihn zu einem der hoffnungsvollsten Männer des damaligen Badens. Er selbst hatte sich mit frischer Zuneigung an Mathy geschlossen, die Zuverlässigkeit, die ungeheure Arbeitskraft, das gemüthvolle und dabei zuweilen demantharte Wesen erschienen ihm wie eine Ergänzung zu seiner eigenen Anlage. Es waren die ersten frohen Monate einer aufgehenden Männerfreundschaft, in welchen er sich den Gesinnungsgenossen als Geschäftsfreund zu gesellen beschloß. Auch Mathy empfand in seiner warmen Weise den Reiz dieses menschlichen Verhältnisses. Und als ihm der Antrag unter Bedingungen kam, die so hoffnungsvoll aussahen, da nahm er freudig und ohne Bedenken an. Grade dies Geschäft war ihm nicht ganz fremd, er hatte in kleineren Verhältnissen bereits einige Erfahrung dafür erworben, kein industrielles Unternehmen stand in so inniger Verbindung mit der geistigen Cultur der Nation, er selbst durfte sich in umfangreichen Gebieten des buchhändlerischen Verlags als gut orientirt betrachten, er durfte vielleicht auch von seinen politischen Verbindungen Vortheil für das Geschäft hoffen.

Er versenkte sich sogleich in die Vorbereitungen, suchte sich über Betrieb und Gewohnheiten des Verlagshandels bei Bekannten und durch Bücher zu unterrichten, und entwarf das Circular, in welchem das neue Geschäft dem Buchhandel angezeigt wurde. Mit frohen Hoffnungen beschloß er das Jahr zu Schwetzingen mit seiner Hausfrau und trat mit dem 1. Januar 1843 in das neue Comtoir. Er war jetzt freilich auch als Schriftsteller ein gesuchter Mann, und die Anträge zu literarischen Arbeiten häuften sich, er sollte die Mannheimer Abendzeitung übernehmen, für mehre Blätter correspondiren, schrieb auch für die Constitutionelle Revue Weils nach Stuttgart einen Artikel über badische Zustände. Aber er fand sogleich, daß eine Verlagsbuchhandlung kein Geschäft

ſei, welches man behaglich als Nebenarbeit behandeln dürfe; die Arbeit häufte ſich ſchnell. Bald kamen die Manuſcripte, dicke Hefte darunter, deren Verfaſſer, bereits arm an Hoffnung, nach einem Verleger umher ſuchten, Werke aus entlegenen Gebieten der Wiſſenſchaft, harte Zumuthungen für einen Unternehmer, welcher ſein Geld ausgeben ſoll, damit Wenige das gedruckte Buch beachten, noch Wenigere kaufen.

In dieſen erſten Wochen bedächtiger Erwägung und Abweiſung gelang den Freunden, ein Werk für die neue Firma zu gewinnen, welches auf viele Jahre ein Lieblingsbuch der Deutſchen werden ſollte, und ein fröhlich aufblühendes Dichtertalent, das der erzählenden Poeſie ein neues Gebiet von Stoffen zuführte. Es waren „die Dorfgeſchichten" und es war Berthold Auerbach, welche in das Geſchäft und das Leben der Familie Mathy traten. Daß die Geſchichten aus dem Schwarzwald deutſche Verhältniſſe ſchilderten, daß ſie keine politiſche und ſociale Tendenz aufdrängten, daß ſie liebevoll und ſorgfältig von einem ächten Dichtergemüth geſchaffen waren, dies erſchien den Leſern als eine Erlöſung von dem modiſchen Salonkram der Literatur, von unwahren, unmöglichen und nichtsnutzigen Romangeſtalten, welche damals durch deutſche Seelen mühſam unter der Herrſchaft franzöſiſchen Geſchmacks zuſammengedacht wurden. Und daß der neuen Handlung die Freude wurde, grade dies Buch von guter und großer Wirkung den Deutſchen zu vermitteln, durfte Mathy mit recht für ein günſtiges Omen halten. Als darauf der jugendfriſche Dichter in Mathy's Hauſe heimiſch wurde und in ſeiner herzlichen Weiſe die neuen Bekannten zu Vertrauten ſeiner Dichterarbeit machte, da öffnete ſich für Mathy und ſeine Gattin ein anmuthiger Pfad in das Zauberland der Poeſie. Der Lehrer aus dem Schweizerdorf und der Schwarzwälder Dorfſohn tauſchten in anregendem Verkehr ihre Erinnerungen, es waren ähnliche Verhältniſſe und es war in Mathy derſelbe Zug, die Vergangenheit in warmer epiſcher Be-

schlüssel auf die Ecke des Altars und ging nach Hause um seinen Priesterrock auszuziehen. Wer in Süddeutschland freisinnig dachte, vernahm dies unerwartete Ereigniß mit großen Hoffnungen. Es erschien als Wiederaufnahme des Kampfes der Wessenberg'schen Schule, die Stiftung der christkatholischen Gemeinden als Auflösung des alten Papstthums, vielleicht als Beginn einer deutschen Kirche, welche die Aufgeklärten aller Confessionen in sich vereinigen würde, es galt für besonders hoffnungsvoll, daß kleine Priester der Kirche durch ihr Gewissen zum Austritt gedrängt waren. Die Ferne verschönte, und man begehrte neue Waffen gegen den Ultramontanismus. Angesehene Gelehrte der Universität, würdige Staatsbeamte waren eine Zeitlang geneigt, ihre Kräfte der neuen Bewegung zu widmen. Auch Mathy war mit ganzer Seele dabei. Er wußte wohl warum. Es war derselbe Gewissenskampf, dieselbe Fehde des Einzelnen gegen tyrannische Priestermacht, welche einst seinen lieben Vater aus der Kirche getrieben hatte, er hörte denselben Bannfluch gegen die Abtrünnigen ausgesprochen, der einst auf den Pfad Arnold Mathy's geschleudert war. Erinnerungen aus früher Jugend, Anklage und Zorn, die er als Knabe belauscht, wurden in ihm lebendig. Aber wie warm auch sein Herz für die Sache kirchlicher Freiheit schlug, nicht weniger lockte den Politiker der Gedanke, daß sich jetzt für die Regierungen eine Gelegenheit bot, den Kampf gegen die ultramontane Kirche ohne eigene Gefahr aufzunehmen, wenn sie nur ruhig die Bewegung gewähren ließen und den neuen Gemeinden die zum Gedeihen unentbehrliche Freiheit gewährten. In diesem Sinne wurde auch er für einige Jahre Förderer der deutschkatholischen Bewegung und er drängte sogar seinen lieben Autor Auerbach (Nov. 1845): „Ich habe die Hoffnung, einmal mit Ihnen in der freien deutschen Kirche zusammenzutreffen. Helfen Sie mit an dem Bau, welcher alle wackern Deutschen in einer großen und freien Gemeinschaft zu versammeln bestimmt ist. Spinoza siegt in Deutschland im 19. Jahrhundert."

Die Hoffnungen wurden nicht erfüllt. Wer durch die Selbstwilligkeit eigenen Geisteslebens aus den Dogmen seiner Kirche gehoben wird, hat in unserer Zeit gewöhnlich kein starkes Bedürfniß sich in neue Gemeindeordnung einzufügen, die Versöhnung der katholischen Kirche mit der modernen Staatsordnung aber mag nicht durch Austritt Einzelner oder ganzer Gemeinden bewirkt werden, — solcher Austritt ist der herrschenden Partei sehr willkommen, — sondern dadurch, daß sich in der Aristokratie der Bischöfe selbst, d. h. unter den Vollpriestern in irgend einer Zeit die Macht unseres Volksthums und unserer Bildung äußert. Der alte Beamtenstaat der Deutschen, ja noch der Verfassungsstaat in seinem Aufgehen war zu schwach, um solche Einwirkung auf das Gemüth Derer auszuüben, welche das Recht des heiligen Salböls und der Priesterweihe haben. Es steht dahin, ob größerer Verfall der päpstlichen Herrschaft, eine völligere Entwicklung des nationalen Stolzes und größere Festigkeit der Staaten einmal einem deutschen Erzbischof den Muth geben werden, im Verein mit seinen Suffraganen und der Pfarrgeistlichkeit die alten apostolischen Rechte der Priesterschaft von der römischen Partei zurückzufordern.

Als Mathy am 25. November 1845 zum drittenmal in den Landtag reiste, war er nicht nur die stärkste Arbeitskraft der Kammer, sein Ansehen im Lande war fest begründet. Von den Veteranen war Sander gestorben, Hoffmann nach dem Norden gesandt, dagegen nahmen jetzt neue Männer Platz, darunter Soiron und Brentano, — Hecker war schon 1843 eingetreten. — In der Regierung selbst kämpften noch uneinig die Anhänger von Blittersdorff und Winter. Mathy sagte deßhalb voraus, daß der Landtag nicht lange dauern werde. Die Liberalen kamen in gereizter Stimmung; die Regierung hatte die Verhandlung der vorigen Session über jene Wiener Conferenzbeschlüsse aus dem Landtagsprotokoll streichen lassen, Itzstein und Hecker waren aus Preußen als paßlose Indivi-

buen ausgewiesen worden und der badische Gesandte in Berlin hatte theilnahmlos zugesehen, die Willkür der Polizei und Censur erschien unleidlich.

Der Landtag nahm einen kurzen und stürmischen Verlauf. Mathy schalt, daß man außer dem Budget nichts als ein Gesetz über Wehrverfassung in Aussicht gestellt habe, für die nöthigen wirthschaftlichen Reformen sei nichts geschehen. Welcker schilderte in sehr beweglicher Rede die traurige Lage des Landes, um eine seltsame Adresse an den Großherzog zu beantragen, „daß dieser alle verfassungsmäßigen Rechte schützen möge", worauf die Regierung erklärte, der Großherzog könne eine so gefaßte Adresse nicht annehmen; Zittel endlich beantragte Gleichstellung der Deutschkatholiken mit den Bekennern anderer christlicher Confessionen. Und hier gab Mathy den Forderungen seiner Partei kräftigen Ausdruck, er verdammte den polizeilichen Gewissenszwang und forderte Gleichberechtigung aller Religionen. Und als darauf die Kammer mit zahllosen Petitionen gegen Zittels Antrag bestürmt wurde, und die conservativen Abgeordneten einen Religionskrieg in Aussicht stellten, da rügte Mathy die Mittel, welche Conservative und Ultramontane gebrauchten, um das Volk aufzustacheln, und daß das Pfaffenthum die Freunde der Glaubensfreiheit vor dem „darbenden Volk als die Hochbesoldeten und Millionäre" verklagt hätte, und er schloß mit der Erklärung, daß er den Bestrebungen zur Besserung des Arbeiterloses Gedeihen wünsche, daß aber der Communismus, auch wenn er in der Kutte auftrete, ihm zu radikal sei. Sein Hauptstreit aber war wieder gegen die Censur. Ein Serviler, der Abgeordnete Platz, den Mathy in seinen Journalartikeln gern zum Gegenstand bitterer und launiger Angriffe machte, hatte den Antrag gestellt, vom Bundestage ein allgemeines deutsches Preßgesetz zu erbitten, denn die Censur sei doch kein Schutz der Regierung gegen freche Angriffe, sondern eine lächerlich ohnmächtige Waffe. Da fuhr Mathy mit souveräner Gewalt gegen ihn los und

in einer seiner wirksamsten Reden charakterisirte er den als harmlosen Altweiberschreck dargestellten Quälgeist und schilderte die Willkür und Liebdienerei des polizeilichen Censors, den er „Mustercensor" nannte, mit starken Farben. Als er darauf von einem Ministerialrath gefragt wurde, ob er durch diesen Ausdruck eine bestimmte Person — Uria-Sarachaga in Mannheim — habe beleidigen wollen, antwortete er: „Es ist nicht meine Absicht, Jemanden zu beleidigen, aber wenn zufällig einige Züge meiner Schilderung auf einen bestimmten Censor passen, so kann ich nichts dafür, und jederzeit bin ich bereit, meine Aeußerungen in diesem Saal hier oder vor Gericht, oder auch noch auf einem andern Wege zu vertreten." — Die Regierung vermochte mit der Kammer nicht fertig zu werden, die Spannung war fast unerträglich geworden, und die Auflösung der Kammer am 9. Februar 1846 den Meisten erwünscht.

Sogleich nach dem Schluß des Landtags gab der gewissenhafte Mathy, weil die Landtagszeitung vor Schluß des Abonnements unterbrochen war, den Abonnenten in täglich erscheinenden Nummern ein „Wochenblatt" als Fortsetzung mit einer Rundschau zur Entschädigung, er schrieb die Artikel darin mit besonderem Behagen und setzte den Ultramontanen und Servilen launig und in scharfer Ironie so arg zu, daß er ihnen wie ein Landschrecken erschien und einige sich zerschlagen vom Kampfplatze zurückzogen. Seine Popularität stieg hoch, er wurde in Reden und Versen gefeiert, in einem Gedicht seine Geistesfülle mit einem röthlich-blauen Amethyst verglichen, in einem andern wurde er durch die Frage beehrt: wer schwingt der Wahrheit Banner kühn im Kampf für Preßfreiheit? Mathy, he, holla, Mathy.

Die ehrenvolle Bezeichnung als Edelstein und Bannerträger machte ihm persönlich nicht so viel Vergnügen, wie jene Denunciation durch die Gegner als Millionär, denn mit diesem Prädicat war es besonders auf ihn, den Buchhändler abgesehen. Und wenn es einmal im Haushalt recht knapp herging, neckte er die Haus-

frau durch dieſen Titel. Nämlich die Buchhandlung brachte zwar recht viel Arbeit, auch manche kleine Freude und gute Bekanntſchaft, aber zur Zeit noch keine Reinerträge. Manches Buch wurde ſtark begehrt, — die Dorfgeſchichten wurden der Verlagshandlung immer werthvoller, — manches andere Buch dagegen beharrte phlegmatiſch auf dem Lager, und leider hatten grade die dickſten ſolche Neigungen. Mathy war in Mannheim viel durch das Comtoir in Anſpruch genommen, hielt auch wenn er mit dem Freunde in Karlsruhe war, das Herrenauge über dem Geſchäft und beſorgte einen großen Theil der Correſpondenz mit den Autoren, aber ſeine Einnahmen mußte er nach wie vor in literariſcher Thätigkeit ſuchen; ſo lieferte er z. B. dem Mannheimer Journal beſondere Kammerberichte. Seit 1845 wohnte er während der Kammerſeſſion in Karlsruhe bei ſeinem Freunde Malſch; in den wenigen Freiſtunden, welche ihm blieben, verkehrte er am liebſten mit alten Bekannten aus der Bürgerſchaft von Karlsruhe, oder in der Häuslichkeit ſeines Gaſtfreundes, dort ſang er fröhlich zum Klavier deutſche und franzöſiſche Lieder, übte mit der Tochter des Hauſes vierhändig, — er ſpielte recht gut vom Blatt — und unterhielt ſich mit ſeinen Vertrauten über Staat, Kirche und Literatur. Während in der Kammer Miniſter, Gegner und ſelbſt Parteigenoſſen immer wieder über die ſcharfe Ironie ſeines Weſens klagten — auch Fickler in den Seeblättern erwähnte nach langer Lobrede dieſe Eigenheit als „die Schattenlinie ſeines Bildes" — war er unter den näheren Bekannten von ſo milder Herzlichkeit, ſo zart und ſchonungsvoll berichtigend und fördernd, daß ſeine Ankunft immer als ein Gewinn für ihr Leben begrüßt wurde. „Denn er verſtand zu belehren, ohne daß er fühlen ließ, wie man im Wiſſen unter ihm ſtehe; indem er die Menſchen heraufzog, machte er ſie zu ſeinen Verehrern und Freunden", urtheilte einer der näheren Freunde. Es war bei ſolcher Anweſenheit Mathy's in Karlsruhe, daß einſt im Hardtwalde Feuer ausbrach. Mathy eilte mit

einigen Bekannten hinaus und traf dort Soldaten, welche mit ihren Faſchinenmeſſern junge Holzung niederhieben, den Brand einzudämmen. Er warf ſogleich den Rock ab, griff kräftig zu, gab den Soldaten Anweiſung, warf ſich an der gefährlichen Stelle der züngelnden Gluth entgegen, die Lohe wehte ihm um das Haupt und die Flammen fuhren hinter ihm her. Aber durch angeſtrengte Arbeit gelang es dem Feuer Einhalt zu thun. Bei der Rückkehr forderte Mathy die Freunde nach dem Abenteuer zu nächtlicher Kahnfahrt auf dem Rheine. Der Mond ſchien hell und luſtig auf die arbeitmüden Männer, um den Kahn blinkten die kleinen Wellen, Mathy war in ſehr glücklicher Stimmung, ſang und lachte, und die Begleiter tauften zur Erinnerung an die Nacht eine gute Sorte Landwein, die ſie in den Kahn geſchafft, nach Mathy's Angabe „Mondſchein" und hegten ſie ſeitdem treulich als Haustrunk, im Andenken an den Freund.

Unterdeß rüſtete ſich das Volk zu den Neuwahlen, heftig ſtießen die Parteien in den Lokalblättern auf einander, auch gegen Mathy's Wiederwahl in Conſtanz wurde ſtark agitirt, ohne Erfolg. Die Sprache der liberalen Blätter wurde leidenſchaftlicher, Mathy erkannte die Anzeichen der Zeit; er durfte jetzt als der eigentliche Führer der Liberalen gelten, die ſteigende Aufregung riß ihn nicht fort, ſondern mahnte ihn zur Vorſicht. Er ſah in dem Umſtand, daß Bekk, das Haupt der Schule Winters, aus dem oberſten Gerichtshof in das Staatsminiſterium berufen wurde, guten Willen der Regierung, der Volksvertretung entgegen zu kommen. Als der Landtag — unter Mittermaiers Vorſitz — am 3. Mai 1846 begann, gewann Mathy Hoffnung, diesmal bei der Regierung Förderung der materiellen Intereſſen durchzuſetzen. Die Mängel der Forſtſchulen, die Bedürfniſſe der Weinproducenten, die Nothwendigkeit einer Verbindung zwiſchen Main und Neckar, zwiſchen den Eiſenbahnen und der Schifffahrt auf dem Bodenſee, die Gründung einer Bank für das Großherzogthum, die wieder angeregte

Einführung der Kapitalsteuer, behandelte er eingehend und als praktischer Rathgeber der Regierung. Er befürwortete ohne Rücksicht auf das Geschrei süddeutscher Fabrikanten fortschreitende Tarifermäßigung des Zollvereins. Und er sagte, daß eine künstlich erhaltene Industrie nicht nur eine Krankheit, sondern eine Versündigung an den Consumenten sei, und wie sehr die Erweiterung des Zollvereins über den Norden und die Küste ihm aus nationalen Gründen am Herzen liege. Wieder sprach er gegen die Censur, und er prophezeite jetzt, daß ihre letzte Stunde bald schlagen werde. Und wieder sprach er für die Deutschkatholiken, deren kleine Gemeinden von den Ultramontanen als eine Verschwörung gegen Gott und die Christenheit, ja gegen den badischen Thron verdammt wurden. Es war um das Ende dieser Sitzung, wo die zweite badische Kammer einmal eine dramatische Scene bot, wie sie sonst nur auf der Bühne vorkommt. Unter allen Ultramontanen war der Abgeordnete Buss, Professor in Freiburg, der Opposition am widerwärtigsten. Mathy kannte ihn von alter Zeit, der Mann hatte sich einst als Radikaler in der Schweiz umhergetrieben, war dann plötzlich zur Pfaffenpartei übergegangen und trug einen fanatischen Eifer zur Schau, an dessen Ehrlichkeit in dem frechen und hohlen Gesellen Niemand glauben wollte. Er saß jetzt zum erstenmal in der Kammer, eiferte gegen die Emancipation der Juden und beantragte die Befreiung der katholischen Kirche von der Oberherrschaft des Staats, wobei er sich cynischer Ausfälle nicht enthielt. Die Opposition beschloß ihn zu zerknirschen. Zuerst erstaunte sich Brentano über den Eifer des Abgeordneten, der vor eilf Jahren nicht einmal an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt habe. Das erklärte Buss für eine Verleumdung. Darauf las Brentano die Strophe eines gedruckten schwülstigen Gedichtes von Buss, worin allerdings die Fortdauer nach dem Tode spöttisch abgefertigt wurde. Buss erklärte heftig, das Gedicht sei für einen Arzt bestimmt gewesen, und fügte den unparlamentarischen Wunsch hinzu, daß die

Spürnaſe des Vorleſers doch auch nach den erſten Incunabeln des Buſſ ſuchen möge. (Tumult, Präſident Mittermaier ſtrafend: „Ihr Benehmen iſt nicht parlamentariſch“.) Darauf erhob ſich dräuend die Geſtalt Mathy's und er ſprach: „Der Abgeordnete Buſſ hat an den Tag erinnert, wo, heute vor vierhundert Jahren, deutſche Fürſten in Frankfurt beriethen, wie ſie der Uebergriffe Roms ſich erwehren könnten. Sie wurden überliſtet, und Jahrhunderte lang büßte Deutſchland durch unſägliches Unglück, von deſſen Schlägen es ſich heute noch nicht erholt hat. Jene Partei, von welcher die heutige Motion ausgeht, wirkte ſtets verderblich für Deutſchland, und als Deutſcher trete ich ihr entgegen. Aber auch als Abgeordneter der Stadt Conſtanz bin ich veranlaßt, die Motion zu verwerfen. Die Bürger von Conſtanz wiſſen wohl, wer Schuld iſt an dem tiefen Sinken ihrer einſt großen und blühenden Stadt. Jene Partei war es, welche die Proteſtanten vertrieb, daß ſie auszogen nach Winterthur, und dort Gewerbe und Handel in Schwung brachten. Vor ihren Mauern ſah Conſtanz die Scheiterhaufen flammen, auf denen Huß und Hieronymus ihr Leben ließen um des Glaubens willen. Man will dort Aehnliches nicht wieder ſehen, und heute machen geringere Verletzungen und Bedrückungen wegen religiöſer Ueberzeugung einen ebenſo peinlichen Eindruck, als damals die Flamme der Scheiterhaufen. Um ihre beſſere Geſinnung an den Tag zu legen, erließen im Jahr 1834 eine Anzahl katholiſcher Bürger in Conſtanz, worunter ſiebenzigjährige Greiſe, eine Einladung zu Beiträgen für ein Denkmal der beiden Märtyrer Huß und Hieronymus. In jener Einladung war folgende Stelle zu leſen: „Die Flammen des Ketzergerichts haben zwar den Leib dieſer Märtyrer zerſtört, nicht aber ihren Geiſt. Die Geſchichte nennt Huß und Hieronymus als die erſten Vertheidiger der religiöſen Freiheit, als Vorkämpfer der großen kirchlichen Reformation.“ — Mathy verlas die Worte aus dem Jahrgang 1843 der „Seeblätter“. — „Meine Herren, dieſe Worte ſchrieb kein

Proteſtant; es hat ſie ein Katholik, es hat ſie — der Abgeordnete Buſſ geſchrieben." Welcker (einſchaltend): „Nachdem er ſchon Profeſſor war." Allgemeines Erſtaunen, Unterbrechung, Buſſ macht eine verneinende Bewegung. Mathy: „Es iſt doch richtig? Sie haben dieſe Worte geſchrieben?" Buſſ: „Ich werde dem Abgeordneten Mathy antworten. Es war eine große Verſammlung —" Mathy: „Sie haben dieſe Worte geſchrieben." Buſſ: „Nein." Mathy: „Sie haben dieſe Worte nicht geſchrieben?" Buſſ: „Nein." Mathy: „Wohlan denn, — hier iſt Ihre Handſchrift." Er zieht das Papier, worauf Buſſ die fraglichen Worte als Zuſatz zu dem Entwurf der Einladung geſchrieben, aus der Taſche, hält es dem Abgeordneten Buſſ entgegen und zeigt es ſodann den Mitgliedern, welche ſich herandrängen. Buſſ: „Ich ſage dem Abgeordneten Mathy: Ja, ich habe es geſchrieben." Präſident Mittermaier wieder ſtrafend: „Es geſchieht Ihnen Recht, Herr Abgeordneter Buſſ; Sie haben ſich das ſelbſt zuzuſchreiben. Sie ſind genug gebeten worden, die Begründung der Motion zu unterlaſſen." Die Motion des Abgeordneten Buſſ wurde gegen zwei Stimmen abgelehnt.

Das war der letzte große Moment jener guten Zeit, in welcher die badiſche Kammer in gemüthlichem Stillleben polterte und den Deutſchen von ihrer Tribüne Artikel über politiſche Freiheit zuſandte. Es war auch das letzte Mal, daß Mathy die Landtagszeitung für Baden herausgab.

4.

Der Kampf für die Verfaſſung.

„Es geht ein friſcher lebendiger Geiſt durch Deutſchland. Der Norden und die Mitte ſind in einer Bewegung, die vorher nie dageweſen iſt, die aber nachhaltiger ſein wird, als die Bewegung in unſerm wetterwendiſchen Süden. Preußen muß vorwärts, das Schaukelſyſtem iſt unhaltbar und eine entſchiedene Reaktion unmöglich. Es bedarf nur eines kleinen Anſtoßes um den Widerſtand zu brechen, welcher bis jetzt noch der beſſeren Geſtaltung der Verhältniſſe entgegen wirkt. Nie wurden, wie jetzt, politiſche, religiöſe, ſociale, volkswirthſchaftliche Fragen ſo zu ſagen auf offenem Markte verhandelt, ſelbſt die Zeitungen zeigen Spuren davon, Cenſur und Bücherverbote helfen nicht mehr." Das waren die Worte Mathy's im Sommer 1846, wie er ſie im Briefe an einen Freund in der Schweiz ausſprach.

Die alte Einigkeit der badiſchen Oppoſition war freilich kaum noch zu erhalten. Der Mißwachs von 1846 machte das Volk unzufrieden, ſocialiſtiſche Lehren kamen von Frankreich her über die Grenze, eine revolutionäre Literatur gewann Verbreitung. In der Nähe Mathy's bildete ſich eine neue Linke, welche auf die Leidenſchaften der Maſſe rechnete. Seine Vaterſtadt Mannheim umſchloß in ihren Mauern eine ganze Anzahl Abgeordneter der verſchiedenſten Richtungen, hier wohnten außer einigen Servilen nicht nur Baſſermann und Mathy, auch Itzſtein und Hecker, und entgegengeſetzte

Bestrebungen stießen sich hart um die Köpfe der Bürger. Hecker und Struve machten den „Zuschauer", Fickler in Constanz „die Seeblätter" zu Verkündern der neuen Lehre, die liberale Kammermajorität wurde Gegenstand ihrer versteckten Angriffe, die Jugend und die Arbeiter wurden aufgestachelt, und sollten zum Freiheitsheer organisirt werden. Noch war persönlicher Verkehr unter den Führern in den alten vertraulichen Formen, aber schon beobachteten sie argwöhnisch einander Worte und Thaten.

Bei Mathy und seinen Freunden war die Ueberzeugung obenauf, daß für Deutschland eine Krisis bevorstehe, aus welcher nur die Einheit retten könne, daß die Durchführung einer repräsentativen Verfassung in Preußen Vorbedingung für die Einigung Deutschlands sei, daß die Verfassungen in den übrigen deutschen Staaten vor revolutionären Gelüsten geschützt und auf gesetzlichem Wege fortgebildet werden müßten. In dieser Ueberzeugung hielten die Mitglieder der Opposition am 29. November 1846 eine Zusammenkunft in Durlach und beschlossen fest zusammenzuhalten gegen die zerstörenden Elemente und als Organ ihrer Bestrebungen eine neue große Zeitung zu gründen, die Deutsche Zeitung. Hecker war nicht erschienen, wohl aber noch Brentano und v. Itzstein. Mathy selbst gab seit dem Oktober 1846 wieder eine Wochenschrift heraus, „die Rundschau" zweimal wöchentlich, die er bis Ende 1847 fortführte und worin er außer den Tagesneuigkeiten gemeinnützige Artikel über Zeitfragen und politische Berichte schrieb; es war das kleine Blatt seiner Politik und zeigt in vielen Correspondenzen die Taktik eines Parteiführers. Obgleich er nicht selten durch verdeckte Angriffe der jüngeren Parteigenossen herausgefordert wurde, hütete er sich doch einer Verstimmung lauten Ausdruck zu geben, er hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, daß dem Treiben der Anderen ohne offenen Bruch durch erhöhte patriotische Wärme der Nation die Wirkung verdorben werden würde.

So kam das Jahr 1847. Das Beamtenthum wirthſchaftete noch immer in der alten Weiſe mit Polizei und Cenſur und arbeitete in dem theuren und getreidearmen Jahre dadurch den Radikalen in die Hände, was dieſe in den beiden nächſten Jahren dankbar vergalten, indem ſie wieder der Reaction den Weg ebneten. Zwar blieb Baden von den Tumulten brotloſer Arbeiter verſchont, welche in anderen Landſchaften ausbrachen. Aber Viele empfanden und verkündeten, daß es ſo nicht mehr lange fortgehen werde.

Mathy hatte jetzt einen Lieblingswunſch durchgeſetzt. Mit dem Juli begann die Zeitung der deutſchen Partei, Gervinus Redakteur, Fr. Baſſermann Verleger. So war Mathy mit zwiefachem Intereſſe daran gefeſſelt. Nie trat eine deutſche Zeitung imponirender vor die Nation. Die beſten Liberalen aus allen Theilen Deutſchlands dabei betheiligt, die Zeitung Mittelpunkt und Organ einer neuen Partei, die ſich in jugendlicher Kraft rührte. Daß ſie auf ganz Deutſchland angelegt war und vom Süden aus vor Anderem preußiſche Intereſſen beſprechen ſollte, war der größte Fortſchritt. Und ſie hat im Ganzen die hohen Erwartungen, mit denen ſie begrüßt wurde, nicht getäuſcht. Kein Blatt hat ſo viele Talente namhafter Gelehrter: Gervinus, Häuſſer, Dahlmann, G. Beſeler, Waitz, Droyſen, und keines ſo viele handelnde Politiker unter ſeinen Gönnern und Mitarbeitern gezählt, wenige haben ſo reiche Folge glänzender und kluger Artikel gebracht. Sie iſt auch einer ganzen Reihe namhafter Publiciſten die hohe Schule geworden, auf welcher ſie in die Geheimniſſe deutſcher Redaktion eingeweiht wurden: Kruſe, Heller, Aegidi, H. Marggraff. Daß Mathy trotz kleiner Differenzen und Wechſelfälle ein eifriger, ſehr thätiger und wichtiger Mitarbeiter war, bedarf kaum der Erwähnung. Er ſchrieb unter anderem bis Frühjahr 1848 die Landtagsberichte aus Baden dorthin, und gab ſeine Landtagszeitung auf.

Kurz darauf betrieb er eine neue Verſammlung von Abgeord-

neten aus deutſchen Staaten. Das Organ der neuen Partei war geſchaffen, jetzt galt es Verſtändigung über die nächſten Schritte. Am 10. October 1847 trafen zu Heppenheim unter Andern Hanſemann und ſpäter Meviſſen aus Preußen ein, Heinrich von Gagern aus Darmſtadt, Römer aus Würtemberg, Hergenhahn aus Naſſau, Mathy, Baſſermann, Soiron aus Baden, dazu auch noch Itzſtein. Die Verhandlungen dieſer gewählten Geſellſchaft ſind ſehr merkwürdig. Bei der Frage, auf welchem Wege zu einem deutſchen Staat durchzudringen ſei, ſtanden zwei Anſichten einander gegenüber. Die eine forderte Vertretung der Nation bei der Bundesverſammlung und allmähliche Umwandlung des Bundes, und zu dieſer Anſicht ſtanden die meiſten Süddeutſchen, auch Baſſermann. Mathy war dagegen: der Gedanke iſt erhaben, eine Ausſicht auf Verwirklichung nicht vorhanden. Der Bund enthält Glieder, die zugleich auswärtige Mächte ſind, wie Dänemark und Niederland, dieſen iſt eine deutſche Politik unmöglich, andere, die wenigſtens nicht ausſchließlich deutſche Mächte ſind, und ſolche, welche Gebietstheile enthalten, die zwar deutſch ſind, aber nicht zum deutſchen Bunde gehören. Eine Nationalvertretung aber fordert auch eine Nationalregierung, ausgerüſtet mit den Befugniſſen der oberſten Staatsgewalt, und dieſe iſt bei dem völkerrechtlichen Bunde nicht möglich. Das Ziel der Einigung Deutſchlands zu deutſcher Politik und gemeinſamer Leitung nationaler Intereſſen wird deshalb eher erreicht, wenn die öffentliche Meinung die Ausführung des Zollvereins zu einem deutſchen Vereine fordert. Hier hat man bereits eine, wenn auch mangelhafte Verwaltung, dieſer kann eine Vertretung von erwählten Notabeln zur Seite geſtellt werden. Schon hat der Zollverein die Leitung gemeinſchaftlicher wichtiger Intereſſen in Händen, hat Verträge mit auswärtigen Staaten abgeſchloſſen, enthält den Keim einer Vereinspolitik, die durch keine fremden Glieder geſtört iſt. An Zoll und Handel werden ſich andere Intereſſen reihen, Land- und Waſſerſtraßen, gleiche Beſteuerung, Gewerbeverfaſſung, Marine, Conſulate, Handels-

geſetze. Durch ſolche Ausbildung zur Macht geworden, wird dieſer deutſche Verein eine unwiderſtehliche Anziehungskraft auf die übrigen deutſchen Länder üben, endlich auch den Anſchluß der öſterreichiſchen Bundeslandſchaften herbeiführen und ſo eine wahrhaft deutſche Macht werden. Dieſe Auffaſſung, nachdrücklich vertreten, bis in's Einzelne durchgeſprochen, vereinigte endlich alle Meinungen. Doch wurde beſchloſſen, auch keine andere Gelegenheit, welche die nächſte Zeit bringen möge, unbenützt zu laſſen, um für die Einigung zu wirken, und dazu in den Kammern der Einzelſtaaten Anträge zu ſtellen. — Es war ein kluger Rath, und es war eine muthige Stimmung, in welcher die kleine Zahl patriotiſcher Männer ſich mit Händedruck trennte. Nicht ganz auf dieſem Wege iſt die Einigung Deutſchlands angebahnt worden, aber der Gedanke, welcher zu Grunde lag, daß nur durch Ausſchluß der undeutſchen Elemente und unter der Vormacht des Zollvereins, Preußen, und daß ferner nur durch Compromiſſe zwiſchen den Regierungen und dem Volk der geſetzliche Fortſchritt zu gewinnen ſei, ſank befruchtend in die Seelen. Die Zugeſtändniſſe der Regierungen aber hoffte man damals durch das Drängen aus dem Volke zu erreichen.

Als am 9. December 1847 der badiſche Landtag wieder eröffnet wurde, war die Luft ſehr ſchwül, Handel und Verkehr ſtockten, Mißbehagen und Unzufriedenheit war allgemein, dem guten Willen des Miniſteriums fehlte der rechtzeitige Entſchluß. Zunächſt bedrohte eine ſociale Noth. Die drei größten Fabriken des Landes kamen durch den Sturz zweier Bankhäuſer zu Karlsruhe in Stocken, das Miniſterium hatte den Willen, dieſelben durch theilweiſe Zinsgarantie für die Gläubiger zu halten, und trat mit dieſem Vorſchlag vor die Kammer. Mathy wurde Berichterſtatter der Commiſſion, er ſtand hier entſchieden auf Seite der Regierung, nicht nur, weil die Zeit eine außerordentliche Maßregel erfordere und das Wohl von tauſend brotloſen Arbeitern zu bedenken ſei; ſondern vor Allem deshalb, weil die Regierung

der Kammer keine Wahl gelassen habe, das Ministerium selbst hätte ablehnen können, es habe aber durch seine Vorschläge bereits die rechtzeitige Auseinandersetzung der Bedrängten mit den Gläubigern verhindert und dadurch ihre Lage verschlechtert, wenn jetzt die Kammer sich gegen eine Zinsgarantie ausspreche, so würden drei kräftige und hoffnungsvolle Fabriken rettungslos ruinirt. Darüber gab es sehr erregte Debatten, in welchen der Parteizusammenhang aufhörte, die Unterstützung der Millionäre war unpopulär und die Gegner riefen unwillig, daß es ein arges Unrecht sei, den Säckel der Steuerzahler zu gefährden, damit die Capitalisten der Verlegenheit enthoben würden; auch Bassermann stimmte gegen Mathy. Zuletzt wurden die Anträge Mathy's mit einigen Abänderungen angenommen. Hecker aber hatte diese Gelegenheit benutzt, eine socialistische Adresse von 63 Arbeitern an die 63 Abgeordneten zu empfehlen, worin die zweite Kammer über die Noth des vierten Standes belehrt und die Schrankenlosigkeit verklagt wurde, mit welcher die Vermögenden und Fabrikanten die wehr- und schutzlosen Arbeiter und kleinen Meister erdrücken könnten. Ein geharnischter Artikel in der Deutschen Zeitung war die Antwort Mathy's, der mit dem Angriff auf Hecker schloß: „daß Leute, die sich zu einer politischen Rolle berufen fühlen, die Gaukelei mitmachen, aus Kurzsichtigkeit oder Leichtsinn, das darf einen billig in Verwunderung setzen." Tief verletzte dieser Tadel.

Unterdeß zwang Mathy's vorsichtige Schonung auch die Radikalen, welche in der Stille gegen ihn arbeiteten, zu einiger Mäßigung. In dieser Politik empfahl er selbst bei einer Wählerversammlung in Mannheim die Wahl Brentano's, der sich zur Zeit noch ruhig hielt, und fuhr fort in seiner Rundschau die Spaltung unter den Liberalen, welche die reaktionäre Partei triumphirend ankündigte, zu verdecken. Er hatte guten Grund dazu. Er sah, wie das alte System der Regierungen zusammenbrach, und daß es vielleicht nur noch einmal einer geschlossenen Majorität der

Opposition bedürfe, um die Regierungen Süddeutschlands zu parlamentarischem Regiment zu nöthigen. Auch in Preußen war der vereinigte Landtag durchgesetzt, ein Ausgangspunkt für verfassungsmäßige Entfaltung der großen Staatskraft gewonnen. In Baden aber war Bekk erster Minister geworden, die Rückschrittspartei erlegen. Deshalb flog jetzt unermüdlich seine Feder, er drängte die Regierung, drohte den Servilen und mahnte frühere Freunde öffentlich zur Einigkeit. Und als v. Struve die Redaktion des Mannheimer Journals aufgab, um in neuem Blatt sich wilder zu gebehrden, übernahm er selbst für einige Zeit auch noch die Leitung der führerlosen Zeitung.

Aber freilich in dem Behagen seines Hauses, am Abendtisch von Frau Anna, zeigten sich die verwilderten Bekannten seltener. Noch im Jahre 1845 hatte v. Struve, der sich damals als Journalist der liberalen Opposition angeschlossen, sein phrenologisches Wissen beim Theetisch vorgeführt, er hatte Mathy's Kopf begutachtet und daran außer Mangel an Vorsicht und einem Ueberwiegen der Phantasie über den berechnenden Verstand, auch mit Schrecken einen ungeheuren Zerstörungstrieb entdeckt, und darüber gegen Frau Anna die Hände zum Himmel gehoben. Jetzt beobachtete die Hausfrau, wie ihr Gatte alte Bekannte aus diesem Kreise mit einer abweisenden Schärfe behandelte, die er im persönlichen Verkehr doch nicht immer bändigte, und wie fest und kriegerisch er einherschritt, und daß die Anderen ihn mit düsteren Mienen und mit Scheu betrachteten. So sah sie einmal den Führer der Radikalen in Mannheim feierlich in schwarzem Frack eintreten, und sie wußte doch, daß der Mann gar keine häusliche Veranlassung hatte, ihren Hausherrn zu Gevatter zu bitten; und dann hörte sie in der Nebenstube, wo sie grade gegen den Staub kämpfte, wie er dem Hausherrn mit außerordentlicher Feierlichkeit eine Herausforderung Heckers überbrachte. Ihr Mann hatte Hecker, wie sich ergab, irgendwo ins Angesicht scharf angegriffen, Hecker hatte zornig

Widerruf oder Genugthuung verlangt und darauf hatte Mathy geantwortet: Widerruf, nein, er könne noch viel mehr sagen. Jetzt kam der Helfer Heckers um nochmals Erklärung zu verlangen, wo nicht, u. s. w. wie Mathy wolle. Dieser also wollte Pistolen am andern Morgen. Die Hausfrau dachte: ich sage nicht daß ich's gehört habe, das möchte ihm sein Herz schwer machen, ich will warten, ob er mir es sagt. Aber der falsche Mann sprach kein Wort, sondern führte nach Tische gemächlich einen auswärtigen Jugendfreund durch die Stadt. Am Nachmittag schellte es, und an der Thür stand Hecker mit einem Bekannten, die Hausfrau trat zurück und sah Hecker böse an, doch als dieser mit weicher Stimme frug: „Ist Karl nicht zu Hause?" wurde ihr leichter zu Muth und sie versetzte gehalten: „Er ging spazieren." Darauf sahen die Beiden einander an, „es ist am besten, wir gehen zu Itzstein, bitte, sagen Sie Karl, er möge hinkommen." Als der Gatte heimkehrte, sprach Frau Anna gewichtig: Hecker war hier. Mathy pfiff leise und machte ein schlaues Gesicht. „Ich weiß Alles", sagte Frau Anna vorwurfsvoll. „Nun, Nannchen, ich wollte dir keine schlaflose Nacht machen, morgen früh hätteſt du es erfahren." Mathy ging zu Itzstein, Hecker trat langsam auf ihn zu, bot ihm zögernd die Hand „du bist auch gar zu schonungslos, wenn du anfängst". Mathy antwortete, die Hand fassend: „mir ist's Recht, wenn wir nicht Studenten spielen." Und Itzstein stand als Friedenstifter dazwischen. Aber seit der Zeit war Hecker, wenn er mit Mathy zusammentraf, nicht unbefangen. Auch Itzstein, der sich so gern bereit erklärte, seine letzten Kräfte dem Vaterlande zu weihen, fühlte im Innern den Stachel. Einst war er des jungen Mathy geehrter Gönner gewesen, und Pathe des ältesten Sohnes, jetzt ward der Alte belästigt durch die Tüchtigkeit und noch mehr durch die Selbständigkeit des jüngeren Abgeordneten, noch galt er im Volk für den Führer der Opposition, nicht mehr in der Kammer. Seine Declamationen waren abgenutzt, ein jüngeres Geschlecht hatte

ihn überwachſen, ſeine Eitelkeit war kindiſcher geworden, ſein Bedürfniß nach Bewunderung ſcrupelloſer. Da war kein Wunder, daß ihm Mathy in der Stille unbehaglich und läſtig wurde, und daß er zuletzt mit greiſenhaftem Neid nach dem ſtärkeren und beſſeren Manne hinüberſah. Da war ferner Fickler von den Seeblättern in Conſtanz, ein eitler, warmherziger Mann, der Jahre lang im Seekreis mit guter Meinung gewirkt hatte, dort großen Einfluß beſaß, und jetzt erhitzt durch die allgemeine Aufregung ſich ſelbſt für wohlgeeignet hielt, von ſeiner Ecke aus die Freiheit über Deutſchland zu bringen; er hatte ſich lange warm an Mathy gehalten und war in deſſen Haus ein willkommener Gaſt geweſen; wenn er jetzt einmal eintrat und von ſeinen Verbindungen mit den Bielern und von bevorſtehendem Umſturz ſprach, da fand er ſchlechtes Behagen und merkte erſtaunt wie unzufrieden Mathy mit ihm war, und wenn Frau Anna ihn zum Thee behalten wollte, da winkte der Gatte mit den Augen und ſie traute ſich's nicht.

Aber aus der Verwirrung in der heimiſchen Ecke verhieß Befreiung der hoffnungsvolle Stand der deutſchen Frage bei den Regierungen. Seit dem Tage von Heppenheim hatte Mathy mit Baſſermann, Gagern und Anderen die Richtung, welche die öffentliche Meinung genommen, ſorgfältig geprüft, auch er konnte ſich der Anſicht nicht verſchließen, daß bei der ſchnell aufſteigenden Fluth zu ruhiger Agitation für Ausbildung des Zollvereins nicht mehr Zeit ſei, und daß ein fertiger Plan für Neugeſtaltung des Bundes nöthig werde, um der Bewegung im Volke die Richtung zu geben. Aus dieſen ſtillen Berathungen entſtand Baſſermanns berühmter Antrag auf Einführung eines nationalen Parlaments, der am 5. Februar in die zweite badiſche Kammer eingebracht wurde und eine zweite Vorſtufe zu der Verſammlung in der Paulskirche und zu der Verfaſſung des norddeutſchen Bundes geworden iſt. Denn dieſer Antrag war, ungleich früheren Ergüſſen der badiſchen Kammer,

keine vorwurfsvolle Mahnung an die Regierungen, er enthielt vielmehr die Grundzüge einer Bundesverfassung, in der Hauptsache dieselben Forderungen, durch welche einige Wochen später die Einberufung zur Nationalversammlung veranlaßt wurde. Der Antrag erregte das größte Aufsehen durch ganz Deutschland, er gab plötzlich den unbestimmten Wünschen in Norden und Süden maßvollen und wohlüberlegten Ausdruck; die würdige Sprache, in welcher Bassermann einige Tage darauf seine Forderung begründete, wirkte so mächtig, daß auch die Gegner in der Kammer sich des Beifalls nicht enthielten. Und in dieser hoffnungsvollen Stimmung suchte jetzt Mathy das Ministerium Bekk vorwärts zu drängen und er rief am 23. Februar in der Kammer den Ministern bei einer neuen Klage über die Plackereien der Censur heftig entgegen: „Mit der Zahmheit haben wir nichts erreicht, wir müssen es einmal mit der Wildheit versuchen, aber es ist auch Wildheit außerhalb der Kammer nöthig. Mißbilligt der Herr Minister, was in Italien und München geschehen? Ich mißbillige es nicht.“ — Schon in den nächsten Tagen sollte es mehr Wildheit geben, als ihm lieb war.

Denn während sein Herz noch warm war von der starken Wirkung des Verfassungsentwurfes, fuhr wie Wettersturm die Kunde aus Frankreich über das deutsche Land: Louis Philipp entflohen, die Republik in Frankreich proklamirt. Laut jubelten die Radikalen, die Massen wogten auf den Straßen, jede Stunde schlugen neue Nachrichten wie Sturmwellen gegen das Gefüge des Grenzstaats Baden. In wenigen Wochen drängten sich jetzt Ereignisse, gewaltiger als in ruhigen Zeiten durch ein langes Menschenleben ziehen, auch Mathy erlebte und that, was für seine ganze Zukunft entscheidend wurde. Alle Energie, deren seine Natur fähig war, arbeitete jetzt nicht mehr gefesselt durch kleine Rücksichten und in tosender Brandung griff er mit fester Hand an das Steuer. Die französische Revolution, in Norddeutschland als ein treibender Fahrwind begrüßt, war ihm ein

zerstörender Orkan, der auch zu versenken drohte, was zum Heil des Vaterlandes bewahrt bleiben mußte. Aber jetzt thatlos staunen wäre Verderben gewesen, es galt vielmehr die Bewegung zu beherrschen in Baden, in Deutschland.

Der Sturz eines unhaltbaren Systems durfte nicht die verfassungsmäßigen Gewalten mit sich reißen. Durch mehrjährigen angestrengten gesetzlichen Kampf hatte die Opposition in Baden große Erfolge erreicht, dieser Gewinn für die Freiheit sollte nicht durch Zügellosigkeit verloren gehen. Die ganze Energie des freiheitliebenden, entschlossenen Mannes erhob sich zürnend gegen das wüste Gebahren der knabenhaften Demogogen. Unerschütterlich stand ihm die Ueberzeugung fest, was immer geschehen sollte, es mußte im Einklange mit der Verfassung durch die Regierung und die Kammern geschehen.

Seine persönliche Ansicht war damals und ist es während der folgenden Jahre parlamentarischer Versuche und öder Reaktion bis zum Jahre 1866 fast immer geblieben, daß der Weg der gewaltigen Volksbewegung, auf welchen der Februar 1848 geführt hatte, nicht der kürzeste Weg zum Ziele sein werde. Während seine Freunde in Baden und ein großer Theil der Liberalen in anderen Staaten den einzigen Reformweg in einer Verbesserung der Bundesverfassung sahen, die zunächst durch eine Vertretung der Nation beim Bundestage bewirkt werden müsse, hatte er diese Hoffnung nicht. Während die Forderung einer Nationalversammlung in den Märztagen allgemeine deutsche Losung wurde, war er — und damals er fast allein — der Ansicht, daß solche Vertretung der Nation die Auseinandersetzung mit Oesterreich nicht fördern werde. Nicht umsonst hatte er vierzehn Jahre vorher für den Zollverein geschrieben, und hatte er seitdem dies nationale Band immer mit besonderer Achtung und Zuneigung betrachtet; die Interessen der Völker, meinte er, werden zuerst die Interessen der Dynastien überwachsen. Er stand kühler und unbefangener als irgend einer seiner näheren Freunde in dem Getümmel, sowohl zum Vor-

parlament als zur Nationalversammlung ging er mit geheimem Zweifel, ob auf diesem Wege die Hoffnungen der Nation erreicht werden könnten.

Jetzt aber handelte er mitten im wilden Tumult seiner Heimath, kaltblütig und doch aufs Höchste geräumt. Der gefährlichste Punkt Badens war seine Vaterstadt Mannheim. Hier galt es den Radikalen nicht die Oberhand zu lassen. Er war, ebenso wie Hecker, Gemeinderath, im Jahr 1846 mit größter Mehrheit gewählt, hatte den Gemeindesachen treue Theilnahme bewiesen und durfte auf einigen Anhang rechnen. Am 27. Februar nach der ersten Kunde von Ausrufung der Republik in Paris übernahm Mathy den Vorsitz bei einer Volksversammlung, welche die Radikalen veranlaßt hatten, auch er befürwortete eine Petition an den verfassungsmäßigen Landtag um allgemeine Volksbewaffnung, Preßfreiheit, Schwurgerichte, ein deutsches Parlament. Aber diese Petition sollte, wie die Radikalen forderten, am 1. März durch Schaaren aus allen Theilen des Landes der Kammer im Sturm übergeben werden. Das mußte verhindert werden. Er stellte in Karlsruhe die Gefahr der Lage vor, und trieb zu schneller Nachgiebigkeit; schon bevor die Petition überreicht war, am 29. Februar, versprach die Regierung Volksbewaffnung und Schwurgerichte, und behielt für die verhängnißvolle Sitzung als wirksames dramatisches Mittel die Gewährung der Preßfreiheit.

Die Sitzung des ersten März begann; als die Regierung Preßfreiheit versprach, murmelten die Radikalen von weiteren Forderungen, aber Bassermann hielt eine seiner besten Reden und Mathy rief mit lauter Stimme in den Saal: „In Augenblicken, wie dieser, habe ich nur einen Gedanken, der ist das Vaterland. Unser erstes Bedürfniß ist Einigkeit, sie ist nur möglich, wenn unsere vielvertheidigten Grundsätze verwirklicht werden. Der Weg dazu ist angebahnt, die Regierung ist uns entgegengekommen mit drei großen Principien. Wenn es der Regierung nicht Ernst wäre, uns ist es Ernst. Wir nehmen

die Waffen in die Hand für die Vertheidigung nach Außen und zur Vertheidigung unserer Rechte. Wir müssen auf uns selbst vertrauen. Die Reihe der Bedürfnisse ist eine unendliche; wir wissen, welche Wünsche die dringendsten sind. Zwietracht wird nur unsere Feinde, die Feinde Deutschlands freuen." Aber die getäuschten Radikalen wollten die Wirkung der Sturmpetition nicht missen, sie begehrten die Kammer zu terrorisiren und in einen revolutionären Convent zu wandeln. Von ihnen angestiftet, umwogten Menschenmassen das Ständehaus, sie drängten in die Hausflur und den Hof; seit einigen Jahren war der schlechte Brauch eingeführt, daß die Hörer nicht nur auf den Gallerien, auch im Saale selbst hinter den Abgeordneten lagerten. Heut zeigten sich verwegene Gestalten im Saal, fremdes Gesindel aus dem Süden, treue Leibwächter Heckers, Landleute aus dem Wald und von der See. Die Abgeordneten saßen betäubt durch das Gewühl und das Getöse hinter ihnen. Und Struve zog heran mit der Deputation aus Mannheim, die Forderungen des Volkes in den Saal der zweiten Kammer selbst zu tragen. Zwar wurde er durch den lauten Ruf der Abgeordneten beim Eintritt zurückgehalten, doch Hecker ging ihm an die Thür entgegen, nahm ihm die Petition ab und wollte damit gradezu die Tribüne besteigen. Da drohte Minister Bekk wenn dies geschehe den Saal zu verlassen, und die Petition wurde auf den Geschäftsweg gesendet. Aber Hecker fuhr auf's neue empor, um Forderungen, die von acht Abgeordneten unterschrieben waren, durch die Kammer sofort dem Ministerium überweisen zu lassen. Und jetzt gab die Kammer bedenkliche Zeichen der Schwäche, viele Abgeordnete stimmten bei, der Präsident versuchte kraftlos Einspruch zu thun. Laut scholl der Jubel des Volkes, das im Hintergrunde den Antrag Heckers begrüßte. Alles schien verloren. In diesem verhängnißvollen Augenblick stand Mathy auf und erklärte ruhig, der Antrag sei nach der Geschäftsordnung an die Abtheilungen zu verweisen, die Kammer lasse sich von Volksmassen nichts

abringen. Die Beſinnung kehrte zurück, die Freunde fielen ihm mit lautem Beifall zu. Und ſo wurde auch dieſer Angriff abgeſchlagen. Die Radikalen tobten. Brentano rief draußen in die aufgeregte Menge, daß Mathy die Volkswünſche todſchlagen wolle, und Struve verklagte bei den Haufen, was geſchehen war; dieſe durchzogen die Stadt, beunruhigten heftig die Bürgerſchaft und den Hof; aber die Gefahr war diesmal durch einige Worte, zu rechter Zeit geſprochen, abgewendet.

Wieder eilte Mathy nach Mannheim, wo ſich wie im ganzen Lande die Volkswehren organiſirten, und ließ ſich dort zum Hauptmann einer Compagnie unter Heckers Obercommando wählen. Von da ging er am 5. März nach Heidelberg, zu einer neuen Zuſammenkunft mit politiſchen Freunden von der Deutſchen Zeitung. Einundfunfzig Männer trafen dort zuſammen, unter ihnen zwanzig Badenſer, außer Mathy, Baſſermann, Welcker, v. Soiron auch die Radikalen, denn auch dieſe hofften auf das Parlament, unter den Andern: v. Gagern, Römer, Hanſemann. Hier wurde der denkwürdige Beſchluß gefaßt, ein Vorparlament der deutſchen Nation nach Frankfurt zu laden für Einberufung einer conſtituirenden Nationalverſammlung, die Einberufung ſolle durch die Bundesbehörden, die mit Vertrauensmännern zu verſtärken ſind, erfolgen, und die Grundlagen für die künftige Rechtsverfaſſung ſollen folgende ſein: Ein Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Miniſtern, ein Senat der Einzelſtaaten, ein Volkshaus, erwählt aus Urwahlen nach dem Maßſtab 1:70,000, Competenz des Bundes unter Verzichtung der Einzelſtaaten zu Gunſten der Centralgewalt auf folgende Punkte: Einheitiges Heerweſen, einheitige Vertretung gegenüber dem Auslande, ein Syſtem des Handels, der Schifffahrtsgeſetze, des Bundeszollweſens, von Münze, Maaß, Gewicht, Poſten, Waſſerſtraßen und Eiſenbahnen, Einheit der Civil- und Strafgeſetzgebung und des Gerichtsverfahrens. Ein Bundesgericht. Verbürgung der nationalen Freiheitsrechte. — Dieſe Verſammlung iſt

über größeren der nächſten Folgezeit faſt vergeſſen, dennoch iſt ſie der höchſten Beachtung werth, denn ſie hat den Weg vorgezeichnet, auf welchem die deutſchen Angelegenheiten ſeitdem vorwärts getrieben wurden, in Frankfurt, Erfurt, Berlin, bis ſie in der Hauptſache durch die Verfaſſung des norddeutſchen Bundes für 30 Millionen Deutſche zum Grundgeſetz des neuen Staates erhoben ſind. Die politiſchen Gedanken, welche darin enthalten ſind, wird Niemand das Werk eines Einzelnen zu nennen wagen, denn ſie wuchſen zu gleicher Zeit in Tauſenden herauf, aber unvergänglich ſoll das Andenken der Führer bleiben, welche ſie zuerſt auf den Weg der praktiſchen Ausführung gebracht und aus dem Reich unbeſtimmter Ideale in die Wirklichkeit eingeführt haben.

In Karlsruhe und Mannheim war man noch der Bewegung Herr, aber vom Lande folgten einander die Schreckensbotſchaften. In den Dorfſchenken wurden wüſte Reden gehalten, die Dorfſchmiede hämmerten Senſen grade, überall im Volk ſchrie man nach möglichen und unmöglichen Freiheiten, im Odenwalde erhoben ſich die Landleute gegen die Grundherren und Militär mußte commandirt werden; die Truppenführer berichteten, daß ihre Mannſchaft argen Verführungskünſten ausgeſetzt ſei, und es wurde gefährlich, kleine Abtheilungen durch das Land zu ſenden, auch in ihnen wurde die Disciplin gelockert, die Energie und Geltung vieler Officiere unſicher. Am 13. März trug ein eiliger Mann aus Conſtanz die Schreckenskunde herzu, daß im Seekreiſe den Tag zuvor die Republik ausgerufen ſei, Berichte von Beamten liefen ein, die mit ſchwarzen Farben die Auflöſung der Ordnung ſchilderten, Gerücht wälzte ſich auf Gerücht durch die Gaſſen der Hauptſtadt. Schon war in der Kammer ſelbſt den Abgeordneten aus dem Odenwalde und von der Tauber zum Vorwurf gemacht worden, daß ſie nicht in ihre Wahlkreiſe abgegangen waren und das Volk zur Ruhe gemahnt hatten. Nach der neuen Schreckensbotſchaft ließ Miniſter Bekk die Abgeordneten

aus dem Seekreise zu sich laden und bat sie, nach ihren Wahlbezirken abzugehen. Mehre versagten. Mathy, Vertreter von Constanz, war bereit, außer ihm noch Straub. Auf der Stelle ward ihnen eine Vollmacht ausgefertigt, durch welche beide autorisirt wurden, für Aufrechterhaltung der Ordnung zu wirken, die Behörden aber angewiesen, ihnen Beistand zu leisten. In der Nacht fuhr Mathy mit seinem Begleiter südwärts. Die Fahrt schien den Freunden Mathy's abenteuerlich, Viele riethen ihm ab, das fruchtlose Wagniß auf sich zu nehmen. Der Seekreis galt für verloren, er war die alte Domäne Ficklers und oft hatte sich dieser mit Grund seiner Herrschaft über die Bevölkerung gerühmt. Jetzt hatte Mathy die Aufgabe, den alten Collegen von der Presse in seinem Lager zu bekämpfen. In der Kammer Hecker und Brentano, in den Mannheimer Zeitungen Struve, jetzt vor den Bauern Fickler, es war nur ein Wechsel der Gegner und des Kampfplatzes. Mathy vertraute, daß er auch mit diesem Gesellen fertig werden könne. Hatte er darum in der Schweiz gelebt und den alten Unruhstiftern tief in das Herz gesehen, um jetzt ihren schwächlichen Nachwuchs zu scheuen? Jene Alten, die sich zu Mazzini gesellten, hatten in dem heillosen System der heiligen Allianz doch einen starken gemüthlichen Grund für ihre revolutionären Gedanken gehabt, diese jungen Nachfahren der Fein und Harring aber waren ihm nichts als freche Knaben, die zerstörungslustig gegen die neue Freiheit, die über der Nation aufging, umher tobten. Er nahm seine Waffen in den Wagen gegen fremdes Gesindel und lachte seinen Begleiter Straub aus, der sich schwerer Sorge um den Erfolg ihrer Reise nicht entschlagen konnte. Am 14. kamen sie in Villingen an, traten in eine große Volksversammlung und trafen zwar eine entschieden liberale Gesinnung, aber zur Zeit Abneigung gegen jeden Aufstand, sie wurden gut aufgenommen und Mathy fand Beistimmung und Dank, als er mahnte, an der Verfassung festzuhalten. Als sie am nächsten Tage den Eilwagen be-

stiegen, sahen sie den radikalen Abgeordneten Peter darin, den das Ministerium in der Verlegenheit zum Regierungs-Director von Constanz ernannt hatte. Der haltlose Mann wand sich verlegen vor den Commissaren; es war peinlich aus dem verstörten Antlitz und den unruhigen Worten des Schwächlings den innern Kampf zwischen seiner Amtspflicht und den Mahnungen seiner Gesinnungsgenossen zu lesen. Den Tag fuhren die Reisenden in tiefem Schnee über die Berge und vermochten sich nur mit Mühe durch die Windwehen zu arbeiten. Oft wurden sie von bewaffneten Haufen angehalten und mußten ausgestellten Posten der Volkswehr Rede stehen, sie fanden Wächter der Freiheit mit seltsamer Bewaffnung: Stangensensen, uralten Musketen, Pistolen ohne Hahn und wuchtigen Knitteln, überall geschäftiges Wichtigthun, aber auch viele Gutmüthigkeit und recht altfränkische Spießbürgerei und manche Veranlassung zu guter Laune, überall kamen sie unangefochten durch, hier und da als Hort der Volkswünsche begrüßt und durch treuherzige Klagen gegen die Beamten und den Steuerzwang aufgehalten. Erst am späten Abend gelangten sie nach Constanz.

Gleich darauf trat Fickler aufgeregt in Mathy's Zimmer. Er war erst die Woche vorher in Karlsruhe mit Mathy zusammengestoßen, als er im Pariser Hofe wüste Reden hielt. Dort hatte ihn Mathy in Erinnerung an alte Zeiten gewarnt, er möge sich hüten, denn er schaffe Unheil für Andere, und Unglück für sein eigenes Leben; damals hatte Fickler trotzig geantwortet, Mathy selbst möge sich in Acht nehmen, die Wächter des Volkes schauten prüfend auf seine Wege. Jetzt war er in emsiger Geschäftsreise für die Revolution, zog von Versammlung zu Versammlung, und warb für Republik. Und er unternahm es noch einmal, Mathy Vorstellungen zu machen, und rief endlich: „Auf dich hatten wir gerechnet!" — „Nichts in meinem Leben hat euch ein Recht dazu gegeben," entgegnete Mathy. Die große Volksversammlung zu Constanz begann stürmisch, viele riefen nach

Republik. Die benachbarten Schweizer hatten dieſes Weſen und befanden ſich wohl dabei, die Franzoſen hatten es ausgerufen, warum ſollte man es nicht auch haben? Hinweg mit den Fürſten, dem Adel, den Beamten, den Steuern, hinweg auch mit allen Schulden und aller Mühſal des Lebens. In jedem Falle ſei die Republik die wohlfeilſte Regierung, man könne es ja damit verſuchen. Aber dieſe gemüthlichen Forderungen äußerten ſich im Ganzen ziemlich harmlos und wichen einer kräftigen Rede, Mathy predigte ihnen, daß die große Mehrzahl der Deutſchen die Republik nicht wolle und die Nation werde ſich durch einen Grenzſtreifen wie Baden dieſe Staatsform nicht aufdrängen laſſen, auch nicht zugeben, daß Baden ſie allein für ſich nehme, und die Republik werde ihnen nicht billig, ſondern recht theuer zu ſtehen kommen. Und als nach Mathy's Anſprache der Bürgermeiſter von Conſtanz die Verſammlung zu einer Erklärung aufforderte, rief faſt die ganze Verſammlung: wir wollen die Republik nicht.

Den Tag darauf ſprachen die Abgeordneten in Stockach; auch hier, wo der Lärm größer war, klang häufig der Ruf nach Republik. Doch auch hier war tröſtlich, daß wenigſtens Alle ihr Deutſchthum lebendig empfanden, und Niemand für Lostrennung und Anſchluß an die Schweiz redete.

Als Mathy zurückkehrte, mußte er den Miniſtern ſagen, daß die Reiſe zwar für den Augenblick Erfolg gehabt, daß die Berichte übertrieben und zur Zeit dort keine Gefahr ſei, daß aber für die Zukunft Niemand bürgen könne, und daran ſeien vor Allen die Beamten ſelbſt ſchuld. Dieſe waren bisher kleine pedantiſche Tyrannen der Landſchaften geweſen, jetzt ſahen ſie ſich zwiſchen Katzenmuſiken und bewaffnetem Volk in fürchterlicher Einſamkeit, viele verloren die Haltung und vergaßen ihrer Pflichten, drückten dem Frechſten am wärmſten die Hand und ließen die Dinge gehen, wie ſie wollten. Mathy erkannte, wie der alte Beamtenſtaat aus den Fugen ging,

und der eine Grundpfeiler des Staates Baden sich wankend krümmte. Um so fester wollte er den andern halten, die Verfassung.

Was er auf dem Wege, was er nach der Rückkehr über die großen Staaten im Osten hörte, das vergrößerte die Gefahr unermeßlich; in Wien war das alte System kläglich zerbrochen, in Berlin wurde der König genöthigt das Militär aus der Stadt zu senden: nicht Preußen, nicht Oesterreich boten ferner die Aussicht, ein Wall zu werden, an dem die deutsche Revolution sich breche; überall drohte das Chaos. Die Radikalen begrüßten triumphirend die große Wandelung. Sie hätten zum 19. März eine Versammlung nach Offenburg ausgeschrieben, zunächst um für das Parlament in Frankfurt, von dem sie jetzt für sich Alles hofften, ein starkes Auftreten ihrer Anhänger zu fordern. Dort war es, wo Hecker sich mit der Pistole neben Fickler stellte und diesen zu erschießen drohte, wenn er jetzt die Republik proclamire. Denn er, der Volksgunst nicht missen konnte, und in der dramatischen Wirkung seines Wesens auf die Menge einen übermäßigen Genuß empfand, kämpfte noch mit seinem Verstand gegen die Phrasen, durch die er sich und Andere berauschte, und merkte zuweilen wohl das Ungenügende und Gefährliche seiner Helfer und Werkzeuge. Jetzt hatte er innerlich unentschlossen alle Hoffnung auf Frankfurt gesetzt und wollte sich nicht durch einen Aufstand von dort isoliren lassen. Als er später im Vorparlament unterlag und haltlos zum Austritt trieb, fand er in großer Verstörung, daß er jetzt das wollen mußte, womit er bis dahin gespielt.

Unterdeß erfuhr er, wie die großen Augen seines Gegners jeden seiner Fehler beobachteten. Auf die Versammlung von Offenburg antwortete die Reformpartei am 23. März in der Kammer. Dort stellte Bassermann den Antrag, die Kammer solle erklären, daß sie von den Mitbürgern treues Beharren an wahrhaft freiem Rechtszustand und an der Verfassung erwarte, und daß sie die Regierung unterstützen werde, so lange diese auf der Verfassung stehe. Der Antrag

war so klug gehalten, daß auch die Radikalen ihre Stimme nicht zu versagen wagten, zumal Itzstein nicht, dem bei der steigenden Spannung im Grund auch nicht wohl zu Muthe war. Nur Hecker sträubte sich, in das neue Gehege zu treten: er vertraue in dieser Zeit nicht auf Personen, nur auf Thaten. Aber wieder stand Mathy gegen ihn auf: der Antrag gebe nicht Personen, sondern der Gesetzlichkeit einer Creditbrief, ob er der Verfassung den Gehorsam weigern wolle? Darauf wurde der Antrag einstimmig angenommen und Hecker suchte sich durch die Verwahrung zu helfen, er stimme nur in seinem Sinne zu.

Seitdem blickten Aller Augen gespannt auf die große Versammlung in Frankfurt, von dort sollte die Entscheidung kommen. Die Radikalen hielten eine Volksversammlung nach der andern, um die Stimmung zu steigern und für Gewaltthat vorzubereiten, das Ministerium vernahm, daß von der französischen Regierung und von Radikalen in der Schweiz die Ansammlung bewaffneter Haufen an der Grenze betrieben werde, und faßte den Entschluß, außer einer Verstärkung des eigenen Militärs noch Truppen der andern Staaten des 8. Armeecorps als Grenzschutz zu erbitten.

Am 30. März fuhr Mathy auf langem Bahnzuge mit den Deputirten des Südens und allerlei Volk nach Frankfurt; in Darmstadt, dem säuberlich ordentlichen, stand auf der einen Seite des Bahnhofes wohlgereiht die Bürgerwehr, auf der andern die Linie: Fußvolk, Reiter und Geschütz, um die Deputirten achtungsvoll zu begrüßen, bewaffnete Freischaaren aber unerbittlich anzuhalten. Zu Frankfurt festlicher Empfang der Badenser, Würtemberger, Rheinpfälzer. Koch-Gontard und seine Gattin erwarteten Mathy am Bahnhofe, um ihn und einige Freunde mit dem Wagen in ihr Quartier zu entführen; aber die Abgeordneten zogen zu Fuß durch die Stadt im großen Menschengewühl. Ueberall Fahnen, Laubwerk, Teppiche und begrüßende Inschriften, donnernde Hochs und Freudenschüsse

aus den Fenstern, Alles war herrlich gerüstet, die Deutschen hatten noch nirgend ähnliche Begrüßungspracht genossen. Mathy schritt durch die vergnügte Menge zu seinem Gastfreund Koch, vom Balkon des Hauses wehten allerlei Fahnen, ihm zu Ehren die badische. Gagern kam dorthin zum Abendbesuch, und Bassermann kam. Es war ausgezeichnete Gesellschaft in kleinem Kreise, ansehnliche Männer, bewundernde Frauen. Wenn Mathy an die Blutknaben Heckers dachte, die daheim in Mannheim vor seinen Fenstern vorüberzogen, und an die unwegsamen Schneewege des Schwarzwaldes, auf denen er gefahren war, so kam er sich vor wie in einer andern Welt, und schrieb lustig an Frau Anna: „Ich lebe hier nicht unter Menschen, sondern unter Engeln, und schlafe in einem Feentempel."

Vom Römer zogen die Deputirten am 31. März in die Paulskirche ein, den Bau, um welchen länger als ein Jahr Sorge und Hoffnung der Deutschen schweben sollten. Am Abend glänzender Fackelzug, schöne Reden Abgeordneter vom Balkon, Militärmusik und Liederkränze. Darauf am 1. April stürmische Sitzung, in der sich die Parteien versuchten; Gagern erfocht seinen ersten Sieg, die badischen Radikalen unterlagen ruhmlos, sie hatten Alles versucht, in Offenburg und in der Nähe von Frankfurt, um als die Majorität aufzutreten, und sie waren eine Minderzahl, die sich stätig verringerte. Das Vertrauen der Besonnenern wurde größer, außerhalb stieg die Erbitterung gegen die Ruhestörer. Von allen Seiten kamen Erklärungen, man werde jeden Angriff gegen das Parlament mit den Waffen abwehren. Und Abends wieder Beleuchtung der Stadt.

Es war eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft ohne jede gesetzliche Autorität, und doch ist ihr gelungen, den Weg vorzuzeichnen, auf welchem Regierungen und Volkswünsche in den nächsten Jahren dahinglitten. Mathy hielt sich in den Verhandlungen beobachtend zurück, er sprach nur einmal für Organisation der Volksbewaffnung, die in Baden unbedingt nöthig war, um dem Anzug fremder Frei-

schaaren und einem Terrorismus derselben über die Bürger zu steuern. Für ihn war Hauptsache der Beschluß, daß die künftige Verfassung Deutschlands einzig und allein der constituirenden Nationalversammlung zu überlassen sei.

Er blieb auch später der Meinung, daß diese vielfach angefochtene Entscheidung die möglichst beste war und durch den Lauf der Begebenheiten nur zu sehr gerechtfertigt wurde. So lange die Nationalversammlung bestand, konnten sich die Regierungen über gemeinsame Vorschläge für eine deutsche Verfassung nicht verständigen, nach dem Ende des Parlaments gelang es einzelnen Regierungen ebenso wenig eine Vereinbarung herbeizuführen, und achtzehn Jahre später mußte Preußen durch Krieg zur Einigung zwingen. Hätten sich die Regierungen rechtzeitig über die Verfassung verständigt, so war der Ausspruch des Vorparlaments kein Hinderniß für die Nationalversammlung, die Vorschläge der Regierungen anzunehmen oder darüber zu vereinbaren.

Er und seine Freunde hatten die Grundzüge einer Verfassung entworfen, das Vorparlament hatte den Weg zu ihrer Verwirklichung geebnet, jetzt galt es zunächst, daß die Nationalversammlung die Verfassung schaffe. Und dann frug es sich, ob diese Versammlung stark genug sein würde, ihre Verfassung auszuführen.

Wie klug auch Mathy's ruhig abwägender Geist die Schwierigkeiten berechnet und daheim an dem Wege gezweifelt hatte, kein Mensch vermag sich den Einwirkungen einer großen Versammlung bei thätiger Theilnahme ganz zu entziehen. Die gesteigerte Empfindung der Stunde, das Urtheil Anderer, welches Achtung verdient, beeinflußt auch den Stärksten. Auch Mathy kehrte von Frankfurt nicht ganz ohne Hoffnungen nach der Heimath zurück.

Am 4. April war er zum Mitglied des Funfziger Ausschusses gewählt worden, der das constituirende Parlament vorbereiten sollte, aber ihm blieb in den nächsten Tagen nicht Muße in Frankfurt

zu weilen, er war daheim nöthiger als je. Die Aufregung war übermächtig geworden, der Einmarsch von Bundestruppen des 8. Armeecorps hatte bei Vielen eine thörichte Erbitterung erregt. Die Radikalen hatten beschlossen, in der Kammer feierlich dagegen zu protestiren, Itzstein war von Frankfurt zu ihnen geeilt, um noch einmal seinen alten Einfluß auf die Majorität der Kammer zu erproben, der Ausgang der Sitzung schien unsicher, und wenn die Majorität sich zu einer Erklärung für die Meuterer verleiten ließ, war in Baden Alles verloren, das Ministerium konnte in dieser Zeit nicht auflösen, nicht ohne die Kammer regieren.

Am 7. April erhob sich Brentano und schalt auf den Einmarsch fremder Truppen. Die Furcht vor Einfällen republikanischer Schaaren sei unbegründet, Herwegh habe das erklärt, der Moniteur ebenfalls. Ihm trat der Minister des Innern, Bekk, entgegen, indem er die Ansammlung bewaffneter Haufen jenseits der Grenze schilderte: Baden steht am Rande einer Revolution, die von Fremden angefacht wird, und Bundestruppen sind keine fremden Truppen. Auf diese Zurückweisung unterstützte Hecker den Genossen, erklärte heftig mit Beziehung auf Mathy, daß er die politischen Heuchler verachte, welche Königthum und Monarchie zu ihrem Spielwerk gebrauchen wollen, die Gefahr sei eingebildet, die Maßregeln erregen Erbitterung, das Volk wolle materielle Erleichterungen und nicht Soldaten. Auf diese Worte, welche von einem Mann gesprochen wurden, der damals bereits den Aufstand und den Einfall fremder Freischaaren organisiren half, antwortete Mathy: „Der Abgeordnete Hecker hat Recht, Offenheit verdient Achtung, Heuchelei Verachtung. Man soll kein Spielwerk treiben mit der Monarchie, und ebensowenig die Republik als ein bald und leicht zu erhaschendes Spielwerk zum eigenen Vergnügen betrachten, der wahre Vaterlandsfreund geht mit der Nation und verzichtet auf seine persönlichen Wünsche, wo sie mit dem Willen der Mehrheit nicht stimmen. Der Abg.

Hecker hat ferner Recht, wenn er ſagt, das Volk verlangt materielle Erleichterungen. Aber es verlangt auch vor Allen Schutz gegen Raub und Plünderung, und findet keine Linderung in Verſuchen, Zwieſpalt und Bürgerkrieg zu erregen. Man hat die Gefahren eines Einfalls von Außen abgeläugnet oder als unbedeutend dargeſtellt. Aber die Beweiſe des Gegentheils liegen vor." Und er ſchilderte die Gefahr durch Anführung von Einzelheiten. „Man hat ferner deutſche Waffenbrüder fremde Truppen genannt, iſt das die Verbrüderung aller deutſchen Stämme, nach der die Nation begehrt? Hat man je in Frankreich gehört, daß Soldaten aus der Bretagne an der Garonne und der Rhone Fremde genannt worden wären? Haben die Kantone in der Schweiz die Wehrmänner aus andern Kantonen Fremde geſcholten, oder wurden ſie nicht vielmehr allenthalben als Eidgenoſſen begrüßt? Man ſollte ſich ſchämen, die große Idee deutſcher Einheit noch ſo wenig begriffen zu haben. Die „fremden Truppen", fürchtet man, könnten uns die Freiheit rauben. O wie ſchlecht wäre es beſtellt mit unſerer Freiheit und mit unſerer Männlichkeit, wenn dieſe Beſorgniß Grund hätte! Ein Volk in Waffen, das ſich die Freiheit rauben läßt, verdient nicht ſie zu beſitzen. Beſorgt man vielleicht, die zum Schutze der Grenzen aufgeſtellten Truppen könnten auch helfen Unfug im Lande zu verhüten? Unfug zu verhüten iſt in einem freien Lande doppelt nöthig, weil er dem Volke ſein koſtbarſtes Gut, die Ehre, raubt. Glauben Sie etwa, die Unordnung ſei eine republikaniſche Tugend?" Und er erzählte darauf als Beiſpiel republikaniſcher Entſchloſſenheit die Worte Munzinger's, die dieſer ihm nach einer Widerſetzlichkeit der Gemeinde Grenchen zugerufen hatte: „Ihr Deutſchen mit euren monarchiſchen Begriffen, ihr könnt hie und da durch die Finger ſehen, wenn eine Ungeſetzlichkeit begangen wird, ihr habt ſtarke Mittel zur Verfügung der Staatsgewalt und könnt das Uebel unterdrücken, wenn es ärger werden ſollte. Aber wir Republikaner dürfen nicht die leiſeſte Verletzung des Geſetzes dulden, das Geſetz

iſt unſer Palladium, das müſſen wir rein und unverſehrt erhalten, ſonſt ſind wir verloren." — Sehen Sie, meine Herren, fuhr Mathy fort, das iſt republikaniſch. Am allerwenigſten dürfen wir Badener in einem Grenzlande das Beiſpiel des Haders mit den Waffenbrüdern aus den Nachbarſtaaten geben. Darum wiederholen wir das Verlangen, daß gegen die Störer des Friedens, der Geſetzlichkeit und der Ordnung mit aller Strenge der Geſetze eingeſchritten werde." Dieſe Worte, ſo gut und in ſo gehobener Haltung geſprochen, daß ſie die Kammer und die Zuhörer fortriſſen, raubten dem ohnedies innerlich unſichern Hecker die Beſinnung, und faſſungslos brach er heraus: „Das Volk glaubt an die Reaction, denn es hat das Beiſpiel von 1833 vor Augen. Jetzt wird ihm das nämliche Sirenenlied geſungen, aber die Männer der Freiheit ſehen die Gefahr, ihre Köpfe zu verlieren."

Und da gab Mathy dem Frevler, wie ein alter Kämpfer der Arena dem ungeſchickten Neuling, den letzten Stoß.

„Wenn der Abg. Hecker ſagt, es handle ſich jetzt darum, den Kopf nicht zu verlieren, ſo hat er in ſofern Recht, als Jeder darauf achten ſoll, in der allgemeinen Verwirrung ſeine Beſonnenheit zu bewahren, um zu finden, was in jedem Augenblick für das Wohl des Vaterlandes zu thun iſt. Im andern, wörtlichen Sinne genommen, ſollte man nicht viel von perſönlicher Sicherheit und Unſicherheit ſprechen, wenn man berufen iſt, für das allgemeine Beſte zu wirken. Wer hinter dem Hütchen ſpielt, iſt allerdings kein Freund der Regierung, darin ſtimme ich dem Abg. Hecker bei, allein wer gegen die Vertheidigung des Landes und für den Bürgerkrieg wirkt, der iſt auch kein Freund des Volkes."

Hecker ſchwieg und verließ finſter den Saal. Alles war zum Aufſtand vorbereitet, die Rollen vertheilt, Fickler, der grade in Mannheim lag, ſollte im Seekreiſe die Republik ausrufen, Hecker zu Offenburg. Nach der Sitzung trat eine Commiſſion der zweiten Kammer zu-

ſammen, bei welcher Miniſter Bekk und Präſident Mittermaier anweſend waren. Dort theilte Bekk mit, was die Regierung von dem beabſichtigten Aufſtand wußte. Mittermaier erklärte, daß er Beweiſe des Hochverraths in Händen habe, und legte einige Briefe und Documente vor. Mathy fuhr auf: „Aber warum hindert man nicht? Warum thut man ihnen nicht, was Recht und Geſetz fordern? Hat die Regierung Furcht vor dieſen Leuten?“ Dennoch erhob ſich die Regierung nicht zu dem Entſchluß, die Führer des Aufſtandes verhaften zu laſſen. Mathy verließ zornig die Sitzung. Am Abend erfuhr er, was in denſelben Stunden zu Mannheim geſchehen war. Dort hatte Fickler eine große Volksverſammlung abgehalten und hellen Aufruhr gepredigt. Der Tag ſei gekommen, den Großherzog zu vertreiben, er gehe jetzt nach Conſtanz den Aufſtand zu beginnen. Mathy war als Mitglied des Gemeinderaths von Mannheim empört, daß dieſer dem wüſten Gebahren Ficklers nicht widerſtanden hatte, er ſchrieb ſogleich an den Bürgermeiſter, man möge zum nächſten Tage eine Sitzung des Gemeinderaths anberaumen, er komme hin.

In Karlsruhe kreuzten die Züge nach Conſtanz und Mannheim. Als Mathy am 8. April früh auf den Bahnhof kam, erkannte er Fickler in einem Coupé auf dem Wege nach Conſtanz. Er trat an das Coupé: „Halt. Wo willſt du hin?“ Fickler erwiderte ſcheu: „Das geht dich nichts an.“ — „Ich weiß, du willſt dort hinauf.“ — „Ja, und ich will dir zeigen, was wir zu thun vermögen.“ — „Du gehſt nicht, du bleibſt hier.“ — „Du wirſt mir's nicht wehren.“ Da rief Mathy einen naheſtehenden Polizeidiener und forderte dieſen auf, Fickler zu arretiren. Der Polizeimann erbleichte vor Schreck und war nicht im Stande, den Auftrag auszuführen. Fickler rief heftig zu den Bahnhofbeamten und dem Zugführer: „Fort mit dem Zuge!“ Mathy aber trat an den Bahnhofdirector: „Sie laſſen den Zug nicht abgehen, bevor Herr Fickler verhaftet iſt.“ — „Gott, ich habe keine Befehle der Regierung!“ — Mathy: „Auf meine Verantwor-

tung.“ Es gab großen Tumult, ſtarke Aufregung unter den Paſſagieren; endlich wurde ein Polizeicommiſſar herzugeholt und wagte zögernd die Verhaftung.

Mathy ſchrieb auf der Stelle einige Zeilen an den Miniſter Bekk und ſetzte ſich in den Zug, welcher nach Mannheim abging. Dort wurde durch Conducteure und aufgeregte Reiſende ſofort die Kunde verbreitet, ſie füllte blitzſchnell die Stadt, die Leute liefen aus den Häuſern, die Senſenmänner und Blutknaben Heckers eilten zuſammen. Mathy kam in ſeine Wohnung und erzählte ſeiner Frau gemächlich die ganze Tragödie. Unterdeß ſtellten ſich dichte Gruppen vor dem Hauſe auf, eine Deputation zorniger Bürger — von den Radikalen — trat ein und forderte eine Erklärung. Mathy antwortete, ſie ſollten auf das Rathhaus kommen, dort werde er ihnen ausführlich berichten, ging darauf ſchnell zum Bürgermeiſter und erſuchte dieſen, die Sitzung um eine Stunde zu verſchieben. Als er durch die Haufen ſchritt, welche murrend und ſcheu nach ihm blickten, begegnete er einem Gemeinderath, der behaglich von ſeinem Büreau kam und ohne Ahnung der Kataſtrophe dem Bekannten zurief: „Es iſt mir lieb, daß ich zur Sitzung noch zurecht komme.“ Darauf Mathy: „Mir auch. Es iſt Einiges zu berathen, ich habe Fickler verhaften laſſen.“ Der Gemeinderath ſtützte ſich vor Schreck an eine Mauer; ſo ſehr ſtanden die Menſchen in Baden damals unter dem Einfluß der Tumultpartei. Als Mathy in ſeine Wohnung zurückkehrte, ängſtlich von ſeiner Frau erwartet, ſagte er um ſie zu beruhigen: „Jetzt mache, Schatz, daß wir zu eſſen bekommen, ich bin hungrig.“ Denn er ahnte, daß ein Leibgericht bereitet war, welches doch auch ſeine Anerkennung erſehnte. Während er bei Tiſche ſaß, wurde draußen das Gewühl arg, die Senſenmänner ſtanden in dichten Haufen um das Haus, riefen Scheltworte und forderten den Tod des Verräthers. Einige Bekannte drangen durch die Menge, blieben betroffen in der offenen Thür ſtehen, und der eine rief mit Emphaſe:

„Da ſitzt er, er ißt.“ „Wollen Sie uns nicht die Freude machen, mit zu eſſen?“ Auch eine Anzahl Scharfſchützen kamen, denn Mathy war bei dieſen Schützenmeiſter, um das Haus vor dem Volkshaufen zu decken; ſie füllten beſorgt die Stube, umringten die Hausfrau und ſagten ihr leiſe: „Leiden Sie nicht, daß er aufs Rathhaus geht, es kann ſich etwas ereignen.“ Die Hausfrau ſtand ſchweigend unter den Männern; er aber hatte die Worte gehört, trat zu ſeiner Frau und frug herzlich: „Soll ich hier bleiben? Haſt du Angſt?“ Sie wußte wohl, was er hören wollte, und aus dem gepreßten Herzen brachen die kurzen Worte: „Haſt du's angefangen, ſo mach's fertig.“ Da freute er ſich ſeines Weibes und ging aus der Thür, Dr. Ladenburg und Bürgermajor Jörger voraus. Als er in der Hausthür ſichtbar wurde, empfing ihn wildes Geſchrei der wogenden Maſſe, er hielt auf der Schwelle an, die Arme am Leib, und ſah aus ſeinen großen Augen ruhig in den Haufen. Alles wurde ſtill, Niemand rührte ſich, er ſchritt ungehindert durch das Gewühl. Erſt als er aus dem Gedränge war, erhob ſich hinter ihm das Wuthgeſchrei: Landesverräther! und ein kleiner Geſell kam ihm nachgelaufen: „Dein Kopf muß daran.“ Mathy wandte ſich gegen den Mann, da trat ein anderer Bürger zu ihm: „Laſſen Sie den, er iſt noch nicht vier Wochen aus dem Zuchthauſe.“

So ging Mathy nach dem Rathhauſe, dort verſammelten ſich die Hauptleute der Bürgerwehr, der Rath und Gemeindeausſchuß. Während aber der Gemeinderath beſchloß durch eine Proclamation ſeine Geſinnung kund zu geben und die Bürger zum Beitritt aufzufordern, lärmte draußen die aufgewühlte Menge und forderte, daß Mathy herauskomme. Da wurde Generalmarſch geſchlagen, der Markt füllte ſich mit zwanzig Compagnien der Bürgerwehr und bedächtigen Bürgern, der tolle Schwarm zerſtob. Major Jörger verlas eine Erklärung Mathy's und die Proclamation des Gemeinderaths. Die Stimmung ſchlug um, ein Hoch auf den Gemeinderath

war die Antwort. Wieder wurde Mathy gerufen und jetzt ſtellte er ſich auf den Balkon, unten wogte die halbe Stadt in dichtem Gewühl, und Mathy ſetzte ihnen mit einer Stimme, die hell über den Markt ſchallte, auseinander, warum er hätte thun müſſen, was er gethan: die nahe Gefahr eines Einfalls fremder Schaaren, das thörichte Treiben der Agitatoren und die Pflicht des Bürgers, ſolcher Zuchtloſigkeit entgegen zu treten. Und er ſchloß mit den Worten: „Hätte ich, was ich heute Morgen gethan, noch einmal vor mir, ich würde es abermals thun, ſelbſt wenn es mein Leben koſten ſollte.“ Die Antwort war ein dröhnendes Hoch und der laute Ruf: „Dank, Dank!“ Die Erklärung des Gemeinderaths wurde in der Rathhausflur auf einen Tiſch gelegt, die Leute drängten ſich zu, Tauſende unterſchrieben. Die Verſtändigen fühlten ſich obenauf, Mathy vermochte kaum ſich den Händedrücken und Umarmungen zu entziehen.

Die Schützen erboten ſich, in der Nacht das Haus Mathy's und ſeine Familie zu behüten und die Ordnung in der Stadt zu erhalten. Am Abend fuhr Mathy in einem Extrazug mit Baſſermann, der auf die geflügelte Nachricht eilig von Frankfurt herangekommen war, nach Karlsruhe zurück. Am nächſten Morgen war Sitzung im Ständehaus, Mathy trug den Fall vor, wieder laute Hochs der Abgeordneten und Umarmungen im Saal. — Aber er ſelbſt ſah mit kalter Ruhe auf dieſen Enthuſiasmus der Beſorgten und ſagte: „Morgen werfen ſie wieder mit Steinen.“

Durch die Verhaftung Ficklers und Mathy's entſchloſſenes Auftreten in Mannheim war einem kopfloſen Aufſtandsverſuch die Spitze abgebrochen. Hecker rief als er die Verhaftung erfuhr: „Nun kommt man auch an mich und die Kammer genehmigt meine Verhaftung.“ Er verließ am Tage darauf Mannheim, fuhr über den Rhein durch Frankreich nach dem Seekreis und verſuchte jetzt, wahrſcheinlich ſelbſt ohne Vertrauen, von Conſtanz die Landſchaft aufzuwiegeln. Er gab die Hoffnung vor, daß die Truppen, welche

man gegen ihn ausschicken könnte, sogleich zu ihm übergehen würden. Am 20. April stieß er mit seinem Haufen auf badische und hessische Truppen unter dem Commando des General Fritz von Gagern und dieser, einer unserer besten Männer, zahlte mit seinem Leben den Versuch, die Aufständischen durch verständiges Zureden zur Besinnung zu bringen. Aber die Freischaaren wurden von seinen Soldaten zerstreut, auch der Haufe Struve's lief bei Steinen auseinander, Hecker barg sich in der Schweiz.

Der bethörte Fickler brach im Gefängniß zusammen. Aus seiner Haft schrieb er an Mathy, dieser möge ihn frei machen, er wolle viele Aufschlüsse geben. Mathy antwortete nicht. Nach einiger Zeit wurde er von der badischen Regierung seiner Haft entlassen, und da er aufs Neue versuchte, im Schwarzwald einen Aufstand zu erregen, durch Württemberg wieder in Haft genommen. Da soll er auf dem Asperg dem Könige persönlich Geständnisse gemacht haben; wenigstens entließ man ihn unter dem Schein einer Kaution, statt ihn an Baden auszuliefern. Er entrann nach der Schweiz und verging in der Ferne.

Selten ist ruchloser und schwächlicher ein Aufstand versucht worden, als damals. Die Führer selbst hatten kaum eine Ahnung davon, was Bürgerkrieg sei und militärische Operationen im größeren Style, und sie lebten in einer krankhaften Ueberschätzung ihres Einflusses auf das Volk und ihrer Befähigung, zusammengelaufene Haufen zu kriegstüchtigen Schaaren zu bilden.

Es war nicht wunderbar, daß die Massen in Süddeutschland während jener Zeit der Aufregung den Dienst nicht verstanden, den Mathy auch ihnen geleistet, und daß sie den entschlossenen Patrioten als einen Verräther an der Volkssache betrachteten. Wenn aber jetzt nach den Erfahrungen von zwanzig Jahren noch Jemand, der sich Demokrat nennt, jene Aufstandsversuche, welche der Demokratie die schwersten Wunden geschlagen haben, als etwas Patriotisches und

eine gute Unternehmung seiner Partei entschuldigen wollte, so würde er ein sehr abfälliges Urtheil über seinen Charakter und seinen Verstand hervorrufen, wenn man nicht wüßte, daß ein Mensch in Liebe und Haß sehr schwer seine eigene Vergangenheit aufgiebt und häufig in der Theorie rühmt, was er in der Wirklichkeit als schädlich und unrecht bekämpft.

Mathy konnte seine Badener retten, aber er konnte nicht verhindern, daß die leicht bestimmbare, von entschlossenen Phrasen abhängige Generation noch lange zwischen Zorngeschrei und Schluchzen dahinschwankte, und nur darin deutsche Natur bewies, daß sie sich einer zeitweisen Rückkehr zu gesundem Menschenverstande nicht entzog. Sein Name war jetzt in Aller Munde. Die Radikalen und ihre Presse fluchten ihm, wie in Deutschland seit dem 30jährigen Kriege niemals einem Manne geflucht worden ist, er war der große Verräther, der Feind des deutschen Volkes, er war gefehmt, sein Kopf verfallen. Auch Viele, die sich nicht zu den Radikalen zählten, wurden gänzlich irre an ihm; er hatte gethan, was nur der Polizei gebührt, und ihnen schien, als ob solches Thun in ähnlicher Weise die Ehre vermindere, wie in alter Zeit das Eingreifen in des Henkers Amt. Länger als ein Jahr war sein Leben in Baden und noch jenseits der Grenze in Wahrheit gefährdet; so oft er auf der Eisenbahn fuhr, durch aufgeregte Haufen schritt, schwebten seine persönlichen Freunde in Sorgen um ihn. Noch im September war er unter den Gefehmten, welche der Volksrache in Frankfurt verfallen sollten. Es bedurfte seiner sorglosen Festigkeit, um dadurch nie gestört zu werden. Während aber im Südwesten der Groll und Haß gegen ihn überwog, kamen aus anderen Theilen Deutschlands Haufen von Zustimmungs-Adressen, Grüßen, Danksagungen, eine ungewöhnlich starke aus Köln war mit mehren tausend Unterschriften bedeckt, eine ähnliche kam aus Bremen, aus Barmen, eine aus Lengerich in Teklenburg begrüßte ihn als den Wächter, der „wer da" gerufen für Deutschland, andere vermie-

den in ihrem Enthusiasmus sogar die Verse nicht. Er selbst sah die Menschen um sich plötzlich verwandelt, Mancher drückte ihm die Hand, der ihn bis dahin als politischen Gegner betrachtet hatte, und Freunde, die lange an ihm gehangen, wandten sich schmerzlich zur Seite. Er behielt seine heitere Ruhe. Den alten Gegnern, welche ihn jetzt als Bundesgenossen betrachteten, sagte er kalt: „Ich bedaure, daß gelobt oder getadelt wird, was mir als Erfüllung einer Bürgerpflicht natürlich schien", und seinen Wählern in Constanz, aus deren Mitte ihm ein starkes Mißtrauens-Votum zugesandt wurde, schrieb er: „Wenn Sie mich tadeln, daß ich als Bürger gethan habe, was nur der Polizei zukommt, so reinigen Sie sich durch Ihre Vorwürfe vollständig von dem Verdacht, Republikaner zu sein. Denn wer glaubt, daß nur die Polizei sich um das Wohl und Wehe des Ganzen zu kümmern hat, daß der Bürger sich nicht damit befassen soll, selbst in solchen Augenblicken nicht, wo er allein großes Unheil verhindern kann, wer so denkt, ist gewiß kein Republikaner, sondern nur reif für den Polizeistaat."

An jene Verhaftung erinnern sich heute Viele zuerst, wenn der Name Mathy genannt wird. Es war eine zufällige gemeinnützliche That in dem Leben eines entschlossenen Mannes, sie hat dem Aufstande die Kraft genommen, sie hat wahrscheinlich mehre hundert Deutsche, Freischaaren und Soldaten, vor gewaltsamem Tode bewahrt; wir neigen uns indeß zu der Annahme, daß der kopflose Aufstand vom April 1848, auch wenn Fickler damals ungehindert losgeschlagen hätte, von den Truppen bewältigt worden wäre. Aber auffallend ist, daß die Nation dem Helden einer Anekdote so wenig Gedächtniß bewährt hat für das unendlich größere Verdienst, welches er sich durch seine ganze Haltung seit Ausbruch der Bewegung erworben hat. Denn daß er die Kammer durch seinen unabläßigen Kampf mit den Radikalen, und durch die Wucht seiner festgeschlossenen Persönlichkeit verhinderte zu einem Convent zu werden und daß

er sie zwang, an Verfassung und Gesetz fest zu halten, das war, so weit menschliches Urtheil reicht, die Rettung Badens und die Rettung des Südwestens, ja vielleicht des gesammten Deutschlands vor dem Ausbruch einer großen, die Throne stürzenden und die Massenherrschaft emportreibenden Revolution. Wenn im Frühjahr 1848 die Verfassung Badens nicht festhielt, so wälzte sich aus dieser Ecke Deutschlands die politische Zerstörung gegen den Norden, und die Republik Frankreich hoffte auf eine zweite Eroberung von Mainz und warb verlorene Haufen zum Tanz der Carmagnole an deutschen Freiheitsbäumen. Die Kämpfe in der zweiten Kammer Badens hatten deshalb nicht geringe Bedeutung, und Mathy wurde im vollen Verständniß für die Größe seiner Aufgabe zum Vorkämpfer des Gesetzes in Baden. Länger als ein Jahr waren die Wurzeln, welche die Verfassung im badischen Volke geschlagen, stark genug, um Regierung und Kammer unter den heftigsten Stürmen aufrecht zu halten. Als ein Jahr darauf die Regierung den Muth verlor, war Preußen wieder so weit erstarkt, daß es zu helfen vermochte. Darum wer sich an dem Mann in jener Stunde auf dem Bahnhofe Karlsruhe erfreut, der soll auch daran denken, daß sie nur Ein Moment in einem angestrengten Wachdienst war, den er als ein Hüter deutscher Ehre an dem gefährlichsten Grenzposten that.

Während Lob und Verwünschungen laut erklangen, war er selbst als Abgesandter auf dem Wege nach dem Norden. Nach Ficklers Verhaftung war er nach Frankfurt in den Funfziger-Ausschuß geeilt. Dort stand ein anderer von den Genossen der Deutschen Zeitung, Mathy's treuer Freund Soiron in gleich beharrlichem Muth auf seiner Schanze. Er war Präsident des Funfziger-Ausschusses, die Hebel, welche er in seinen Händen hielt, vermochten mit unberechenbarer Wirkung Bestehendes aus den Angeln zu heben. Mit eiserner Ausdauer behauptete der tapfere Mann seine Stellung. Seine schwere Aufgabe war, bescheiden zu sein, fest zu halten an dem friedlichen Wege der

Reform, nur dem Parlament, das vom Bunde und sämmtlichen Regierungen vorbereitet wurde, den Weg zu bahnen. Die Mehrheit, der Soiron angehörte, war nicht groß, oft durch Entsendungen geschwächt; hätte er nur ein Mal seinen Posten verlassen, so wäre Robert Blum an seine Stelle gerückt, und von den Parteigenossen zu Schritten gedrängt worden, die ihm vielleicht selbst unheimlich gewesen wären. Deshalb trug Soiron die undankbare Arbeitslast und lehnte wiederholt eine der höchsten Staatsstellen ab, die ihm von Karlsruhe angetragen wurde. — Der Ausschuß beschloß, in Berlin die Räumung Schleswigs durch die Dänen, die Volksbewaffnung in den Herzogthümern, und die Einverleibung Schleswigs in den Bund zu betreiben. Zwei Commissäre wurden gewählt, der eine aus den Heidelberger Vertrauten, der andere ein Norddeutscher, Mathy und Schleiden.

Am 13. April reiste Mathy nach Berlin. Zum ersten Mal betrat der Süddeutsche die Straßen der großen Hauptstadt, und er war überrascht durch Vieles, was er hier sah und hörte. Zwar das wilde Treiben auf den Straßen, Roheit des Pöbels, Zusammenläufe, Placate, fliegende Buchhändler und Geschrei der kleinen Presse, alles Geräusch einer Krisis waren hier auffallender als daheim. Er fand auch bei den Personen, mit denen er nach seinem Auftrag zu verkehren hatte, keineswegs festen Entschluß über das, was durch Preußen jetzt geschehen müsse. Es war dort Vieles nicht besser als im Süden und von Kopflosigkeit und Beamtenschwäche mehr zu spüren als Mathy lieb sein durfte. Aber die Bewegung im Norden war in einem Puncte der heimischen Wirthschaft sehr ungleich. In Baden galt es für tapfer und tugendhaft, sich als Republikaner zu geberden, auch wenn man geheimes Mißtrauen gegen das Angemessene dieser Staatsform hegte. Mathy hatte eine seiner größten Wirkungen in der Kammer hervorgebracht, als er erzählte, wie ein tüchtiger Republikaner in der Schweiz sich gegen Widersetzliche benehme. Im Norden war

das Wort eine gehäſſige Bezeichnung; auch die Wenigen, die gegen jede Monarchie waren, mieden ſorglich den Namen und verdeckten ihre Geſinnung. Bei allen Männern von Urtheil, mit denen Mathy verkehrte, fand er zwar die Herzensſorge, ob die Aufregung dem Staat ein Verfaſſungsleben geben werde, aber den Beſtand der Dynaſtie, die Dauer des geſammten Staatsbaues wollte Niemand in Frage geſtellt ſehen; ja er ſah die wärmſte Theilnahme an der ſchwierigen Lage des Königs und vernahm von Aeußerungen in Militär und Adel, welche das geheime Wirken ſehr entgegengeſetzter Wünſche verriethen. Und er fuhr weiter nach dem Norden, ſprach in Hamburg, Bremen und Hannover mit Geſinnungsgenoſſen und betrachtete prüfend die beſorgte und entſchloſſene Haltung der beſitzenden Claſſen. Er eilte dorthin, wo die Holſteiner ſich gegen die däniſchen Uebergriffe erhoben hatten, und begrüßte in Rendsburg alte Freunde; dort wieder fand er gehobene Stimmung und Hoffnung auf den Einmarſch der Bundestruppen, dort waren reguläres Militär und General Wrangel die große volksthümliche Hoffnung. Sein Kampf gegen die Radikalen in Baden wurde höchlich gerühmt und Hecker und Struve vom Volk als Verbrecher und arge Feinde des Vaterlandes verurtheilt. Auch die ſich Demokraten nannten, hatten wenig Aehnlichkeit mit den wilden Knaben im Süden, ihr Kampf ging gegen die ariſtokratiſche Partei in der Landſchaft und für Aenderungen, welche dem Bürgerthum einen größern verfaſſungsmäßigen Antheil am Staate ſichern ſollten. Und er ſah, daß im Norden nicht nur die unvergleichlich größere Staatskraft, auch ein weit höherer und männlicherer Patriotismus lebte, vor Allem ein conſervativer Zug unter den gebildeten Führern aller Parteien. Das war ein anderes Bild deutſchen Lebens. Daheim tobte und lärmte die Menge, weil das Eindringen fremder Kriegshaufen durch Bändigung einiger Schreier verhindert worden war, im Norden zahlten die Bauern doppelte Steuern und ſand-

ten ihre Söhne freiwillig zu regulärem Kriegsdienst, um fremde Heerhaufen aus dem Lande zu vertreiben.

Es war eine Reise von wenigen Tagen, aber sie wurde für Mathy eine große Berichtigung seines Urtheils, zugleich eine Belohnung für seine Arbeit in den vergangenen Wochen. Denn er kehrte zurück mit einer fröhlicheren Auffassung deutscher Kraft, aber auch mit der Ueberzeugung, daß das Bedürfniß nach Einheit und Freiheit in Preußen, Hannover, Holstein ein ganz anderes sei, als im Süden. Der süddeutsche Liberalismus war gewöhnt die Einzelstaaten und Dynastien nur als schädliche Hindernisse der deutschen Zukunft zu betrachten, im Norden überwog — und in den Hansestädten, in Hannover und Holstein noch mehr als damals in Preußen — die Forderung landschaftlicher Selbständigkeit. Durch Augenschein wurde ihm bestätigt, daß die Einheit Deutschlands zunächst nur ein Bundesstaat sein könnte und daß im Norden die großen Landbesitzer eine weit andere Bedeutung hatten, als in seiner Heimath. Konnte die Bewegung in Wahrheit eine neue Staatsform schaffen, so war dies nur möglich, wenn sie schonend mit Interessen umging, die in dem größten Theile der deutschen Nation sehr festgewurzelt waren und von deren Bedeutung die Bevölkerung des Südens kaum eine Ahnung hatte. — Die rückkehrenden Commissare durften dem Ausschuß berichten, daß ihre Sendung nicht unvortheilhaft gewesen war. Das zehnte Bundescorps sammelte sich in Holstein, ein schleswig-holsteinisches Heer wurde gebildet, Preußen hatte die Leitung des Krieges übernommen, drei Tage nach Rückkehr der Commissare war Schleswig von den Preußen besetzt. Die Eindrücke der Reise gaben Mathy Veranlassung in dem Funfziger-Ausschuß das Mißtrauen gegen die Regierungen, wie sie damals waren, zu bekämpfen; er setzte außerdem durch, daß die Eröffnung des Parlaments nicht für den 1. Mai, sondern für spätestens den 18. festgestellt wurde, weil ihm deutlich war, daß eine frühere Beendigung der Wahlen,

zumal im Norden, nicht ausführbar sei und weil er eine Eröffnung des Parlaments mit unvollständiger Vertretung des Nordens für so gefährlich hielt, daß sie Alles verderben könne.

Unterdeß war seine Anwesenheit in der Heimath wieder nöthig. Der Aufstand Heckers war niedergeschlagen, aber in Mannheim verlor der Gemeinderath die Besinnung, die Bürgerwehr die Kraft, eine Zahl Wehrmänner verjagte ohne Commando durch Flintenschüsse die Posten der Nassauer und Baiern von der Rheinbrücke. Die Partei des Aufruhrs gewann die Oberhand. Die Regierung litt an dem Fluch eines büreaukratisch gezogenen Staates, ihr fehlte der entschlossene Mann, der im Augenblick große Verantwortung auf sich nahm. Für einen Charakter, der die Regierungsgewalt sicher zu handhaben wußte, war das Treiben dieses Frühjahrs ohne Schwierigkeit gefahrlos zu machen. Aber man war ohne Entschluß gewesen und suchte jetzt nach Stützen umher. Da bot sich die Persönlichkeit Mathy's, man hoffte Tapferkeit und Freisinn zu zeigen, wenn man seinen Namen der Regierung zufügte. Unter dem Eindruck des mannheimer Aufstandes war am 28. April Sitzung im Staatsministerium, zu der Mathy eingeladen wurde, man machte wieder Worte und kam zu keinem Entschluß. Nach der Sitzung erhielt Mathy die Ernennung zum Staatsrath und Mitglied des Staatsministeriums. Er nahm an unter der Bedingung, daß sofort energische Schritte gegen die Aufrührer geschähen, zunächst in Mannheim, dann im übrigen Lande, wo nöthig, mit Erklärung des Kriegszustandes. Das wurde versprochen. Am nächsten Tage kam eine Deputation aus dem württembergischen Wahlkreise Neuenbürg, Calw, Wildbad, welche ihm ankündigte, daß er in ihrem Bezirk für das Parlament von Frankfurt gewählt sei. Mathy frug: er sei unterdeß in das Staatsministerium berufen, ob diese Ernennung den Wählern nicht Bedenken erregen werde? Die wackern Schwaben antworteten: „Wer sich jetzt zu dem Opfer entschließt, dem Staatsschiff auf stürmischer See ein

Steuermann zu werden, gibt dadurch den beſten Beweis echter Vaterlandsliebe."

Mathy's Ehrgeiz wurde völlig beherrſcht durch ſein beſcheidenes Urtheil über das eigene Verdienſt. Ihm war der Antrag der Miniſter bedenklich, aber ſeine politiſchen und perſönlichen Freunde, unter ihnen Baſſermann und Welcker, mahnten, ihnen erſchien ſein Eintritt in die Regierung als eine Bürgſchaft, daß man endlich Kraft entwickeln werde, ja als eine Rettung des Staats. Mathy konnte auch in ſeinen politiſchen Anſichten keinen Grund finden abzulehnen. Der Landesherr und ſeine bisherigen Rathgeber waren in dieſer Zeit zu weit mehr bereit, als Mathy für den Staat begehrte. Die Gewalt der deutſchen Erhebung und die Stimmung in Baden durften ihm dafür bürgen, daß er wenigſtens in reaktionären Wünſchen kein Hemmniß bei Durchführung der heilſamen Reformen finden werde. Und er hatte ganz Recht, wenn er ausſprach, daß das Opponiren bei ihm gar nicht natürliche Neigung und freie Wahl geweſen ſei, ſondern Nothwendigkeit in einem Cenſurſtaat, und daß ſeine Neigung ihn mehr dahin ziehe, wo es gelte zu ſchaffen und zu geſtalten. Und doch erklärte er ſelbſt ſeinen Eintritt in das Staatsminiſterium vor ſeinen Wählern von Conſtanz einige Jahre darauf für einen Fehler.*) „Eine innere Stimme ſagte mir, daß dieſer Schritt meine Wirkſamkeit lähmen werde, indem er das ſtarke Vorurtheil gegen mich aufrufe, daß wer ſich der Regierung anſchließe, ſich vom Volke trenne. Ein bedauerliches Vorurtheil allerdings, ein Zeugniß politiſcher Unreife; aber damals eine Macht, der ich nicht hätte Trotz bieten ſollen."

War es in Wahrheit ein Fehler, daß Mathy im April 1848 in das badiſche Miniſterium trat? Dem Biographen wird nicht leicht

*) Das Schreiben iſt vom 11. Februar 1851 datirt und wird hier und ſpäter nach ſeiner Handſchrift benutzt.

dies zuzugeben, denn der Umstand, daß er Mitglied des Staatsministeriums gewesen war, hat wahrscheinlich den Gedanken nahe gelegt, ihn im Jahre 1862 dahin zurückzuberufen und hat ihn trotz allem veranlaßt diesen Ruf anzunehmen. Und wenn diese letzte Berufung nicht erfolgt wäre, so würde seinem Schicksal nach menschlichem Urtheil etwas von dem zweckvollen und providentiellen Charakter fehlen, welcher jetzt so ergreifend wirkt. Dennoch, da er selbst öffentlich die Frage aufgeworfen hat, werden die Ueberlebenden seinen Manen die Antwort darauf nicht schuldig bleiben dürfen. Es ist richtig, daß seine Ernennung zum Staatsrath ihn in Baden noch unpopulärer machte, als er ohnedies war. Sein Auftreten in den Tagen der Bewegung hatte zwar viele alte Verehrer geirrt, das ganze badische Volk war überrascht und unsicher ihm gegenüber, es begriff nicht, daß in einer Zeit, wo Alle Opposition machten, einer der entschlossensten Führer so energisch auf Seite der Regierung trat. Aber die Achtung vor der Uneigennützigkeit seines Charakters war doch so groß, daß auch ein Theil der Aufgeregten mit einer gewissen mürrischen Ergebenheit nach ihm hinsah. Jetzt erhob sich aufs neue Zorn und Wuthgeschrei der Gegner, wieder rauschte ein wahrer Strom von Verwünschungen um ihn her. Er hatte sich der Regierung verkauft. Für einige Zeit wurde er vielleicht der mißliebigste Mann in ganz Baden. Das war ohne Zweifel eine unbequeme Sache, nur für einen ehernen Charakter ohne innere Einbuße zu ertragen. Und auch der Regierung war Mathy durch diesen plötzlichen Haß des Volkes weniger werth geworden, sie hatte ihn zum Theil deshalb berufen, um durch seinen Namen ihr neues Programm anzukündigen, jetzt ging ihr dieser Vortheil verloren.

Dennoch, meinen wir, durfte die Unbeliebtheit für Mathy kein Grund sein, den Eintritt in das Ministerium zu versagen, Niemand stand damals höher über der Menge als er, nach wenig mehr als einem Jahr war die Reaktion siegreich, statt Ernüchterung war eine

klägliche Abſpannung gekommen, die Wähler beeilten ſich fügſame Beamte in das Ständehaus zu ſenden und Itzſtein wurde aus der badiſchen Kammer ausgeſtoßen. Wenn Mathy in eine Stellung gerufen wurde, die ihm möglich machte dem Staat ſeiner Heimath weſentlich zu nützen, ſo mußte er annehmen. Der Uebelſtand lag wohl in etwas Anderm. Die Perſonen, in deren Geſellſchaft Mathy geladen wurde, waren in der Mehrzahl wohlmeinende und redliche Männer, welche ihr Vaterland liebten, aber es war keiner unter ihnen, der zum Genoſſen für entſchloſſene That taugte, und Mathy wurde nicht einmal zu ihrem Führer gerufen, ſondern zu einem Rad in der Maſchine, welche ſich bereits als unbrauchbar erwieſen hatte. Er hätte ſich jeder Todesgefahr ausgeſetzt um die demagogiſchen Wühlereien zu zerſtören, und wir neigen uns zu der Anſicht, daß ihm dies wohl gelungen wäre und daß Baden die Inſurrection von 1849 nicht erlebt hätte. Dazu aber war eine Herrſchaft in dem höchſten Beamtenkreiſe nöthig und eine Herrſchaft über das Gemüth des Großherzogs, an welche für ihn gar nicht zu denken war. Und darum blieb damals dem Berufenen die ſchmerzliche Empfindung nicht erſpart, daß er eine Laſt auf ſich genommen ohne großen Nutzen für den Staat. War dies ein Fehler, ſo war er von denen, welche das vergeltende Schickſal des Mannes zuletzt mit einer gewiſſen Zärtlichkeit betrachtet hat, denn er entſprang aus einer untilgbaren Eigenſchaft des deutſchen Bürgers. Mathy's Scharfblick täuſchte ſich in den Dingen ſelten, aber er täuſchte ſich zuweilen darin, daß er dem Charakter Anderer und der Sicherheit ſeines Verhältniſſes zu Andern ſorglos vertraute. Und in Wahrheit hatte er damals nur dies zu bedauern.

Auf Mathy's Betrieb wurden die revolutionären Volksausſchüſſe verboten, die Beamten des Staats und der Gemeinde, die ſeit dem 1. März ihre Stellen verlaſſen oder ihre Amtspflicht verſäumt hatten, — nicht ſo ſtrenge wie er wollte — zur Rechenſchaft gezogen, vor Allem wurde die Stadt Mannheim am 1. Mai in Kriegszuſtand erklärt, mit

Truppen umstellt und entwaffnet, ohne Spur von Widerstand. Die Haufen, welche Struve als Löwen der Freiheit gerühmt hatte, eilten lammfromm an das Zeughaus und lieferten die Waffen ab. Manche versuchten Flucht und wollten durch Marktweiber die Waffen hinausschmuggeln, Alles wurde gefaßt. Den Plan zur Umzingelung hatte Mathy selbst entworfen und hinuntergeschickt, und dabei Sorge getragen, daß das Militär mit Mäßigung und ohne Härte verfuhr. Auch vom Oberland kamen Massen von Gefangenen, die Regierung war in Verlegenheit, wo sie die armen Bethörten unterbringen sollte. Einige Tage darauf hatte Brentano, der sich in den letzten Wochen vorsichtiger als die Genossen zurückhielt, die Stirn, in der zweiten Kammer unter dem lauten Beifall der Zuhörer zu erklären, er schätze sich glücklich, nicht zu denen zu gehören, die den Kriegszustand angeordnet hätten. Da antwortete Mathy: „Und ich bin froh, mich nicht unter denen zu befinden, die so harte Maßregeln verschuldet haben.“ Darauf Brentano höhnisch: „Der ehrenwerthe Charakter des Staatsraths Mathy bürgt dafür, daß ich ihn nicht verdächtigen will.“ Mathy: „So wenig als am 1. März, wo der Abgeordnete Brentano mich vor einer stark aufgeregten Volksmenge beschuldigte, die Volkswünsche todschlagen zu wollen, eine Aeußerung, welche leicht hätte Folgen haben können.“

In diesen Wochen ungewöhnlicher Thätigkeit unterließ Mathy doch nicht, seiner alten Pflichten als Journalist zu gedenken, er schrieb nicht nur zu den Wahlen in Baden: „Fünf Fragen und Antworten für die Parlamentswahl“, er sandte auch treulich Correspondenzen in die werthe „Deutsche Zeitung“. In freien Stunden exercirte er, jetzt neben seinem Freunde Malsch, in der Bürgerwehr von Karlsruhe: Hauptmann war sein früherer Drucker Vogel. Seit den Jahren des seligen Zeitgeistes war er für die Karlsruher der Verkünder liberaler Ideen gewesen, er hatte seitdem mit dem Kern der Bürgerschaft immer in gutem Einvernehmen, mit Manchem in persön-

lichem Verkehr gelebt, nun hatte er unter seinen alten Abonnenten die Freude, daß Karlsruhe im Ganzen eine gute Haltung bewahrte. Freilich auch dort wühlten die Radikalen, und nach jener Scene auf dem Bahnhofe war auch in Karlsruhe große Volksversammlung gehalten und der Tod des Verräthers gefordert worden. Aber sein Lehrer vom Gymnasium, Professor Eisenlohr, war auf das Gerüst gestiegen, hatte ihn wacker gerechtfertigt und das versammelte Volk hatte die Erklärung zuletzt mit Wohlgefallen angehört.

Für Mathy's Frau war in jenen Wochen seine Vaterstadt kein passender Aufenthalt. Sie war gewöhnt an Wechsel des Ortes, aber diesmal war die Trennung doch nicht ohne bittere Empfindungen, wie zartsinnig eine Einladung von Frau Koch aus Frankfurt auch den Grund der Abreise zu decken suchte. Während Mathy täglich sein Leben wagte, um gesetzliche Sicherheit und den Wohlstand seiner Mitbürger vor Zerstörung zu bewahren, klangen Verwünschungen und Versicherungen der Rache um sein Haus, anonyme Drohbriefe kränkten, und was der Hausfrau noch ärgerlicher sein mußte, die Muthlosigkeit, das Achselzucken und versteckte Anklagen alter Bekannter. Doch das Alles war wenig gegen die Sorge um den Geliebten. Auch darum war ihm willkommen, daß die Seinen in einer Umgebung weilten, wo nicht täglich wüstes Gerücht beunruhigte. Und die Hausfrau frug sich überlegend, wo in der nächsten Zeit ihr Hauswesen sein werde, in Karlsruhe oder in Frankfurt. Unterdeß lebte sie mit ihrem Sohn in dem stattlichen Patricierhause und aus dem Verkehr der Familien erwuchs ein warmes Verhältniß, welches im persönlichen Verkehr und in Briefen lange fortwirkte. Damals war es, wo eine Deputation von Homburg bei Frau Mathy eintrat und den Gatten suchte, um ihn für das Parlament zu wählen. Frau Anna beschied freundlich: „Mein Mann ist bereits vergeben", die Homburger bemerkten nachdenklich: „Wenn Herr Mathy nur

Einen wüßte!" Frau Mathy antwortete: „Da iſt Herr Venedey, ein alter Freund meines Mannes." Die Homburger dachten nach: „Meinen Sie, daß er ſo ſein wird?" Das meinte Frau Mathy. Die Homburger ſuchten Venedey auf, er gefiel ihnen ſehr und wurde gewählt. So rüſteten die Deutſchen zwiſchen dem Toben entfeſſelter Leidenſchaften und zwiſchen kleinbürgerlichem Bedenken zu dem größten politiſchen Katheder unſerer Nation, dem Rednerſtuhl in der Paulskirche.

5.

In der Nationalverſammlung.

Bis zum Frühjahr 1848 gab es in Deutſchland weit auseinandergehende Meinungen Einzelner über die politiſche Zukunft der deutſchen Nation, aber — eine Ecke Deutſchlands ausgenommen — nirgend einen planvoll gerichteten Willen und nirgend eine Vereinigung politiſcher Männer für Durchführung. Am verſtändlichſten war noch die Tendenz der Radikalen, wie ſie in Baden mit naiver Offenheit ausgeſprochen wurde, dieſe forderten eine Staatsform, in welcher Alle befehlen ſollten, die jetzt gehorcht hatten, und nur die Minorität gehorchen, welche bis dahin die Herrſchaft gehabt hatte. Wer aber damals einen deutſchen Fürſten oder einen deutſchen Staatsmann gefragt hätte, wie ſie die Zukunft Deutſchlands zugleich im Intereſſe ihres Staates formen wollten, der hätte keine andere Antwort erhalten, als die hülfloſe, daß es in der alten Weiſe zwar nicht mehr fortgehe, daß man aber in der Hauptſache — Verhältniß zu Oeſterreich und

Preußen — nicht ahne, wie es werden ſolle. Und wenn ein hülfreicher Gott, wie ſie in der Vorzeit den Helden ſiegreiche Speere und undurchdringliche Rüſtungen ſpendeten, einem der größten Volksgebieter des Bundes alle Hülfe der Götter verheißen hätte für ſeinen Kampf zur Gründung eines deutſchen Staates, keiner hätte gewußt, wofür und gegen wen er die Waffen brauchen müſſe. Als Max von Gagern Anfang März den Freiherrn von Canitz in Berlin um eine Richtung der ſüddeutſchen Patrioten durch Preußen bat, erkannte er aus der hochfahrenden und doch nichtsſagenden Antwort, daß man dort ſelbſt keine finde; als Mathy wenige Wochen ſpäter in Berlin anfrug, erfuhr er, daß man die leitenden Ideen vom Süden erwarte. Sämmtliche Staaten des Bundes vertraten einzeln und im Bunde nur ſehr unvollſtändig die Lebensintereſſen der Nation; die Zeit ſchien vorüber, wo das Hausintereſſe einer Familie kühne Eroberer großzog, wie Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg und König Friedrich II. geweſen waren, und die Zeit ſchien noch lange nicht gekommen, wo ſich auf geſetzlich gebahntem Wege neue Bedürfniſſe der Nation durch Preſſe, Vereine, Volksvertreter, parlamentariſche Parteien und Miniſterien der Majorität gegen das Beſtehende durchſetzen konnten.

So lange es eine deutſche Nation gibt, wird der Weg zur Einheit, der im Jahr 1848 geöffnet wurde, für eine einzige, den Deutſchen eigenthümliche Aeußerung des Volksgeiſtes gelten. Von einer kleinen Zahl patriotiſcher Männer werden ſchwebende Gedanken zu Forderungen verdichtet, und wird zur Prüfung und Ausführung dieſer Forderungen eine große Verſammlung erwählter Vertreter geladen, welche ganz unabhängig von den beſtehenden Regierungen und Staaten berathen ſollen. Die Regierungen fügen ſich darein, die Wahlen in ihren Landſchaften auszuſchreiben. Die Verſammlung debattirt durch ein ganzes Jahr. Während dieſes Jahres beherrſcht Geiſt, Adel, Größe der Verſammlung die Seelen

der Deutschen in allen Landestheilen so weit, daß eine Auflehnung gegen ihre Tendenz und Beschlüsse weder von den Regierungen noch von unzufriedenen Factionen gewagt wird. Nach einem Jahr ist der große dialektische Proceß vollendet, die Bestandtheile des neuen Staates sind ermittelt, das nicht dazu Gehörige ausgeschieden und eine Verfassung ist entworfen und von der Versammlung verkündet.

Durch die Arbeit dieses Jahres sind drei große Ideen in das Bewußtsein der Nation gebracht worden: Deutschland einheitlicher Bundesstaat mit kräftiger Centralgewalt, der König von Preußen Oberherr der Centralregierung, die Ländermasse des österreichischen Staates ausgeschieden aus der neuen Einheit.

Die Verfassung gewann nicht sofort und nicht ohne große Veränderungen gesetzliches Leben. Der Egoismus der Regierungen und der Egoismus einzelner Volksstämme begann dagegen zu reagiren. Aber so entscheidend war die Bedeutung der gewonnenen Lehren, daß Preußen auf Grundlage derselben neue Versuche begann, die deutschen Regierungen zu gewinnen; sie schlugen fehl, der Bundestag ward restaurirt, aber die großen Grundsätze der Reichsverfassung blieben den Regierungen und Völkern als das Ideal deutscher Zukunft in Sorge und Hoffnung. Große politische Parteien arbeiteten für und gegen die Durchführung, jeder Staatsmann wurde seitdem genöthigt, eine Stellung zu diesen Forderungen zu nehmen, und sein Werth danach gemessen, ob er sie förderte oder bekämpfte. Vollends für Preußen war seit dem Jahr 1849 eine neue große Pflicht der Ehre und Selbsterhaltung übernommen, und in diesem Staate fühlten alle Parteien Druck, Demüthigung und Mißbehagen mit den eigenen Verhältnissen, dem Manne gleich, der eine übernommene Arbeit zu leisten nicht vermocht hat, bis der Tag kam, wo durch Preußen gegen Oesterreich derselbe große Satz, der in der Paulskirche ausgekämpft war, mit den Waffen ausgefochten wurde. Seit dem Jahr 1866

erhielt Preußen die ſtarken Grundlagen für die Vormacht eines Bundesſtaates, aber die neue Verfaſſung ſchloß noch den vierten Theil des Deutſchlandes aus, welches achtzehn Jahre vorher in der Verfaſſung geeinigt worden, darunter die Heimathländer der erſten Urheber deutſcher Verfaſſung. Dieſe fühlen das Unrecht, uns bleibt die Pflicht zu vollenden.

Es iſt jetzt, wo Viele unter dem Eindruck glänzender Waffenthaten und neuer Geſetzgebung urtheilen, nicht ungewöhnlich, die Verfaſſungsarbeit von 1848 als einen vergeblichen Anlauf zu betrachten, ganz unweſentlich gegen die praktiſchen Erfolge der letzten Jahre. Wer ſo urtheilt, vergißt, daß die Fortſetzung nicht möglich war ohne den Anfang. Wer ſich aber der leichten und erfreuenden Arbeit nicht entzieht, das Gewebe unſerer politiſchen Gegenwart bis über das Jahr 1848 rückwärts zu betrachten, dem heftet ſich zuletzt der Blick auf jenen kleinen Kreis von Männern: die Gründer der „Deutſchen Zeitung", die Führer der Heidelberger Verſammlung, die vertraute Genoſſenſchaft, welche den Kern des Caſinoclubs in Frankfurt bildete, aus Darmſtadt, Naſſau, Baden.

Viele Talente wurden in Frankfurt der Nation werth, und die Entfaltung von Geiſt, Wiſſen und politiſcher Einſicht in dieſer Verſammlung war ſo glänzend, daß die Deutſchen ſich dabei mit Freude ihrer Tüchtigkeit bewußt wurden. Und keinem der Männer von 1848 ſoll ſein Ruhm beeinträchtigt werden, aber Einer von ihnen, Heinrich von Gagern, erſchien den Lebenden wie die Verkörperung von Allem, was in jener Verſammlung an großem Urtheil und edler Leidenſchaft zu Tage kam. Und mit Liebe und Mitgefühl wird auch ein ſpäteres Geſchlecht zurückblicken auf den ſouveränen Herrſcher der vornehmen und heftigen Geiſter von 1848, auf ſeine Geſtalt im Morgenroth des aufgehenden deutſchen Staates zwiſchen Dämmerung und Tag, die einem Gebilde des Dichters gleich in dem kalten Lichte des Werkeltages nicht dauerte. So rein und jugendlich unſchuldig ſein

Idealismus, ſo groß ſein Vertrauen zu der Güte deutſcher Volksnatur, ſo loyal ſeine Ehrlichkeit, ſo ſtolz ſeine ſittliche Kraft und ſein Pathos faſt unwiderſtehlich. — Schon ſein Vater hatte ſich in großen Geſchäften getummelt, der ältere Bruder hatte im niederländiſchen Dienſt als Militär und Diplomat Anſehen gewonnen, er ſelbſt war gewohnt, mit Herrenaugen in die Welt zu ſehen und ſein freies Urtheil gegen die Anſpruchsvollſten zu behaupten. Er hatte auch vornehme Tugenden: große Höflichkeit des Herzens und unbefangene Freude, ſich wirkungsvoll darzuſtellen, dazu große Weichheit des Gefühls, welche in geſchützter Erdenſtellung oft dem Manne bleibt, und welche die beſten unſerer Ritterbürtigen im Glück ſo ſchön erhebt, im Unglück ſo tief niederbeugt. Mathy hatte ſeine Bekanntſchaft kurz nach dem Eintritt in die badiſche Kammer gemacht, ſeit 1847 war die Annäherung größer geworden, die Zeit von Frankfurt ſchloß Beide in herzlicher Freundſchaft aneinander. In den nächſten ſchweren Jahren ſtanden dieſe Beiden unter den Caſinogenoſſen wohl am engſten verbunden.

Es iſt hier um ſo weniger der Ort, eine Geſchichte der erſten großen Reichstage Deutſchlands zu ſchreiben, da Mathy für die Arbeit jener Jahre ſchweigſamer ſeine Kraft eingeſetzt hat, als die nächſten Parteigenoſſen. Er kam zum Parlament als ein unbeliebter Mann, der in ſeiner Heimath keine Majorität der Wähler gefunden hatte. Was ihm Ehre gab bei den Verſtändigen, das machte ihn der Linken in der Paulskirche, den Gallerien, dem Volk der Straße zu einem Gegenſtand beſonderer Abneigung. Nur eine Einwirkung der Unpopularität iſt zu erkennen. Er war beſcheiden wie Wenige und wenn er etwas durchſetzen wollte, ſo war ihm nur an der Sache und auffallend wenig an der perſönlichen Ehre gelegen. Jetzt ſah er, daß das Hervortreten ſeiner Perſon der Sache nicht nach jeder Richtung günſtig ſein mochte, und er räumte mit freundlicher Bereitwilligkeit die Wirkung auf der Tribüne den Freunden.

Dafür übernahm er die doppelte Arbeitslast im stillen Rath, in der Presse, bald an der Reichsregierung.

Mathy hatte als Politiker eine gute Schule hinter sich. Aus kleinen Kreisen heraufgekommen, war er als Journalist und als Volksvertreter ein Meister geworden in dem gesetzlichen Krieg gegen Büreaukratie und gegen die Radikalen. Jetzt begann für ihn in engem Verkehr mit den größten politischen Talenten der Nation eine neue Lehrzeit. Nicht leicht wird dem deutschen Volksvertreter das Verständniß, wie sich die Geschäfte machen, und die Einsicht in den diplomatischen Verkehr. Er selbst ist verpflichtet, seine Stimme laut zu erheben und mit Energie zu heischen. Die Grundlage seines Handelns ist die Oeffentlichkeit, er hat wenig zu verschweigen, und stets Einverständniß mit vielen Andern zu suchen. Wer aber selbst die Geschäfte besorgt, soll große Zielpunkte mit vorsichtiger Behandlung aller entgegenstehenden Interessen erreichen, Bedingung für jeden Erfolg ist ihm bedächtige Verschwiegenheit, Abwägen der Worte, ein gutes persönliches Verhältniß zu seinen Gegnern und achtungsvolle Würdigung ihres Standpunktes. Erst längere Gewöhnung an diese Methode des Handelns pflegt feste Selbstbeherrschung und überlegene Sicherheit im Verkehr zu geben. Auch Thätigkeit in höherem Beamtenposten gibt dafür ungenügende Vorbildung; wer gewöhnt ist, nach bestehendem Gesetz zu verwalten, Vorgesetzte zu scheuen und Untergebene zu beherrschen, der bringt für umsichtige Behandlung Gleichrechtigter in der Regel Unsicherheit mit und geringes Geschick neue Resultate zu gewinnen, denn ihm fehlen die Stützen des Reglements und ihn beengt das Gefühl seiner Verantwortlichkeit. Jetzt sah Mathy sich aus dem Pathos der Tribüne und dem Beamtenstreit der badischen Kammer in die größten Verhältnisse versetzt und im täglichen Verkehr mit den Diplomaten, den neuen Ministern vieler Staaten und der gereiften Kraft aller Ständeversammlungen. Auch er bekam das Gefühl, daß er die merkwürdigsten Tage seines Lebens

durchlebe, deren Inhalt ihm ein dauernder Gewinn werden müſſe, wie auch der Ausgang ſei.

Unmittelbar nach Eröffnung des Parlaments trat ihm die Ausſicht nahe, Theilnehmer an einer neuen proviſoriſchen Regierung zu werden. Der Bund und die Regierungen beſchäftigten ſich mit den drei Männern, die einſtweilen die Executive in Deutſchland darzuſtellen hatten, Preußen und Oeſterreich ſollten je einen ernennen, Baiern drei vorſchlagen, aus denen die übrigen Staaten einen zu wählen hatten. Die drei von Baiern Vorgeſchlagenen waren Graf Armansperg, Miniſter von der Pfordten und Mathy, und man meinte in Frankfurt, daß Mathy die größte Ausſicht habe gewählt zu werden. Er ſelbſt zweifelte, daß dieſer Plan zur Ausführung kommen werde, und erwähnte ihn gegen ſeine liebſte Vertraute in einem Briefe nur beiläufig mit guter Laune, damit ſie endlich von ihrer ſchweigſamen Mißachtung zurückkomme und ihm einen Brief ſende. Bei dieſer Gelegenheit mag bemerkt werden, daß ihm, der einen Wahlkreis Würtembergs vertrat, während des Aufenthalts in Frankfurt auch einmal das Finanzminiſterium von Würtemberg angeboten wurde, und daß Varnbüler es war, der ihm den Antrag zubrachte.

Ueber das Parlament von Frankfurt ſchrieb Mathy ſelbſt im Jahre 1851 an ſeine Wähler in Conſtanz wie folgt:

„Ich will Ihnen ſagen, wie ich mir die Löſung der ſchwerſten Aufgabe, die jemals einer großen Verſammlung geſetzt war, als möglich gedacht habe. Das Parlament und die proviſoriſche Centralgewalt waren nicht Organe eines Staates, ſondern eines Vereins von Staaten. Die Mittel zur Ausübung ihrer Befugniſſe mußten ihnen von den einzelnen Gliedern zugeſtanden werden. Sollte dies willig und auf die Dauer geſchehen, ſo mußten neben einer idealen Geſammtheit die einzelnen Staaten ihre Stimme und Vertretung haben. Selbſt im Vereine der Nationalvertretung mit einer Staatenvertretung war das Zuſtandekommen einer Verfaſſung für Deutſchland

außerordentlich schwer; ohne das Zusammenwirken der beiden nothwendigen Elemente war und bleibt es ein Ding der Unmöglichkeit. So sah ich die Sache an und darum bemühte ich mich, das Centralorgan, welches neben dem Parlament in Frankfurt vorhanden war, zu erhalten. Unbeirrt durch das Geschrei der Gallerien und eines Theiles der Versammlung habe ich gegen Ende Juni 1848 für die Beibehaltung des Bundestags in der Paulskirche gesprochen. Der Bundestag fiel, die Regierungen ließen ihn fallen, die provisorische Centralgewalt ward eingesetzt und die Staaten durften sich bei derselben durch Bevollmächtigte vertreten lassen. Nun suchte ich dahin zu wirken, daß aus diesen Bevollmächtigten eine Staatenvertretung gebildet werden möchte, — aber vergebens. Nur für die nothwendigsten Zwecke, für den Krieg gegen Dänemark, die Mittel für Truppenaufstellungen, die Verkündung der Verfassung traten die Bevollmächtigten mit dem Reichsministerium in Conferenzen zusammen. Von dem Augenblicke an, wo der Versuch eine Staatenvertretung zu bilden, als mißlungen anzusehen war, hatte ich keine Hoffnung mehr, daß eine Verfassung auf diesem Wege in das Leben eintreten und ein Deutschland gestalten werde. Welche Rolle bei dem Scheitern des Einigungswerks Oesterreich und die kleineren Königreiche gespielt, ist bekannt und in der Geschichte aufgezeichnet; ebenso daß Preußen der Aufgabe nicht gewachsen war, die es von Frankfurt übernahm. Die größeren Staaten versagten; die Reichsverfassung, durch eine unnatürliche Verbindung widerstrebender Elemente ohnehin fast unbrauchbar gemacht, wurde zum Aushängeschild toller Empörung mißbraucht. Das Jahr 1849 sah die Carricatur der Erhebung von 1848, das Jahr 1850 ein schwaches Abbild der Reichsversammlung. Zu spät geschah in Erfurt, was ein Jahr früher in Frankfurt gute Früchte hätte bringen können." So urtheilte Mathy, als er die Ereignisse im Zusammenhange übersah. Aber nicht weniger bedeutend waren seine Worte am 24. Juni 1848. Die große Debatte wegen

Errichtung einer provisorischen Centralgewalt hatte die Versammlung in ihren Tiefen erregt, ob drei Directoren, ob ein republikanischer Präsident oder ein fürstlicher Reichsverweser. Am letzten Tage machte Mathy jenen Versuch, die unpopuläre Bundesversammlung zu erhalten, deren alte verhaßte Persönlichkeiten längst durch liberale Bundesgesandte ersetzt waren. Die Nationalversammlung konnte auf Monate mit diesem Organ der Regierungen machen was sie nur wollte, vorausgesetzt, daß sie selbst wußte, was sie machen sollte. Und Mathy hat, so lang er lebte, für den verhängnißvollsten Fehler gehalten, daß die Versammlung die unermeßlichen Vortheile eines geordneten Geschäftsbetriebs mit den Regierungen nicht begriff. Nachdem er unter großem Tumult und Zorngeschrei der Gallerie und der Linken für Umwandlung des Bundestages in ein Staatenhaus gesprochen hatte, schloß er wie folgt: „Ich kann es nicht über mich gewinnen, im Angesicht der Thatsachen, eine Anarchie, die mit fremden Mitteln und zu fremden Zwecken das Vaterland zu schwächen sucht, als die Zuckung einer patriotischen Kraft und Gesinnung darzustellen. Ich kann nicht um eines kleinen Effekts willen den Müßiggang mit der Noth verwechseln, und menschliches Elend benutzen als Aufputz für unheimliche Gedanken. Ich kann nicht sagen, daß wir zu Allem berechtigt sind, da uns doch der Kreis unserer Rechte vorgezeichnet ist, und da außer uns in Deutschland noch Staaten bestehen, welche auch ihre Rechtssphäre haben, die unnöthiger Weise zu verletzen weder die Selbstherrlichkeit, noch die Freiheit, noch die gewöhnliche Klugheit erlaubt. Ich kann auch nicht sagen, daß wir keinen Auftrag hätten, die einstweilige Einrichtung der Reichsgewalt mit Zustimmung aller einzelnen Staaten zu beschließen, daß wir dagegen den Auftrag hätten, sie selbst und allein mit zermalmender Machtvollkommenheit auszuüben. Allein ich wundere mich nicht, daß derlei Sätze aufgestellt werden, die ich, wie viele Andere mit mir, für irrig halte; ich wundere mich nicht und trete auch den Personen und Absichten derer,

von denen ſie ausgehen, nicht im Geringſten zu nahe, wenn ich ſage, daß Viele unter uns, die noch vor Kurzem unter dem fabelhaften Zuſtande des Abſolutismus gelebt haben, nun nach ſchnellem Uebergang zur Freiheit das Gefühl haben, als wenn ſie Fürſten und Völker in ſich trügen. Ich wundere mich nicht, daß man die Selbſtherrlichkeit eines gekrönten Individuums auf die eines beklatſchten übertragen will. Ich würde mich über noch Auffallenderes nicht wundern, denn ein Volk geht aus dem Zuſtand längerer Bevormundung in den der Selbſtbeſtimmung nicht plötzlich über ohne ſeltſame Sprünge. Der Uebergang war zu raſch, die Bewegung zu gewaltig, nicht nur für Neulinge und politiſche Rekruten, nein auch für gereifte, aber durch das Behagen eines langen Friedens verwöhnte Männer. Das deutſche Volk in ſeiner Geſammtheit und Allgemeinheit hat ſich bisher preiswürdig benommen und auch die Verſammlung hat in ihrer großen Mehrheit gezeigt, daß ſie die erſte Bedingung dauernder Freiheit, eine weiſe Mäßigung und Selbſtbeſchränkung nicht vergißt, daß ſie die rechten Mittel zu finden weiß, deren das Vaterland bedarf in großer Noth und Gefahr. Sie werden es auch hier bewähren, und ſollten die Regierungen einzelner Staaten unterlaſſen dem Beiſpiele zu folgen, dem Beiſpiele treuer Pflichterfüllung gegen das geſammte Vaterland, das die Verſammlung, wie ich nicht zweifle, geben wird, dann, meine Herren, wäre uns ein kühner Griff nach der Allgewalt nicht nur erlaubt, ſondern durch die Noth geboten. Aber ich würde alsdann das Volk, ich würde Sie und mich täuſchen, wenn ich erklärte, daß wir als nächſten Preis dieſer Allgewalt die deutſche Republik, die Freiheit haben würden. Nein, in ſo betrübten Zuſtänden, wie ich ſie mir hier vorſtelle, iſt es die Freiheit nicht, der wir uns jetzt erfreuen, da iſt es allein die Gewaltherrſchaft, die das Vaterland retten kann; und ich würde Ihnen, dem Volke und mir ſelbſt rathen, die ſtarke Hand des Retters walten zu laſſen, denn kein Opfer iſt zu groß, wo es gilt das Vaterland zu retten. Aber wir wollen nicht begin-

nen mit dem, was für den ſchlimmſten Fall unſer Entſchluß ſein müßte; noch berechtigt uns Nichts, zu dem Aeußerſten zu ſchreiten, noch haben wir die Hoffnung, daß eine große Mehrheit für die Einſetzung einer einſtweiligen Gewalt ſich bilde, eine Mehrheit, aus der Beſchlüſſe hervorgehen werden, die, wenn auch nicht den Wünſchen aller Einzelnen, doch dem Geſammtintereſſe der Nation entſprechen."

Unmittelbar auf dieſe Rede, deren ſchlagende Gedanken das zerſtreute und aufgeregte Haus in ernſte Haltung verſetzten, folgte die berühmte Scene Gagerns, jener Moment, wo Gagern den unpopulären Bundestag Mathy's fallen ließ und, die Worte des Freundes wiederholend, den kühnen Griff nach dem Reichsverweſer that, der durch die Nationalverſammlung allein zu erwählen ſei. Wer die Worte der beiden Redner genauer prüft, wird ſich der Anſicht nicht entziehen können, daß ſie beide Folge einer perſönlichen Auseinanderſetzung der Redner ſind, und daß die erſte vorgreifend gegen die zweite ankämpft. Mathy aber hielt mit Recht die Bundesgeſandten für wichtiger als den Reichsverweſer. Die Nationalverſammlung ſollte ſouverän ſein in ihrer Aufgabe der Abfaſſung und Verkündung einer Verfaſſung, aber ſie ſollte ſich ſehr hüten, bei der unvermeidlich gewordenen Leitung und Verwaltung deutſcher Intereſſen die beſtehenden Staatsgewalten zu verletzen. Der König von Preußen rief einige Wochen ſpäter Heinrich v. Gagern zu: „Vergeſſen Sie nicht, daß es deutſche Fürſten giebt"; da klang aus anderem Kreiſe von Anſchauungen dieſelbe Mahnung.

Freilich, als am 29. Juni Erzherzog Johann von Oeſterreich mit 436 Stimmen zum Reichsverweſer gewählt wurde, und Hochrufe, Glockengeläut und Kanonendonner zuſammenklangen, und als der Reichsverweſer ſelbſt in Frankfurt einzog, und in der Paulskirche erſchien, da ſchwanden in Mathy die Bedenken des kühlen Verſtandes über

der Aussicht, welch unermeßliche Bedeutung der Tag für Deutschland haben könne, und er fühlte sich stolz als Mitthätiger für den unermeßlichen Gewinn: Deutschland wieder ein Reich und der Landfriede von Reichswegen geboten; poetische Erinnerung an alte Herrlichkeit und muthige Hoffnung auf eine neue große Zukunft des Vaterlandes erfüllten ihm das Herz.

Er merkte auch, daß sogleich die Intriguen über die Macht begannen, es handelte sich um die Bildung des Reichsministeriums. Herr v. Schmerling wurde vom Reichsverweser zu einem Minister und zum Unterhändler mit Talenten der großen Majorität bestimmt und eröffnete die Verhandlungen mit seinen künftigen Collegen. Unterdeß nahm Mathy auch von Frankfurt aus Theil an der heimischen Staatsleitung, er veranlaßte die Einberufung von Sachverständigen nach Karlsruhe zur Wiederbelebung des Credits und der Volksarbeit, und vertrat die Geldinteressen seines Staates bei der Bundesversammlung. So war er am 25. Juli in Karlsruhe gewesen und hatte die Kammer besucht. Bei der Rückkehr fand er ein Billet des Herrn v. Schmerling, das ihn zu einer Conferenz einlud. Hier wurde ihm die Uebernahme eines Reichsministeriums oder die Stelle eines Staatssecretärs für Handel oder Finanzen angetragen. Der Antrag überraschte ihn nicht. Aber er war zweifelhaft, ob er annehmen dürfe. Er selbst war der Meinung, daß er in Baden nützlicher sein konnte, dort war ihm der Wirkungskreis genau bekannt, und, wie er seiner Frau schrieb, „kleiner, also den Kräften angemessener". Und grade jetzt hatten die Parteigenossen in Baden dringend seine Rückkehr und seine feste Hand für das Land begehrt. Er verhandelte mit seinen Collegen im badischen Ministerium, diese aber wünschten seinen Eintritt in die Reichsregierung als vortheilhaft für Baden, dasselbe forderten die badischen Freunde in Frankfurt, Bassermann und Welcker. Da erklärte er sich zur Annahme bereit in dem Gedanken, „daß der Reichsdienst eine Fessel sei, die jeden Augenblick

abgeſtreift werden könne". In ſpäterer Unterredung wurde ihm das Finanzminiſterium des Reiches angeboten, er nahm an, ging nach Karlsruhe und erhielt am 30. Juli vom Großherzog mit verbindlichen Aeußerungen des Dankes die Erlaubniß in das Reichsminiſterium einzutreten, der Rücktritt in das Miniſterium Badens ſolle ihm jeder Zeit offen ſtehen. Zufällig war denſelben Tag zu Heidelberg große Volksverſammlung, der auch mehre Mitglieder der Linken aus Frankfurt beiwohnten; darin wurde ihm ein unermeßliches Pereat gebracht, und Anton Winter, der ein Hoch rief, wurde dafür übel behandelt. Mathy freute ſich, daß die Verſammlung im übrigen ohne Unheil abgelaufen, und nach vielem Trinken, Schießen, Lärmen in friedlicher Anarchie zu Ende gegangen war.

Bei ſeiner Rückkehr fand er die Bildung des Reichsdienſtes durch Zwiſchenfälle geſtört. Camphauſen hatte das Miniſterium des Auswärtigen abgelehnt, von Berlin war kein zweiter Preuße dafür vorgeſchlagen, auch ſonſt keiner zu finden; Baron Stockmar, der von Vielen erſehnt wurde, ließ ſich ebenfalls nicht zur Annahme bewegen. Da kam man auf den Fürſten Leiningen: er war ſo geſcheut daß er liberal war, er war aus Baiern, und dieſe Macht hatte Anſprüche auf ein Miniſterium erhoben, er war Halbbruder der Königin Victoria, und man hoffte durch die Wahl ein gutes Verhältniß mit England. Nun aber wurde nothwendig, ein anderes Miniſterium mit einem Preußen zu beſetzen. Hermann v. Beckerath wurde genannt, und Mathy erklärte ſofort, daß er ihm ſeine Stelle mit Vergnügen räume. Der Eintritt dieſes Preußen ſei ein Gewinn, die hohe Mißſtimmung in Preußen gegen die Reichsgewalt werde dadurch gebeſſert, und das perſönliche Wohlwollen des Königs von Preußen für Herrn v. Beckerath werde dem Miniſterium zu Gute kommen, der größte Vortheil liege in Charakter und Tüchtigkeit des Parteigenoſſen. Auf weiteres Befragen erklärte Mathy ſich gern bereit, die Stelle eines Unterſtaatsſecretärs im Miniſterium

Beckerath anzunehmen. Er habe keinen andern Ehrgeiz als den sich nützlich zu machen, wo man ihn brauchen könne. So wurde Mathy am 5. August Unterstaatssecretär im Ministerium der Finanzen. Und Mathy schrieb seiner Frau in behaglicher Laune, sie sei degradirt und alle Welt damit einverstanden, vor Andern ihr Mann, nur der dreizehnjährige Sohn Karl nicht, der grade beim Vater zum Besuch war, und gern auch einmal Ministersohn gewesen wäre.

Die Verbindung mit Beckerath wurde für Mathy ein neuer Gewinn der Parlamentzeit; das milde, liebenswerthe Wesen des Rheinländers, sein preußischer Patriotismus und der warme Sinn für Familie und Freunde schufen zwischen Beiden ein herzliches Einvernehmen, das im Palast von Thurn und Taxis begann und bis in die Jahre dauerte, wo die neue Bundespost eingeführt wurde. Mathy richtete sofort das Büreau her und wurde auf der Stelle mit zahllosen Gesuchen um Anstellung geplagt, in denen große Eigenschaften seines Geistes und Herzens gerühmt wurden, welche den Bittstellern Gewährung ihrer Gesuche verbürgten; aber solche Schmeichelei bereitete den Flehenden kein Wohlwollen.

Nicht lange saßen die Beiden im neuen Büreau des Finanzministeriums einander gegenüber, die leere Reichskasse erwägend und kluge Gedanken über die Füllung austauschend, da kam der unglückliche Tag des Waffenstillstandes von Malmö; er wurde zu einem memento mori für die Nationalversammlung, der Traum souveräner Herrschaft über die bestehenden Staatsgewalten schwand in stürmischen Verhandlungen und Demüthigungen dahin. Preu en hatte am 2. Sept. den Waffenstillstand mit den Dänen geschlossen, ohne dem Bevollmächtigten der deutschen Reichsgewalt etwas davon zu sagen, ohne die Centralgewalt selbst in Kenntniß zu setzen, ohne die Bedingungen einzuhalten, unter denen es Vollmacht zum Abschluß hatte. Was sollte das Reichsministerium thun? Die badischen, nassauischen

würtembergiſchen Reichstruppen aus Schleswig nach Berlin zur Execution marſchiren laſſen? oder zornige Worte ſenden, denen kein Nachdruck zu geben war? oder Freiſchaaren organiſiren und mit dem requirirten Brot ſüddeutſcher Bäckerladen ernähren? Ach, und Oeſterreich kümmerte ſich noch weniger als Preußen um die Centralgewalt, hielt gar ſeinen Geſandten in Kopenhagen, ſtand mit dem Reichsfeind auf freundſchaftlichſtem Fuße und ließ über ſeine Abſichten in Deutſchland gänzlich im Dunkeln. Unterdeß hatte die Nationalverſammlung das lauſchende Deutſchland durch unendliche Verhandlungen über die Grundrechte gelangweilt, jetzt gerieth ſie in heftigen patriotiſchen Zorn. Das Miniſterium war zwar entſchloſſen, von Preußen die Rechenſchaft zu verlangen, welche durch feſtes Auftreten etwa zu erreichen war, aber es wollte nicht auf ſich nehmen, den Krieg mit Dänemark ohne Preußen, ja gegen Preußen fortzuſetzen und außerdem das Ausland: Schweden, Ruſſen, Franzoſen, Engländer zum Einſchreiten herauszufordern.

Da wurde auf Antrag Dahlmanns, der unter Einfluß der holſteiniſchen Stimmungen ſtand, in Verbindung mit der Linken, der ein Bruch mit der Monarchie am Herzen lag, und mit Beiſtimmung der Ultramontanen und Separatiſten, welche das Einigungswerk überhaupt nicht wollten, endlich mit einer Anzahl warmherziger Patrioten, die ſich über das Unrecht Preußens ärgerten, in der Paulskirche durch wenige Stimmen Mehrheit der Beſchluß gefaßt, daß der Vollzug des Waffenſtillſtandes zu ſiſtiren ſei. Da dieſer Beſchluß einer Verwerfung ſehr ähnlich ſah, vermochte das Miniſterium nicht die Folgen auf ſich zu nehmen und reichte ſeine Entlaſſung ein. Dahlmann wurde vom Reichsverweſer beauftragt, ein neues Cabinet zu bilden, welches die Beſchlüſſe durchführe, die er veranlaßt hatte.

Als am Abend des 5. September ſich die Mitglieder des entlaſſenen Reichsminiſteriums geſellig zuſammenfanden, waren ſie trotz

dem Ernſt der Lage vergnügt wie fleißige Scholaren, denen die Schule geſchloſſen worden iſt. Sie hatten das volle Gefühl, pflichtmäßig gehandelt zu haben, und die Arbeitslaſt der letzten Wochen war ſo übergroß geweſen, daß ihnen die bevorſtehenden Tage wie eine Zeit der Freiheit erſchienen. Auch der Erzherzog nahm die Sache in ſeiner Weiſe behaglich, obgleich ſeine Noth die größere war, und bedauerte gegen die ſcheidenden Mitglieder des Miniſteriums, daß er nicht ebenfalls mitgehen könne. Mathy trat ſogleich in ſein badiſches Verhältniß zurück. Während er bis zur Bildung des neuen Miniſteriums die laufenden Geſchäfte ſeines Departements erledigte, ſchrieb er von dem Miniſtertiſch mit dem Behagen eines alten Journaliſten wieder kleine Artikel für befreundete Zeitungen, theils würdig über die Lage, theils ſcharf gegen die Wühler. Und er hielt ſelbſtverſtändlich daran feſt, daß von dem entlaſſenen Miniſterium der Beſchluß der Nationalverſammlung nicht vollzogen, die Ausführung des Waffenſtillſtandes nicht beanſtandet werde. Im Grunde dachte er ſich, wie die Kriſis ausgehen werde, er ſchrieb ſeiner Frau zuerſt nach Bad Ems: „Du biſt abgeſetzt; ich hoffe, dieſe Demüthigung deines Stolzes wird dich wenigſtens dazu bringen, mir einen Brief zu ſchreiben," und einige Tage darauf: „Du biſt, wie Pharaos Mundſchenk, wieder eingeſetzt." Es war Dahlmann und nach ihm dem Baier Hermann nicht gelungen, ein Cabinet zu Stande zu bringen, die Nationalverſammlung modificirte ihren früheren Beſchluß, das Reichsminiſterium kehrte, durch Ausſcheidung einiger Perſonen und Zutritt anderer verſtärkt, in ſeine Seſſel zurück. Aber es war vor ganz Europa conſtatirt, daß der Verſammlung die Macht und die Organe fehlten, eine wirkſame Leitung der Geſchäfte durchzuſetzen. Die Frage war jetzt nur noch, wie es ihr mit der eigentlichen Aufgabe, der Verfaſſung, gelingen werde. — Die Verſammlung war im Aufſteigen bis zu ihrer Verſenkung in die Grundrechte, Höhenpunkt ihrer Bedeutung war die Wahl des Reichs-

verweſers, die Fahrt zum Kölner Domfeſt geweſen. Jetzt folgte eine Niederlage der andern.

Der patriotiſche Sturm gegen Preußen hatte den Radikalen Muth gemacht, das Mißlingen des parlamentariſchen Widerſtandes ein banges Ahnen ihrer Schwäche gegeben, ſie verſuchten durch Aufſtandsverſuche die Aufregung zu ſteigern. In den meiſten größeren Städten begannen Tumulte, durch deren Bändigung die Autorität der Staatsregierungen erhöht, die Theilnahme des Volkes an den deutſchen Intereſſen vermindert wurde.

Als am 18. September in Frankfurt der Aufruhr losbrach, war Mathy unter denen, deren Haupt dem Tode geweiht worden war. Ihm war dieſer Wunſch ſeiner Gegner nicht unbekannt. Er ſtand an dieſem Tage an der Seite des Kriegsminiſters von Peucker und anderer Collegen in der Nähe der Gefahr und hatte hervorragenden Antheil an der energiſchen Haltung, die das Reichsminiſterium dem Aufruhr entgegenſetzte.

Der Frankfurter Putſch, die Octobertage in Wien, der Eintritt des Miniſteriums Brandenburg in Berlin riefen in den beiden Großſtaaten größere Eigenmächtigkeit gegen das Reich hervor, Baiern folgte dem Beiſpiel. Seit vollends die Obermachtsfrage angeregt wurde, zerfiel die Verſammlung. Jetzt zeigte ſich plötzlich, wie ſtark der Lokalſtolz und Separatismus war: Preußen und Oeſterreicher, Baiern, Hannoveraner, Hanſeaten, außerdem die turbulente Linke. Die Schwäche in der Nationalverſammlung bewirkte, daß das Miniſterium in größere Abhängigkeit von den Commiſſarien der Einzelſtaaten und dem guten Willen der Regierungen kam. Im Frühſommer hatte die Nationalvertretung der demüthigen Bundesverſammlung hochfahrend den Umgang gekündigt, ſeit dem Herbſt verkehrten die Bundescommiſſare der Staaten in vornehmer Zurückhaltung mit dem Reichsminiſterium.

Nach dem Aufſtand begann Mathy wieder die friedliche Arbeit in

seinem Amt und der Nationalversammlung. Es gab genug zu thun. Fast täglich zwei, drei Stunden Ministerrath, in welchem unablässig schwierige und heikle Fragen zu lösen waren, dann sechs, sieben Stunden in der Paulskirche, dazu einige Stunden Büreauarbeiten, Besuche und Conferenzen mit den Gesandten, endlich die Versammlungen des Klubs und vielleicht das wichtigste von Allem, die Privatbesprechungen bei Gagern — es war grade so viel Arbeit, daß Mathy noch Zeit behielt schnell einen Zeitungsartikel für die Oberpostamtszeitung, damals das Organ des Reichsministeriums, zu schreiben.

Außer der Theilnahme an der politischen Thätigkeit des Ministeriums gehörte zu Mathy's Wirkungskreis die Vorbereitung der Beschlüsse und Maßnahmen des Finanzministeriums; alle im Reichsgesetzblatt publicirten Finanzerlasse sind von ihm ausgearbeitet, er leitete die Reichskassenverwaltung und war seinem Minister in dem administrativen und politischen Theil des Ressorts ein treuer, durch Geschäftskenntniß und großes Urtheil ausgezeichneter Helfer und Genosse. Beide trugen gemeinschaftlich die schwere Bürde der Sorgen, die auf ihrer Verwaltung lasteten, und manche ernste Stunde verfloß in Besprechung der Mittel und Wege zur Bestreitung des Aufwandes für das Reichsheer und für die Flotte. Denn das Finanzministerium war nicht auf Rosen gebettet. Es war für seine Bedürfnisse auf die Matrikularumlagen angewiesen, und diese Beiträge liefen durchaus nicht freudig ein. Oesterreich zumal zahlte zu den Reichslasten gar nichts, und mußte schon im Herbst 1848 als ein durchaus verzweifelter und böswilliger Schuldner betrachtet werden. Darin wenigstens wurde Preußen ein Trost, es gab zu den drei Millionen, welche für die Marine begehrt wurden — als erste Hälfte der Summe, welche durch die Nationalversammlung im Juni votirt war, — nicht nur die eigene bundesgemäße Quote, sondern übernahm auf Verwendung des preußischen Bevollmächtigten Camp-

hausen auch die pünktliche Zahlung für sämmtliche Zollvereinsstaaten, um sich einige Monate später bei der Zollberechnung zu decken. Nur dadurch wurde möglich, eine Bundesmarine zu schaffen. Im Februar 1849 waren 10 Kriegsschiffe, 86 Kanonenböte erworben, 5 Dampfcorvetten auf deutschen Werften in Bau gegeben. Es war mitten in der Fehde mit Dänemark, und es war eine improvisirte Flotte, die Schiffe schnell zusammengesucht, die Bemannung aus den Häfen errafft, die Officiere, wie sie gutes Glück und die Noth zuführte. Und es blieb den Deutschen der Schmerz nicht erspart, daß diese erste Anlage nicht auf grabem Wege zu einer Kriegsflotte führte. Dennoch durfte sich Mathy sagen, daß er mit Beckerath in Beschaffung von Geld- und Auskunftsmitteln ebenso das Mögliche leistete, wie Duckwitz im Ankauf von Schiffen. Diese Sorge war ihm wohl die liebste Amtspflicht. Ihm wurde auch die Freude, daß Prinz Adalbert von Preußen im October nach Frankfurt kam, um die Berathungen über Gründung einer Marine zu leiten, und der wackere verständige Herr wurde vom Finanzministerium in der Stille bereits zum künftigen Großadmiral bestimmt. — Auch mit dem Reichsheer gelang es im Herbst ein wenig. Der preußische General Peucker war Kriegsminister, ihm wurde die Frankfurter Besatzung, die Contingente in Schleswig-Holstein und gelegentliche Executionstruppen als Reichsarmee untergeben. Ja Preußen stellte im October seine ganze Armee, 326,000 Mann als Reichscontingent hin. Und Preußen publicirte gehorsam die von der Nationalversammlung beschlossenen Gesetze materiellen Inhalts im Preußischen Gesetzblatt. So geschah es, daß aus dem Finanzministerium freundliche und dankbare Streiflichter auf Preußen fielen. Und es wurden in der Casinopartei bereits im October muthige Stimmen laut: man müsse Preußen allein an die Spitze stellen. Aber noch überwogen die Bedenken.

Der Verkehr des Reichsministeriums mit dem Erzherzog Johann ließ in den ersten Monaten nichts zu wünschen übrig. Von beiden

Seiten wurde ignorirt, daß der Erzherzog in Wahrheit weniger durch die Wahl der Nationalversammlung, als durch die Wahl der Regierungen, welche der Bundestag noch schnell vor seiner Auflösung ausgesprochen hatte, zur Annahme bestimmt war. Denn obgleich dieser Prinz des Hauses Habsburg zuweilen Neigung gezeigt hatte, gegen die eigene Regierung Fronde zu machen, so wäre dem Mitglied eines großen Fürstengeschlechts doch, wie damals die Dinge lagen, die Annahme einer revolutionären Stellung ganz unmöglich gewesen ohne die stille Einwilligung seiner Familie und die Zustimmung der Könige von Preußen und Baiern. Sein Agent, Herr von Schmerling, wußte diesen bedenklichen Umstand — den übrigens Mathy auf der Tribüne ganz in der Ordnung gefunden hatte — vor der Nationalversammlung zu verdecken, die Verehrer kühner Entschlüsse mußten der Zukunft anheimgeben, ob jenes Wahlmanöver sich als Vorbote kommender Reaction erweisen werde. Vorläufig fielen dem Erzherzog seit dem Einzuge alle Herzen zu. Alles an ihm gefiel, sein ergrautes Haupt, der naive Dialect, die feste, einfache, kräftige Weise, in der er seine Gemüthlichkeit kundgab. Mancher herrliche Charakterzug von ihm wurde verbreitet, auch daß er eine Frau nach seinem Herzen gewählt hatte, nicht aus Fürstengeschlecht, behagte den Bürgern, und als gar verkündet wurde, daß er auch seine Gemahlin unter die Frankfurter führen werde, wie die Abgeordneten ihre Frauen, zu treuherziger Geselligkeit, da gaben sich Abgeordnete und Frankfurter einer warmen Hochachtung gegen die neue Herrenfamilie hin, und Mathy beobachtete mit Vergnügen die Uebung der schönen Frankfurterinnen in Empfangsfeierlichkeiten und wie geschickt zahllose weiße Kleider, gewaschen und gebügelt, mit hoch gehobenen Armen an den Fingerspitzen über die Straße getragen wurden.

Auch Mathy fand den Verkehr mit dem Herrn behaglich, dieser bewies gegen Jeden die wohlwollende Lässigkeit, welche als Erbtheil des Ahnherrn Rudolf den meisten Prinzen seines Hauses bis auf unsere

Zeit eigen war; ſeine Auffaſſung der Verhältniſſe war unbefangen, er zeigte ehrlichen Willen, Oeſterreich und Deutſchland aus der Bedrängniß herauszuheben Im Sommer 1848 wußte er ſeine große Popularität in Wahrheit heilſam zu verwerthen, um Süddeutſchland vor Aufruhr und Anarchie zu bewahren. Bei den laufenden Geſchäften zeigte er gutes und ſchnelles Verſtändniß und praktiſchen Sinn, und unterſtützte ſeine Miniſter vortrefflich durch die Gewandtheit, Widerwärtiges abzuhalten oder aus dem Wege zu ſchaffen. Seit aber die Ideen eines engern und weiteren Bundes und eines preußiſchen Erbkaiſerthums allmählich in die Seelen drangen, ſeit der talentvolle Landsmann des Erzherzogs, Herr v. Schmerling, das Vertrauen der Majorität verlor und zum Austritt aus dem Miniſterium genöthigt wurde, und ſeit Heinrich v. Gagern Mitte December als Miniſterpräſident dem Reichsverweſer zur Seite geſtellt wurde, da verlor dieſer ſelbſt die Sicherheit, und das Intereſſe ſeines Hauſes ſiegte über die Pflichten ſeines Amtes. Damals forderte Mathy in der Partei ſehr entſchieden, daß Herr v. Schmerling dem Miniſterium Gagern erhalten bliebe. Er kannte ihn genau aus den Geſchäften dieſes Jahres, er hatte am 18. September gegenüber den Barricaden neben ihm geſtanden und geſehen, daß der Oeſterreicher ein kaltblütiger, entſchloſſener Mann war, im Nothfall zu jedem Wagniß bereit. Blieb er im Miniſterium, ſo vermochte man, wie bisher, in den Hauptſachen mit ihm und durch ihn mit dem Reichsverweſer fertig zu werden, ja, es war nicht unmöglich, ihn für das Programm Gagerns zu gewinnen, und durch ihn die Auffaſſung des Fürſten Schwarzenberg zu beeinfluſſen, der ſich zur Zeit noch wenig um Frankfurt kümmerte, und mehr an Vertheidigung gegen Deutſchland, als an Angriff dachte. Denn ſo lange der ehrgeizige Schmerling deutſcher Miniſter war, hatte er ein Intereſſe ſich ſelbſtändig und bedeutſam auch gegen die öſterreichiſchen Miniſter zu halten, und Mathy wußte, daß er dies bis dahin gethan, und daß er die geheime

Schwäche eines Regiments ohne Macht nach Olmütz getragen hatte. Mit dem Tage seiner Entfernung wurde er ein unversöhnlicher Feind, und die kaiserlichen Minister durch ihn, der alle Parteien, Menschen, und geheime Leiden klug und kalt durchschaute, aufgestachelt. — Dieser gute Rath Mathy's wurde nicht befolgt. Schmerling wurde entlassen, reiste sofort nach Olmütz, und von dem Tage kamen hochfahrende und feindselige Kundgebungen Oesterreichs in rascher Steigerung.

Als Heinrich v. Gagern dem Erzherzog die leitende Idee seines Ministeriums, die Kaiserkrone für Preußen, bei der Uebernahme des Amtes vor Augen stellte, da widersprach dieser dem Princip nicht, aber er wurde verdeckter und schweigsamer und barg die innere Schwäche und Abneigung hinter naiver Schlauheit. Offenbar wurde er seitdem durch bestimmte Weisungen von Wien bedrängt. Dadurch kam er in zweideutige Stellung, sein Verhältniß zum Reichsministerium wurde peinlich für beide Theile. Wo die Treuherzigkeit nicht mehr helfen wollte, hüllte er sich in Schweigen. Als in einer Sitzung des Gesammtministeriums der Ministerpräsident Gagern ihn mit der ganzen Kraft seiner imposanten Persönlichkeit drängte, in der schwebenden Frage doch endlich seine Meinung zu äußern, antwortete er mit dem Anschein völliger Unbefangenheit in seiner Mundart: „i hobb gar keine Meinung." Als endlich gar die letzten Katastrophen über die Versammlung einbrachen und die Entscheidung über die Zukunft nicht mehr von Frankfurt, sondern von Berlin ausging, wurde er ein bloßes Spielzeug in den Händen des Grafen Rechberg.

In den Sitzungen der Paulskirche folgte Mathy mit regelmäßigem Fleiße dem Gang der Debatten. In Stunden der Verwirrung und Empörung, in denen die Versammlung sich einige Male aufzulösen drohte, war sein Platz umdrängt von den Parteigenossen. Wenn aber ein berüchtigter Redner langweilte oder erheiterte, bemerkte man

in seiner Nähe häufig einen Wechsel in den Mienen der Nachbarn und das Gekräusel einer leichten Bewegung. Denn er enthielt sich nicht kurzer sarkastischer Bemerkungen und angreifender Scherze. In den Versammlungen der Partei und den Abenden bei Gagern saß er gewöhnlich schweigsam, in seiner großen Bescheidenheit erschien er Solchen, die ihn nicht näher kannten, als ein schüchterner Mann. Aber in der ganzen Versammlung war vielleicht Keiner, der schärfer und genauer die Meinung der Andern beobachtete, und die Parteitaktik eines Leiters besser inne hatte, als dieser stille Beobachter. Er hielt sich nicht nur zurück, wenn er einmal selbst mit einer Frage innerlich nicht fertig geworden war, auch wenn er sah, daß Andere das Rechte gefunden hatten. Merkte er die Gesellschaft durch andere Häupter gut geleitet, dann erbaute er sich hörend an der Tüchtigkeit der Freunde; erst wo es an Rath fehlte, trat er mit ganzer Entschlossenheit in die Zweifel. Diese Selbstlosigkeit, welche immer nur die Sache, nie den eigenen Erfolg, im Auge hatte, bewirkte daß sein Ansehen bis zum Ende der Versammlung stetig zunahm. Die Tribüne betrat er fast nur, wenn er von der Partei aufgefordert wurde. Nach jener Rede für den Bundestag hat er noch dreimal gesprochen. Einmal (am 8. Januar 1849) bei der Debatte über den Reichshaushalt als erfahrener Finanzmann für die Anträge des Ausschusses: Der Reichstag soll sich hüten, zu Vieles festzusetzen. Künftige Versammlungen werden sich in neuen Verhältnissen schon zu helfen wissen; das Staatenhaus, als die Vertretung der Regierungen, und das Volkshaus sollen bei Aufstellung des Budgets gleich berechtigt sein, das Staatenhaus aber die Vorberathung haben; das Budget ist in ein ordentliches und außerordentliches zu trennen — damals eine neue und sehr angefochtene Ansicht. — Es sei durchaus nicht nöthig für die Freiheit, daß auf jedem Reichstage sämmtliche Einnahmen bewilligt werden, der wahre Nutzen der Volksvertretung bestehe in Finanzsachen ohnehin nicht in den Verbesserungen, die etwa an einzelnen

Sätzen bewirkt werden, sondern in der kräftigen Controle der ganzen Verwaltung, welche sich bei Berathung des Budgets mehr als bei jeder anderen geltend machen kann.

Das nächste Mal sprach er (19. Februar) über das Wahlgesetz für das Volkshaus. Hier standen mehr als sechzig Amendements zur Entscheidung, die Meinungen liefen weit auseinander — man beachte wohl, daß damals auch von der Linken, welche das allgemeine, directe Wahlrecht forderte, noch die Bedingung der Selbständigkeit des Wählers festgehalten wurde. Mathy sprach diesmal weniger, um einem der Amendements zum Siege zu verhelfen, sondern um der Versammlung ein freieres Urtheil zu geben. Er führte meisterhaft aus, daß kein Wahlgesetz einer Partei den Sieg verbürge, daß allgemeines Wahlrecht den Ultramontanen und der Reaction eben so sehr diene, als den Radikalen. Und daß auch allgemeines Wahlrecht nur etwa einem Fünftel der lebenden Menschen das Stimmrecht gebe, und wie nicht unwahrscheinlich sei, daß man solches Recht auch einmal auf Frauen und Knaben werde ausdehnen wollen. Er empfahl darauf entweder allgemeines Wahlrecht mit indirecten Wahlen, weil Jedermann einen Vertrauensmann kenne, aber nicht Jedermann Urtheil über die Tüchtigkeit des Volksvertreters habe, oder directe Wahlen entweder mit Census oder mit einer für den Bezirk fixirten Summe der Wähler. „Auf den Modus der Wahl kommt es überhaupt weniger an, als man zur Zeit wähnt, es gibt kein absolut gutes Wahlgesetz, und keines, das für jedes Volk und jede Zeit paßt. Wir können zum Glück in Deutschland weit gehen mit dem Stimmrecht, und wir wollen weit gehen. Ich hoffe auch, wir werden keine erschwerende Form für das Wahlgesetz annehmen, sondern die Gesetzgeber, die nach uns kommen, in die Lage setzen, ohne Erschwerungen weiter zu gehen in dem Maße, wie sich die Einsicht und Bildung verbreitet. Wir wollen keine Vorrechte für einzelne Stände, wir wollen keine Vorrechte für den Besitz, aber auch keine Massenherrschaft, die durchaus nicht der

Ausdruck des Volkswillens ist und die auch durchaus nicht die Freiheit sichert, sondern zum Despotismus führt." Diese großen Wahrheiten erschienen damals der Mehrzahl unschmackhaft.

Seit dem Eintritt Gagerns wurde die meiste Zeit des Reichsministeriums in Anspruch genommen durch wiederkehrende Berathungen über die Stellung Deutschlands zu Oesterreich. Die Lage der Dinge verschlimmerte sich schnell, in gleichem Verhältniß mit Uebermuth und Anmaßung der österreichischen Regierung steigerte sich in der Nationalversammlung die leidenschaftliche Frivolität der österreichischen Abgeordneten, welche Alles aufboten, die Verfassung, an welcher Oesterreich nach seiner eigenen Erklärung nie Theil nehmen konnte, auch für Deutschland unbrauchbar zu machen. Mathy und Beckerath waren schon auf den Bänken der Nationalversammlung von der Ueberzeugung durchdrungen, daß dieser Conflikt nur auf dem Schlachtfelde ausgefochten werden könne.

Im März kam es im Finanzministerium zur Katastrophe. Dänemark hatte den Waffenstillstand gekündigt, ein Heer war zu stellen und zu rüsten, von den bewilligten 6 Millionen für Marine war wenig mehr als die von Preußen gezahlten 2 Millionen eingegangen, Baiern hatte erklärt, es müsse erst seine Stände fragen, Sachsen wollte zwar zahlen, aber erst wenn auch andere größere Staaten gezahlt hätten, und außerdem auf die Zollvereinskasse Preußens anweisen, obgleich es selbst noch dorthin herauszuzahlen hatte. Außerdem waren aus dem vergangenen Jahr an Militärverpflegungsgeldern noch 750,000 Thlr. zu zahlen. Mathy hatte den Entwurf zu einer Reichsanleihe von 20 Millionen Gulden gemacht für Kriegführung, Küstenvertheidigung, Flotte. Am 5. März war Conferenz des gesammten Reichsministeriums mit den Commissarien der Einzelstaaten und sie ergab ein trostloses Resultat. Die Dringlichkeit des Bedarfs wurde einleuchtend dargestellt, die Reichsminister sprachen sehr schön und ergreifend, es wurde nachgewiesen, daß die Lage sei: entweder Geld,

oder unvermeidlicher Verkauf der Flotte und gehäufte Schande für Deutschland. Aber die Commissäre saßen kalt, mit bösem Willen, wie Gesandten fremder Mächte. Für eine Anleihe durch das Reich auf den Credit der Staaten erklärten sich außer dem bedrängten Holstein zwei kleine Stimmen, von den größeren wurden nur Bedenken laut: der provisorische Zustand, die Ungewißheit, was aus dem Reich werden möge, Schwierigkeit der eigenen Kammern, dazu Klagen über gebrachte Opfer. Preußen erklärte, man solle auf die Staaten umlegen, die Säumigen schärfer anhalten — womit? — es werde seine Zahlungen pünktlich leisten; Oesterreich rieth höhnend einen Fond aus Matrikularbeiträgen zu gründen — wie Mathy nachher behauptete, mit dem stillschweigenden Vorbehalt, seinen Beitrag dafür ebensowenig zu zahlen, als bis dahin für Flotte und Verpflegung von Reichstruppen; fast ebenso stimmten die Königreiche; die meisten Kleinen sprachen den herzlichen Wunsch aus, das Reich möge die Kriegskosten bezahlen, ohne jedoch zu sagen, woher; einige waren ohne jede Instruction. Aber am gräulichsten war für Mathy, daß Luxemburg-Limburg dabei saß, um das deutsche Elend nach dem Haag zu berichten, und in Kopenhagen und Petersburg damit Freude zu machen; denn dieser Bundesgenosse hatte in einem Athem erklärt, er sei zwar bereit zur Flotte zu zahlen aber gänzlich außer Stande, da er zu den Niederlanden gehöre. — Also auf die Anleihe mußte verzichtet werden. Mathy beschäftigte sich noch mit dem Plan „Marinescheine" als Papiergeld auszugeben. Aber er neigte zu der Meinung, daß es für das Reichsministerium Zeit sei, abzutreten. Und um den Schmerz zu steigern, kam an demselben Tage eine österreichische Note aus Olmütz, welche ein siebenköpfiges Directorium mit neun Stimmen unter dem Vorsitz Oesterreichs forderte. — Es gab in der Paulskirche Stunden des Tumultes und verrückter Abstimmungen, wo Gagerns Wange fahl wurde und sein strahlendes Auge totenstarr, und wo um Mathy's Mund der Zug höhnender Verachtung schwebte, den

ſeine Gegner ſo haßten. Es ging zum Ende. Die Nationalverſammlung bot ein Bild wüſter Anarchie. Alles trieb zur Entſcheidung. Preußen war die letzte Hoffnung. Als am 28. März der König von Preußen mit 290 Stimmen — 248, darunter die Oeſterreicher, enthielten ſich der Abſtimmung, — zum Kaiſer gewählt wurde, da läuteten wieder alle Glocken in Frankfurt und Verſammlung und Gallerien brachen in Jubel aus. Man war zu Frankfurt bereits an dergleichen gewöhnt.

Zu der Kaiſerdeputation nach Berlin wurde mit Abſicht kein Mitglied des Reichsminiſteriums gewählt; daſſelbe hatte zwar nach der Kaiſerwahl wie gebührlich das vom Reichsverweſer erhaltene Mandat zurückgegeben, aber die Geſchäfte ſogleich wieder interimiſtiſch mit voller Amtsgewalt und Verantwortlichkeit übernommen und ſich recht feſt in die Stühle geſetzt. Man glaubte ſich von einem Plane Oeſterreichs überzeugt, der dem preußiſchen Bundesſtaat ein kurzes und ſchreckliches Ende bereiten ſollte. Erzherzog Johann ſollte plötzlich reſigniren, Herr v. Schmerling als Commiſſar Oeſterreichs den alten Bundestag wieder einberufen, deſſen Präſidialmacht Oeſterreich geweſen war, die vier Königreiche würden ſofort zufallen. Wie ſehr hatten ſich unter dem Zwang der Thatſachen die Menſchen geändert! Vor wenig Monaten waren dieſelben Männer, die jetzt im Miniſterium ſtanden, von freudiger Rührung bewegt, daß der Reichsverweſer dem neuen Deutſchland zur Verfügung ſtand und eine Centralgewalt Ausſicht bot, die einzelnen Staaten zu überherrſchen, und jetzt bewachten ſie ihren Reichsverweſer als einen hinterhaltigen Mann, als Werkzeug und Opfer einer feindlichen Politik, welcher Deutſchland verhindern wolle, dem Herrſcher eines einzelnen Staates zu huldigen.

Nach Abgang der Kaiſergeſandtſchaft ſchlugen durch einige Tage die Herzen der Mehrheit in froher Erwartung, bis eine Trauerbotſchaft nach der andern niederbeugte. König Friedrich Wilhelm IV.

hatte nicht angenommen, ja sein persönliches Verhalten gegen die Deputation hatte diese höchlich verstimmt. Und das Ministerium Brandenburg war entschlossen, die Kammer in Berlin aufzulösen, wenn diese den König unziemlich dränge. Mathy theilte diese finstern Nachrichten Herrn v. Beckerath, der auf einige Tage nach der Heimath gereist war, in dem ruhigsten Geschäftstone mit, aber aus den kurzen Sätzen ist zu sehen, wie sorglich er seinen zornigen Muth bändigte. Noch war einige Hoffnung. Man wußte, daß der König geschwankt hatte, daß ein Theil der königlichen Familie, der Prinz von Preußen und seine Gemahlin, für Annahme waren, noch war eine Ablehnung nicht erfolgt, der preußische Commissar Camphausen war nach Berlin gerufen. Es galt, in Frankfurt festzustehen auf der beschlossenen Verfassung, und die Intriguen der Gegner zu vereiteln, welche die ausweichende Antwort des Königs als Vorwand für Aufhebung seiner Wahl benutzen wollten, und es galt in Berlin alle Hebel anzusetzen, um den König zu bestimmen. Das Reichsministerium suchte dadurch auf die Beschlüsse Preußens zu wirken, daß es die andern Regierungen zu Erklärungen über die Verfassung veranlaßte. Während Camphausen in Berlin war, berief Gagern zum 14. April jene berühmte Sitzung der Bevollmächtigten, in der 28 deutsche Regierungen ihre unbedingte Annahme der Verfassung erklärten, auch die Stände von Würtemberg und Sachsen hatten fast einstimmig den Beitritt ihrer Regierungen verlangt, man durfte hoffen, daß Hannover und Baiern auf die Länge nicht widerstehen würden. Oesterreich aber hatte endlich durch seine Note vom 8. April die Neugestaltung Deutschlands in herbem Ton öffentlich desavouirt und die allgemeine Stimmung gegen sich aufgeregt. Die Oesterreicher, von ihrer Regierung zurückberufen, begannen die Versammlung zu verlassen. Andere freilich hatten, im stillen Einverständniß mit Herrn v. Schmerling, die Unbefangenheit zu erklären, daß sie bleiben würden. Noch einmal schien Alles günstig zu liegen.

Da hielt Mathy seine größte Rede während der letzten Krisis (25. April) in der langen und stürmischen Debatte über Durchführung der Reichsverfassung. Die Verfassung war nach unendlicher Mühe vollendet, König Friedrich Wilhelm hatte seine Bedenken geäußert, doch nicht abgelehnt, von allen größeren Staaten war die Abneigung gegen das neue Werk deutlich kund gethan. Was sollte geschehen, die Anstrengungen eines Jahres zu retten? Die Hoffnungen der Linken hoben sich, auch die alte gemäßigte Majorität, durch Berlin verletzt, fühlte das Bedürfniß, Muth und Thatkraft gegen die Regierungen zu zeigen. Unter den Freunden Mathy's gingen die Meinungen weit auseinander, die Prüfungsstunde der Noth war gekommen, wo nicht glänzendes Talent allein, sondern der Charakter die Richtung zu weisen hatte. Jetzt ließ Mathy durch Parteigenossen aus Preußen einen Antrag einbringen: Aufforderung an die Regierungen, sich aller Anordnungen zu enthalten, welche in diesem entscheidenden Augenblicke dem Volke die verfassungsmäßige Aeußerung seines Willen schmälern können, also keine Auflösung der Ständekammern. Die Nationalversammlung erwartet bis zum 3. Mai Bericht des Reichsministeriums über den Erfolg. — Zur Unterstützung dieses Antrags sprach er einsichtsvoll und mit sicherem Nachdruck nach folgendem Grundgedanken. Die Verfassung ist durch uns vollendet, wir haben unsere Aufgabe erfüllt, wir bleiben darauf stehen. Aber wir enthalten uns aller provocirenden oder revolutionären Schritte. Die Hindernisse, welche die einzelnen Regierungen entgegenstellen, müssen durch die Kraft ihrer Staaten überwunden werden. Unsere Aufgabe ist nur, die befreundeten Kräfte darin zu stärken, die widerstrebenden zu schwächen. Nur der moralische Beistand dieser Versammlung darf in Bewegung gesetzt werden. Darauf schilderte er meisterhaft die Stellung der einzelnen Staatsregierungen: Preußen, Oesterreich und die Königreiche. Und er schloß: „Ich bin bereit, zur rechten Zeit für Alles zu stimmen,

was nothwendig ist, um die Verfassung durchzuführen, es mag gehen, soweit es wolle, aber nicht für mehr und nicht zu ungehöriger Zeit. Keine Proklamation an das Volk, kein Ausschreiben der Wahlen für den Reichstag, keine Regentschaft. Noch sind wir nicht gezwungen die Verfassung zu verletzen, um sie durchzuführen." — Sein sicheres Auftreten entschied. Seine schönste Rede war auch der letzte große Moment der Nationalversammlung, zugleich die Lossagung der deutschen Partei von der Revolution.

Während Mathy hoffte, daß in Würtemberg eine Agitation für die Reichsverfassung helfen werde, war Beckerath nach Berlin gereist. Dort hatte er eine zweistündige Unterredung mit dem Könige. Er war berechtigt, dem König die feste Zusicherung zu geben, daß aus der Reichsverfassung das suspensive Veto und andere anstößige Bestimmungen mit großer Majorität entfernt werden würden, wenn der König mit Vorbehalt der Revision annehme, und dafür eine neue Reichsversammlung aus Abgeordneten der Staaten, welche die Verfassung angenommen — etwa nach Erfurt — zusammenberufe. Dem König wurde dadurch der Einwand des illegitimen Verfahrens genommen, auf den er immer wieder zurückkam, er fühlte auch das Gewicht der Gründe für ein muthiges Handeln, welche Beckerath aus oft wiederholten feierlichen Verheißungen des Königs selbst entnahm. Der König rief endlich aus: „Aber Sie erkennen ja selbst, daß große Gefahren damit verbunden sind." Beckerath wiederholte die Worte, die wenige Tage zuvor E. M. Arndt dem König zugerufen: „Die Gefahr ist stets für Preußen eine sieglockende Sonne gewesen." Da stand der König auf, ging erregt im Cabinet auf und ab, und blieb endlich mit den Worten vor Beckerath stehen: „Wenn Sie Ihre beredten Worte an Friedrich den Großen hätten richten können, der wäre Ihr Mann gewesen, ich bin kein großer Regent."*) Und wenige Tage darauf schrieb der Kö-

*) Nach authentischer Mittheilung.

nig:*) „Der liebe, fromme, warme Beckerath hat mir in einer Rede, die faſt eine Stunde dauerte, die Gewißheit der glücklichen Cur des revolutionskranken Imperii ſo anlockend und überzeugend geſchildert, daß mir das Waſſer unwillkürlich im Munde zuſammenlief. Darauf nahm ich das Wort: Verſteh' ich Sie recht, ſo rathen Sie mir, es wie der Prophet Daniel zu machen und getroſt in die (auch von Ihnen klar erkannte) Löwengrube hinabzuſteigen, in der Zuverſicht, daß Gott mir helfen wird. Dabei iſt ein Umſtand nicht bedacht: Ich bin nicht der Prophet Daniel, und thät' ich alſo, ſo würde ich glauben, Gott zu verſuchen."

Der Brief des Königs verbrämt mit frommer Wendung die aufrichtigen Worte, die er in Wirklichkeit gegen Beckerath ausgeſprochen hat.

Er lehnte ab. Aber er kämpfte bis zum Tage von Olmütz in ſeinen kräftigeren Stunden mit der Verſuchung und mit der Scheu. Dennoch hatte er Recht, daß im Jahr 1849 eine ungewöhnliche Fürſtenkraft nöthig war, um unter damaligem Verhältniß einen deutſchen Bundesſtaat zu ſchaffen. Denn ein Bundesſtaat von Monarchien, der den einzelnen Souveränen weſentliche Hoheitsrecht nimmt, wird nur in dem Fall als Bund beſtehen, wenn die Vormacht des Bundes an Staatskraft allen übrigen Bundestheilen entſchieden überlegen iſt; erſt wenn Widerſtand gegen ſie hoffnungslos wird, vermag ſie die ſchwächeren zu ſchonen und zu bewahren.

Schon in den erſten Monaten des Jahres 1849 war Mathy auf ein Fehlſchlagen der großen volksthümlichen Anſtrengung beſſer vorbereitet, als die meiſten ſeiner Parteigenoſſen. Freilich hatte auch er Tage ſtolzer Hoffnung, als endlich die Verfaſſung, das Werk unendlicher Anſtrengungen und Compromiſſe beendet war. Aber ſein Schmerz war nicht ganz ſo groß, als der ſeiner hoffnungsreicheren

*) Proteſtant. Monatsblätter für innere Zeitgeſchichte. Mai 1865.

Freunde, wenn er in den Tagen frischer Spannung auch einmal seinen alten Heldenzorn gegen schwache Fürsten fühlte. Er war lange gewöhnt Widerwärtiges zu ertragen und gegen den Strom zu ringen.

Grade jetzt war ihm eine heitere Episode in dem tragischen Fall der nationalen Hoffnungen beschieden. Er hatte im Reichsministerium energische Schritte empfohlen, um die säumigen Mittelstaaten zur Annahme der Reichsverfassung zu zwingen. „Die Sache muß gehen", hatte er gesagt, „denn sie ist jetzt unvermeidlich geworden, also wird sie gehen mit den vier Königen oder ohne dieselben." Da wurde er ausersehen, die bairische Regierung zur Annahme der Reichsverfassung zu bestimmen, ihn traf die Wahl weil er im April 1848 von Baiern als Candidat für die projectirte Centralgewalt aufgestellt worden war.

Die Macht Baierns hatte zu der Centralgewalt längst eine eigensinnige Stellung genommen, sie war geneigt, die ganze nationale Bewegung mit stiller Mißbilligung zu betrachten, der Eifer für die Verfassung war im Volke geringer als irgendwo anders; vollends seit die Ablehnung Preußens in sicherer Aussicht stand, war man dort der schwersten Sorgen ledig, und eine Aufforderung zum Beitritt galt als ein verzweifelter Versuch. Die Freunde bezeugten dem Abreisenden ihr Beileid über die Last einer so schwierigen Mission. Mathy war von der Erfolglosigkeit ziemlich überzeugt, aber ihm galt es als eine Erholung, aus der schwülen Atmosphäre zu Frankfurt, den unablässigen Gerüchten und den verstörten Mienen der Gesinnungsgenossen versetzt zu werden. Er wußte in Frankfurt wohl, daß die Welt sich anders malte in den Häuptern Altbaierns, als um die Paulskirche, aber er war doch nicht vorbereitet auf das, was er in München fand. Und die Fahrt gab ihm alle gute Laune zurück. Er hielt nach seiner Ankunft einen Vortrag im bairischen Staatsministerium, er fand eine hartnäckige, durch die Ereignisse des letzten Jahres kaum gestörte Abneigung.

Annahme einer Verfassung von dort draußen galt für ganz unmöglich, man hoffte auf irgend Etwas, entweder ein Directorium oder auf eine Octroirung, die allen dynastischen Interessen und allen Besonderheiten Baierns volle Rechnung trüge. Zwar die Stimmung in Franken und Schwaben beunruhigte ein wenig, dafür war man der Ultramontanen sicher. Mathy hatte Audienz beim König, und der König antwortete auf seinen gemessenen Vortrag und dessen gediegene Gründe dadurch, daß er in seiner Gegenwart eine große Deputation loyaler Münchner Bürger empfing, welche dem Gesandten des Reiches, wie Mathy nach Frankfurt schrieb, „dieselbe Scene bereiteten, welche Pyrrhus vor dem Römer mit seinen Elephanten aufführte, sie mußten mich anbrüllen". Neu war ihm auch der Einblick in die politischen Sorgen der kunstvollen Isarstadt. Er frug seinen gefälligen Führer nach dem Parteitreiben, und dieser sagte ihm, es sei der 1. Mai, wo die Bock-Saison eröffnet würde, und führte ihn in einen Bock-Keller; Mathy konnte sich nicht entschließen, in den Dunstkreis einzudringen, erfuhr aber an der Schwelle, daß der Gipfel des Bock-Vergnügens ein Tanz der Rettichweiber sei. Er frug nach andern Gelegenheiten, sich über die Stimmung der Bevölkerung zu unterrichten, man führte ihn in das Lipperl-Theater, wo das Stück gegeben wurde: A Ruah wolle m'r hab'n. Lola Montez kam darin vor, und rebellische Putzmacherinnen zwangen ihre Principalin, gute Milch zum Kaffee und einen Groschen Zulage zu geben. Und als am Ende die Principalin auf die Frage, ob sie diese Concessionen freiwillig gemacht habe, grimmig mit Ja antwortete, erhielt sie dafür das Lob, „die Frau übertrifft noch den König von Würtemberg". Mathy betrachtete das entzückte Publikum und fand, daß hier ein Leben war „so schön wie in Walhalla, zu schön für ein deutsches Bundesland".

Unterdeß war Rheinhessen in Aufruhr, die bairische Pfalz in den Händen fremder Freischaren, in Baden Soldatenmeuterei und

rothe Republik, die Reichsfestung Rastatt — für welche kein Bundesstaat eine Besatzung hatte hergeben wollen — in den Händen der Aufständischen. Er bat um seine Abberufung, aber erhielt Ordre, noch einige Tage zu bleiben ohne Zweck. Endlich rief ihn am 8. Mai die Botschaft nach Frankfurt, daß Finanzminister v. Beckerath das Portefeuille abgegeben habe und aus der Nationalversammlung ausgeschieden sei. Er fand Alles in Auflösung und Verwirrung. Er selbst war entschlossen, in der Versammlung auszuhalten, so lange sie durch die Revolution gefährdet sei. Aber man lebte schnell in jener Zeit, wenige Tage darauf hatte der Reichsverweser das Ministerium Grävell-Jochmus gebildet, die Nationalversammlung erklärte am 17. Mai, daß dies Ministerium eine Beleidigung der Nationalvertretung sei, am 20. Mai trat Mathy mit seinen nächsten Gesinnungsgenossen aus.

Grade ein Jahr war vergangen seit Eröffnung der Nationalversammlung. Auch Mathy mochte am Tage des Scheidens die bittere Stimmung nicht unterdrücken, und er schrieb seinem Collegen Beckerath: „Das Verhalten der Könige gegen die Versammlung und ihr Werk hat die Männer, welche die Einigung Deutschlands auf dem Wege friedlicher Entwicklung durchzuführen versuchten, getäuscht und von der Bühne gedrängt, auf welcher jetzt das anarchische, dämonische Chaos den Königen entgegentritt. Mögen sie es durch ihre Heere besiegen, sie haben die besten Gefühle der Nation so tief verletzt, daß ihr augenblicklicher Sieg über die Anarchie ihre Throne nicht auf lange befestigen wird."

Aber seine Kraft war unvermindert und die Hoffnung verließ ihn im Kreise seiner Lieben nicht. Nur wenige Wochen hatte er die Nähe seiner Familie entbehrt, und diese Zeit war ihm schwer genug angekommen, da war er, wie einst in der Schweiz, mißmuthig und still einhergegangen, wenn eine Nachricht nicht ankommen wollte wie er gerechnet hatte. Denn so thätig er war

und ſo kräftig er ſich mit ſeinem ganzen Weſen an den Geſchäften, und an Leben und Intereſſen ſeiner Bekannten betheiligte, der Mittelpunkt ſeiner geſammten Empfindung war immer das Weib, das er liebte, und ihr Sohn. War er ihrer Stimmung und Geſundheit ſicher, dann trat er in Streit und Gefahr ſo gleichgültig wie ſelten ein Mann. Auch ſchwere Sorge und Verſtimmung ſchwand ihm nach mühevollem Tage dahin, wenn er am Abend der Gattin gegenüberſaß und vom Kampf der Helden berichtete. Wenn er aber um ſie ſorgte und meinte, daß ſie einmal mit ihm nicht zufrieden war, dann fuhr er grimmig umher und vermochte den bitteren Schmerz nicht zu verdecken. Es war nicht nur für ihn, auch für die Seinen ein Jahr unvergeßlicher Eindrücke geweſen, auch ſeine Frau hatte ſich im Centrum deutſchen Lebens bewegt und dauernden Gewinn geſammelt, ſein Sohn beſuchte das gute Gymnaſium, wuchs heran und lernte brav. Er ſelbſt durfte ſich ſagen, daß er im Rath und in der Noth den Beſten ſeiner Nation werth geworden war. Denn das war der beſondere Gewinn jener Frankfurter Zeit, daß die meiſten der Führer aus der Majorität mit recht herzlicher Achtung und Anerkennung von einander ſchieden. In der männlichen Freundſchaft, die viele ſeitdem verband, fanden ſie durch die nächſte Zeit Troſt und Vertrauen.

Und Mathy ſchrieb in das Stammbuch, worein die Mitglieder der Reichsverſammlung ihre Namen zeichneten, wie folgt: „Der Vorzug eines freien Volkes vor einem gegängelten beſteht darin, daß dieſes die Fehler ſeiner Lenker, jenes ſeine eigenen büßt. Bei dem Eintritte in die Freiheit ſtrauchelt ein Volk um ſo leichter, je ſtraffer die Zügel gehalten waren, je plötzlicher ſie gelöſt worden ſind. Das Kind muß oft fallen, bevor es laufen kann, und der klöſterlich geſchulte Jüngling wird der tollſte Student. Aber das Kind lernt gehen, wenn es nicht zu ſchwach iſt, der Jüngling lernt ſich ſelbſt regieren, wenn er nicht dumm oder ſchlecht iſt. So lernt auch ein

Volk in freier Bewegung ſeine Fehler kennen und ablegen, wenn es nicht entartet iſt. Frankfurt, März 1849."

Man ſieht, dieſer ehrliche Lehrer des Volkes verzweifelte nicht an den Erfolgen des Schülers.

6.

Auf der Reiſe.

Auf einer Höhe des Taunus vor der Ruine Falkenſtein lagerten an einem ſonnigen Tage des Juni 1849 die Familien Mathy, Baſſermann, Koch. Die Blicke flogen weithin über die Ebene hinauf nach Baden und der Pfalz, hinab durch das Naſſauer Land gegen die preußiſche Rheinprovinz. Schönes deutſches Land, deinen Städten fehlt der Friede! dort wirbelt die Trommel und preußiſche Bataillone ziehen auf der Landſtraße, um den auffladernden Brand der Revolution auszutilgen. Die Fürſten haben es übernommen, ſtatt der Liberalen eine politiſche Geſtaltung zu erdenken; werden ſie mehr Glück finden, als die Männer, welche in der Paulskirche ſo treu und beſonnen um die höchſten Intereſſen des Vaterlands ſorgten? Zu den Freunden aus Frankfurt ſtieg Heinrich Gagern von Hornau die Höhe herauf, er, ſeit der Reichsverſammlung der erſte Mann in Deutſchland, verehrt und gefeiert von den Patrioten wie niemals einer aus dem lebenden Geſchlechte, und verwünſcht von den Unheilſtiftern aller Orten, grade ſo wie vor einem Jahre Mathy von den Heckerknaben in Baden. Er erſchien dem gebildeten Theil der Nation als der Held, der durch ein ganzes Jahr dem Aufruhr

und Verderben gewehrt, als der weiſe Lenker der beſten Gedanken, die aus der Verwirrung zur Einſicht geführt, als die große Hoffnung der deutſchen Zukunft. So helle Verklärung umgab damals das Haupt eines guten Mannes, wie auch dem Beſten zu überleben ſchwer wird.

Die Freunde auf der Taunushöhe waren zuſammengekommen, um die Berichte der Genoſſen aus vielen Landſchaften Deutſchlands auszutauſchen und gemeinſames Thun zu berathen. Beckerath aus Crefeld hatte ausführliches Gutachten geſendet über den Preußiſchen Verfaſſungsentwurf, auch ihm war die Heimkehr verzögert worden durch das Treiben der Aufſtändiſchen daheim; der treue Saucken hatte geſchrieben von ſeinem Gute bei Inſterburg, Meier von Bremen, Simſon von Berlin, Duncker aus Halle, Fallati, Mohl und Andere. Von Allen wurde die Nothwendigkeit eines feſten Zuſammenhaltes unter den alten Caſino-Männern gefordert, Alle fühlten ſich nach einem Jahre der großartigſten Thätigkeit im Privatleben der Heimath vereinſamt, das Bedürfniß gemeinſam zu tagen war großgezogen und auch der Wunſch wurde übermächtig, einander nahe zu ſein in dieſer Noth des Vaterlandes; alle hatten durch das letzte Jahr ſchwere Pflichten auf ſich geladen, jeder von ihnen war politiſcher Führer in ſeinem Kreiſe, für weite Landſchaften geworden, und Hunderttauſende waren gewöhnt, ihrem Rathe zu folgen, und forderten jetzt ihr Urtheil. Auch gaſtliche Einladungen waren gekommen, von Beckerath nach Crefeld, von Meier nach Bremen; unter den letzten Stürmen der Paulskirche hatten Mathy und Gagern verabredet, mit einander eine Reiſe nach dem Norden zu machen zur Erholung, und ob ſie den Herzogthümern etwas nützen könnten, endlich, wie Mathy meinte, auch zum Nutzen der Deutſchen Zeitung. Jetzt wurde eine Verſammlung beſchloſſen und Reiſepläne für ſpäter zurecht gelegt.

Mathy war nach ſeinem Austritt aus der Nationalverſammlung in Frankfurt geblieben. Denn Frankfurt war damals auch Sitz der badiſchen Landesregierung; die übrigen Mitglieder des badiſchen

Staatsministeriums waren vor dem Aufstand dorthin geflüchtet. Mathy's Urlaub wurde sogleich für abgelaufen erklärt, er trat in das Ministerium zurück und arbeitete mit seinen Collegen, um den verfassungsmäßigen Zustand in Baden wieder herzustellen. Als der Großherzog am 26. Mai von Ehrenbreitstein eintraf, wurde Mathy zum Präsidenten des Finanzministeriums ernannt, und er fand die badischen Kassen leerer als die des Reiches. Aber schon hatte an den Höfen die Thätigkeit der vormärzlichen Gestalten begonnen. Was hatte das letzte Jahr den regierenden Familien gebracht? Nur Angst und Unruhe. Zuletzt trugen doch die Liberalen, welcher Schattirung sie auch angehörten, die Schuld des Unheils. Es war die Rede gewesen, daß Gagern in Darmstadt die Leitung der Geschäfte übernehmen sollte, das wurde vereitelt, in Nassau wich Hergenhahn dem Ministerium Winzingerode. Auch der Großherzog wurde durch seine Umgebung bestimmt, ein fügsames Beamten-Ministerium zu wählen, am 8. Juni wurde Mathy mit seinen Collegen v. Dusch und Bekk aus den Geschäften entlassen, weitere Verwendung vorbehalten, ihnen folgte ein Ministerium Klüber-Marschall. Ihm war das recht; er sah, daß die Besetzung durch preußische Truppen und ein Kriegszustand die einzige Hilfe Badens waren. Aber er erkannte noch andere Zeichen der Zeit, die neuen badischen Minister waren mit Ausnahme Klübers mehr österreichisch als deutsch gesinnt und er schrieb am 11. Juni 1849 an Beckerath: „Wenn sie im Drange der Noth sich Preußen in die Arme werfen, weil sie nur hinter preußischen Bajonetten nach Karlsruhe zurückkehren und dort regieren können, so darf doch Preußen nicht auf sie rechnen, sobald Oesterreich zu Kräften gelangt sein wird. Den deutschen Bundesstaat, den Oesterreich verwirft, wird dieses badische Ministerium dann ebenfalls verwerfen. Der breisgauische und pfälzische Adel hat immer zu Oesterreich gehalten und steht mit ihm in den engsten Beziehungen. Wie jetzt schon in Baden für Oesterreich gewühlt wird, mögen Sie aus beiliegendem Auf-

ruf des Abgeordneten Buss entnehmen, der dem neuen Ministerium die Hinneigung zu Preußen vorwirft."

Sogleich nach seiner Entlassung betrieb Mathy mit Gagern die große Zusammenkunft der Parteigenossen zu Gotha. An etwa 200 Mitglieder der Paulskirche wurde die Einladung für den 26. Juni versandt.

Am 24. Juni fuhr Mathy mit den beiden Gagern, Bassermann, Soiron und Andern von Frankfurt nordwärts gen Gotha. In Hanau sammelte sich — so schrieb er selbst, — souveränes Volk um die beiden Wagen. „Das stets offene Auge der Freiheit hatte erspäht, daß Verrath von Frankfurt durch Hanau nach Gotha ziehe. Wir waren ausgestiegen während des Umspannens. Ich stellte mich in die Nähe der Souveräne und wagte es ihre Worte zu belauschen: „Da hocken sie zusammen und saufen Champagner, wo ist er? (H. v. Gagern), wir kennen ihn nicht — hauen wir sie!" Tiefe Stille, allgemeine Bewunderung der heldenmüthigen Frage. Gagern saß in dem ersten Wagen, welcher unbelästigt abfuhr, den zweiten begleiteten einige Pfiffe, das Volk war abermals um seine Rache betrogen." Ueber Eisenach, wo die Reisenden von der Wartburg auf die schönen Waldhügel Thüringens blickten, kamen sie nach Gotha, wo sich etwa 150 Mitglieder der Majorität aus der Paulskirche vereinigten. Es genügt hier kurz an den Verlauf der Versammlung zu erinnern, welche der deutschen Partei einen Beinamen gegeben hat, der bei den Gegnern noch heute dauert. Es war eine Privatbesprechung, die Oeffentlichkeit ausgeschlossen. Die zweitägigen Debatten gingen um die Vorfrage, ob eine öffentliche Erklärung? und über die Hauptfrage, wenn eine gemeinsame Erklärung beliebt wird, was der Inhalt? — soll man gegenüber dem Verfassungsentwurf des Dreikönigsbündnisses vom 26. Mai an der Reichsverfassung vom 28. März festhalten oder soll man auf Modificationen eingehen? Dahlmann hatte im Einvernehmen mit den Frankfurtern eine solche Erklärung entworfen, Gagern vertrat den Grundgedanken derselben:

wir haben die Hoffnung nicht, für unſere Reichsverfaſſung ganz Deutſchland zu gewinnen, und wir würden daher weder politiſch noch patriotiſch handeln, wenn wir den Regierungen die Unterſtützung der zahlreichen Mittelklaſſe, die wir vertreten, entziehen. Lebhaft war die Debatte, am hartnäckigſten ſtritten die Hannoveraner gegen jede Erklärung vom Standpunkt des theoretiſchen Rechts, ſehr bedeutend und wirkſam ſprach Vincke dagegen aus Gründen der Zweckmäßigkeit, er charakteriſirte die Zuſtände und Perſonen in Berlin und empfahl eine neue Vereinigung der alten Parteigenoſſen durch Programm zu gemeinſamem Wirken für einen Reichstag. Mathy theilte den Standpunkt des Redners nicht, aber er ergötzte ſich ſehr über die mannhafte Art und die offenen Mittheilungen. Endlich formulirte ein Ausſchuß von ſieben Mitgliedern ſehr geſchickt die verſchiedenen vorgelegten Entwürfe von Dahlmann, Beckerath und Wurm, ſo daß Mathy übermüthig zu dem Berichterſtatter G. Beſeler ſagte: ſeine Arbeit ſei ſchön und verlockend wie der Apfel im Paradieſe, Adam Dahlmann verbunden mit Eva Beckerath und zwiſchen beiden der Wurm als Copula. Lange wurde über die einzelnen Sätze des Entwurfs verhandelt, an denen auch Gagern noch Vieles ändern wollte, wobei ihm unter Andern Mathy entgegen trat. Der Streit bewegte ſich außer um das Wahlgeſetz um die Frage, ob man ausſprechen ſolle, daß die Nationalverſammlung durch die Lage der Dinge angewieſen war, am 28. März für ſich allein die Verfaſſung zu beſchließen. Dies wollte Georg v. Vincke durchaus verhindern, da er immer die Meinung vertreten hatte, die Nationalverſammlung habe nicht das Recht dazu gehabt. Viele wollten den Satz opfern, um Vincke's Unterſchrift für das Programm zu gewinnen. Aber Mathy fand die Unterſchrift um dieſen Preis zu theuer. Er bemerkte, daß man die Selbſtachtung aufgebe, wenn man nicht mehr auszuſprechen wage, man habe gethan, was die Umſtände geboten, und daß man dann auch keinen Anſpruch mehr auf die Achtung Anderer machen

und keinerlei Wirkung von irgend einer Erklärung erwarten dürfe. Die Preußen könnten sich leichter zur Weglassung des Satzes verstehen; sie ständen dann auf der Seite ihrer Hauptstadt Berlin gegen Frankfurt, und das sei für sie immer noch eine annehmbare Position. Aber den Nichtpreußen bliebe, wenn sie auf den Ausspruch verzichteten, daß die Nationalversammlung recht gehandelt, gar nichts mehr. Sie hätten sich weggeworfen. Darauf blieb der Satz mit 68 gegen 50 Stimmen stehen und Vincke nahm nicht mehr Theil an der Debatte. Es war doch ein guter Augenblick, als zuletzt von 147 Anwesenden 132 für das Programm stimmten, nachdem der größte Theil der Dissentirenden, namentlich die Hannoveraner, mit Selbstüberwindung ihren Widerspruch hatten fallen lassen. Noch einmal fühlten die patriotischen Männer sich hoffnungsvoll erwärmt und gegenseitig ihrer Tüchtigkeit froh.

Für Mathy war das Wiedersehen lehrreich gewesen. Durch die Zusammenkunft wurde zwar sein Vertrauen auf die Festigkeit der preußischen Regierung nicht vermehrt, aber die Tüchtigkeit und der warme Patriotismus der Preußen erwärmten ihm das Herz; wie schlecht es auch im Augenblick dort stand, der Staat, welcher seinen Söhnen so leidenschaftliche Sorge mittheilen konnte, war doch etwas Großes. Er sah Beckerath wieder und Max Duncker, den Vorsitzenden der Versammlung. Wieder hatte der Norden ihm sehr wohl gefallen.

Von Gotha machte er mit seinem Freunde Meier einen Ausflug nach Bremen, die Fahrt begann fröhlich; unter den kundigen Reisegefährten, die von Gotha heimzogen, gab es lebhafte Erörterungen über Hannover und Bremen. Die Bremer empfingen ihn mit ihrer bekannten Gastlichkeit, mit Toasten, Reden und auch rühmlich im Keller bei Rose und den Aposteln; aber sein Hauptzweck, Besuch der deutschen Flotte, wurde durch ein übermäßiges und anhaltendes Unwetter verdorben. Da forderten die Bremer, daß er im Herbst mit Gagern zu ihnen zurückkehre.

Im October unternahm Mathy mit Gagern die besprochene Reise nach dem Norden. Veranlassung war die bevorstehende Taufe eines großen Handelsschiffes auf den Namen Heinrichs v. Gagern. Dafür war eine neue Einladung von Bremen gekommen. Von dieser Reise hat Mathy selbst in Briefen an seine Frau ausführlichen Bericht abgestattet, und dieser Bericht soll hier wortgetreu mitgetheilt werden. Es ist eine sehr anspruchslose Aufzählung leichter Reiseeindrücke in schneller Niederschrift, aber sie wird vielleicht ein flüchtiges Bild bewahren von der ersten deutschen Kriegsflotte, für die er in Frankfurt arbeitete, und ihn selbst als guten Erzähler dem Leser vertraulich machen. Und der Bericht soll dem Leser noch einen kleinen feinen Zug in dem Charakter des Briefschreibers deutlich machen, der am besten ohne Empfehlung empfunden wird. Mathy beginnt folgendermaßen:

„Je weiter wir gegen Hannover kamen, desto verdächtiger wurden die Blicke der Mitreisenden und der Leute, die an den Bahnhöfen standen, besonders der Frauen. In Wunstorf, wo die Seitenbahn nach Bremen abgeht, lasen wir in der Weserzeitung die Nachricht von unserer Abreise aus Frankfurt. Mit dem Incognito war es vorbei. Bahninspektor Hartmann begrüßte Gagern, kündigte an, daß man ihn in Bremen erwarte, daß er uns begleiten werde, und ließ, um die Reise zu beschleunigen, den Personenzug ohne die Güterwagen abgehen. An den Stationsplätzen Nienburg und Verden mehrten sich die Neugierigen, welche betrachtend am Wagen vorbei passirten. Mittag gegen halb zwei langten wir in Bremen an, vor der gewöhnlichen Zeit. Dennoch waren viele Leute da, umdrängten und begrüßten Gagern. Als wir uns kaum in eine Droschke geborgen, kam Freund Meier, bewillkommte uns mit alter Herzlichkeit und führte uns in sein stattliches Haus. — Mehre tausend Menschen drängten sich zur Nacht zwischen 10 und 11 vor dem Hause des Herrn Meier um das Musikkorps des hansea-

tischen Militärs, welches das Ständchen brachte. Die Beschreibung, unserer kurzen Reden vom Fenster steht in der Weserzeitung.

„Dienstag (16. Oct.) früh 6 Uhr fuhren wir mit dem Dampfer Roland die Weser hinab. Außer Meier begleiteten uns Duckwitz und Kerst, — letzterer, welcher zu wachen hat, daß die Flotte nicht escamotirt wird, nur bis Brake. — Unser Schiff hatte die Bremer Staatsflagge, die deutsche Flagge und sämmtliche Signalflaggen aufgezogen, etwa zwanzig übereinander an Einem Tau, zum Zeichen, daß Gagern sich an Bord befinde. Auf dem Verdeck war Eis, es hatte in der Nacht tüchtig gefroren. In Vegesack wehten die Flaggen von den Schiffen und Häusern, eine Menge Menschen stand am Ufer, das Schiff Heinrich Gagern ruhte in vollem Schmuck, hoch über die umgebenden Häuser ragend, majestätisch auf den Stützen, welche in wenigen Stunden weggezogen werden. Böllerschüsse begrüßten uns. Hier hatten wir das erste Seeabenteuer. Das Schiff hielt an der Landungsbrücke, das Bord war aufgelegt, ein Schiffsjunge schritt herüber, als ein geringes Schwanken des Schiffes das eisglatte Bord abrutschen machte. Der Junge stürzte in die Tiefe. Alles gerieth in Bewegung. Männer kletterten am Ufergebälk herunter, Stangen wurden gebracht, bald befand sich der Junge an Bord, naß wie eine Katze und — lachte. Er setzte sich an den Schornstein und ließ sich trocknen. Die Kälte drang durch Mäntel, Kleider und wollene Strümpfe, scharf pfiff der Wind über das Verdeck.

„Bei Brake liegt die Kora, eine in England gebaute, große Dampffregatte, sodann im Dry-Dock, einem Bassin, aus welchem das Wasser abgelassen und das Schiff trocken gelegt werden kann, der Erzherzog Johann, welcher ausgebessert wird. Unser Kapitän rief die Kora an, ein Boot zu schicken und ließ halten. Bald kam ein Boot mit acht Matrosen und einem Officier, um uns an Bord der Kora zu bringen. Zweites Seeabenteuer. Die Matrosen, meist Neulinge, halb Deutsche, halb Engländer, verstanden weder ihr Geschäft noch

das Commando. Der junge Hülfsofficier wollte vermuthlich durch Kühnheit erſetzen, was an Erfahrung fehlte, und ließ das Boot ſtromabwärts an die Seite und Treppe der Kora treiben. Die Matroſen hielten aber nicht ein als commandirt wurde, wir kamen unter den Radkaſten, konnten uns nur mit Mühe losmachen, und thaten nun, was im Anfang hätte geſchehen ſollen, das heißt, wir ließen das Boot weiter abwärts treiben und wendeten dann wieder herauf an das Schiff. An der Treppe aber ſtießen wir zuerſt auf ein anderes ſehr ſtark bemanntes Boot, ehe wir glücklich hinaufgelangten. Der arme Officier war außer ſich vor Zorn und Scham. Er knirſchte, ſchluchzte, ſtöhnte, warf die Handſchuhe auf den Boden, jammerte, daß die Schmach ihn ewig drücken werde. Von dem Kapitän Reichert, einem Hamburger und tüchtigen Seemann, wurde der Jüngling nicht ſehr freundlich empfangen. Ein grimmiger Blick und die Worte: „Das hätte ich nicht gedacht, Herr!“ deuteten auf Folgen und unſere Begleiter verſicherten, er werde geſtraft werden. Ein halbes Dutzend Bremer Kapitäne von Kauffahrern, die auf unſerm Schiff waren, ſpotteten nachher über die Ungeſchicklichkeit der Leute von der Marine, ärgerten ſich aber doch, daß wir einen ſo ſchlechten Begriff von deutſchen Seeleuten bekommen hätten. Im Verlauf der Erzählung wirſt du ſehen, daß dieſer Fehler glänzend gut gemacht wurde. Kapitän Reichert, obgleich ſehr verſtimmt, zeigte uns die Einrichtung der Kora, die ungeheuren Kanonen, die Kapitäns-, Officiers-, Kadetten-Kajüten, die Räume, wo Matroſen und Seeſoldaten eſſen und ſchlafen, die Waffenkammer, die Maſchine — alles großartig und für uns Landratten Gegenſtände des Staunens und der Bewunderung. Hie und da fand ſich beim Oeffnen einer Kajütenthüre im Innern ein Junge, der vom Kapitän jedesmal eine Ohrfeige bekam, ohne eine Silbe der Erläuterung. Duckwitz erklärte uns nachher, dieſe Liebkoſung ſei erfolgt, weil die Jungen im Zimmer die Mützen aufbehalten hätten, was ſie

nicht dürften. — Wir kamen glücklich an Bord des Roland zurück; der Lieutenant führte das Boot wieder, er war gebrochen und ſprach zu den Matroſen mit tiefgrimmig-ironiſcher Zärtlichkeit; es war aber auch arg, der Mann, welcher den Haken führte, um an der Schiffstreppe einzuhängen, wußte gar nicht, was er mit dem Inſtrument anfangen ſollte.

„Gegen Mittag gelangten wir auf die Rhede vor Bremerhafen, wo die deutſche Flotte ankert, zuerſt die Segelfregatte Deutſchland, dann die Dampfer Hamburg, Bremen, Lübeck, Barbaroſſa, und Hanſa. Weiter unterhalb die amerikaniſche Fregatte St. Lawrence. Rechne zu dieſen Kriegsſchiffen noch den in Brake liegenden Dampfer Kora, welcher den Namen Ernſt Auguſt(!) erhalten ſoll, ſo haſt du einen ganz ſtattlichen Anfang einer deutſchen Flotte. Als wir vorbei fuhren, zogen ſämmtliche Schiffe ihre Kriegsflaggen auf.

„Ein herrlicher Anblick überraſchte uns in Bremerhafen. Dort liegen über 60 große Kauffahrer, ſie hatten alle die Flaggen und Wimpel aufgezogen. Das Ufer war mit Menſchen angefüllt, die uns herzlich begrüßten, der Baumeiſter, der Hafenaufſeher, einige Kapitäne ſtellten ſich vor mit dem Erbieten, uns Alles zu zeigen. Ein Kapitän benachrichtigte uns, daß Kapitän Paulding vom St. Lawrence zwei Boote zu unſerer Verfügung ſtelle, um uns an Bord des St. Lawrence zu bringen. Wir ſahen nun zuerſt den Dry-Dock, wo einige große Schiffe gebaut und ausgebeſſert wurden; die Secarſenale, mit Kugeln, Waffen aller Art, Enterpiken und Enterbeilen, Tauen u. dgl. Dann den Hafen. Gründlich betrachteten wir die Helene, ein ſehr großes Schiff, prächtige Kajüte mit Schlafkammern für 36 Paſſagiere, luxuriöſe Damenkajüte, Zwiſchendeck, Schiffsraum, Küche u. ſ. w. Nebenan lag der Patriot, der gerade vom Wallfiſchfang in der Südſee zurückgekehrt war, wo die Schiffe zwei Jahre ausbleiben; wir ſahen ſeine Harpunen, Wallfiſch-

boote, Thrankeſſel. Da lag ein Grönlandsfahrer, ebenfalls vor Kurzem zurück, zwei Spanier, welche Leinwand und andere Waaren nach Havannah fahren, ein Franzoſe, der eine Ladung Wein gebracht hatte, „damit wir was zu trinken haben," ſagte der Hafenkapitän, der uns begleitete; ein Norweger, mehre Engländer mit Kohlen. — Die ſchmutzigen engliſchen Schiffe können den Vergleich mit den Bremern gar nicht aushalten, deren viele da lagen, die von allen Enden der Welt herbeigekommen waren. Ein kleines Schiff hatte Kanonen, Ankerkette und andere Reſte von Chriſtian VIII. gebracht, die in's Arſenal kamen; es führte die deutſche Flagge, war aber ein Däne, der zwar die Fracht für den Transport der Kriegsbeute zu verdienen keinen Anſtand nahm, aber ſich doch ſchämte, dabei ſeinen Danebrog wehen zu laſſen. An dieſem Dänen ergötzten ſich die deutſchen Seeleute. — Galant ſind die Bremiſchen Rheder; die meiſten Schiffe tragen Frauennamen, Kunigunde, Thereſe, Helene, Maria, Eliſe u. ſ. w. Als wir bei Eliſe vorbeigingen, ſagte der Hafenkapitän: „Das iſt meine Eliſe, die habe ich dreizehn Jahre gefahren und vierunddreißig Reiſen mit ihr nach Amerika gemacht." Sie iſt ein Auswandererſchiff, mehre waren ſchon an Bord, darum wollten wir ihre Einrichtung ſehen. Der Anblick reifte in mir den Entſchluß, nur als Kajütenpaſſagier nach Amerika zu fahren und lieber zu Haus zu bleiben, ehe ich im Zwiſchendeck auswandere. Ein Ehepaar kam herauf mit einem kleinen Mädchen, welches ſagte: „Mutter, iſt dies das Häuschen, in das wir kommen?"

„Endlich beſichtigten wir die Reichsbatterie, aus welcher acht ſchwere Geſchütze das Waſſer weithin beherrſchen. Die Beſatzung beſteht aus Reichs-Seeſoldaten, die keinem Einzelſtaat gehören; als Kaſerne dient ein Blockhaus mitten in der Batterie. Ein Unterofficier brachte Klagen vor über Mangel an Schutz vor der Witterung; das Waſſer dringt nämlich bei ſtarkem Regen nicht durch das Dach, aber von der Thüre ein, wie bei einer Ueberſchwemmung. Auf Ga-

gerns Frage, was er für ein Landsmann sei, erwiederte der deutsche Seesoldat: „ein Baier.“

„Nun gingen wir zu den amerikanischen Böten, welche in der Nähe angelegt hatten. Jedes hatte zwölf Matrosen, einen Steuermann und einen Officier. Außer Gagern, Duckwitz, Meier und mir hatten sich noch zwei Herren angeschlossen. Die Yankees sahen vortrefflich aus in weißen Unterjacken (ihre blauen, welche sie darüber tragen, hatten sie abgelegt), blauen Kragen, mitten auf der Brust ein schwarzes Herz genäht, und blaue Hosen. Bald waren wir an der Seite der Fregatte, — und was nun folgt, machte mir einen unvertilgbaren Eindruck. Kapitän Paulding empfing uns mit den höchsten Ehren, die ein Kriegsschiff erweisen kann, die Raaen waren bemannt (die Querstangen an den drei Masten, immer drei übereinander, waren mit mehr als 200 Matrosen besetzt; Kapitän Paulding und seine Officiere bewillkommneten uns an der Treppe. Auf dem Verdeck standen die Marinesoldaten, deren Uniform jener der Hessen-Darmstädter ähnlich ist, in Reih' und Glied und die Matrosen in Haufen. Die Musik spielte und die Kanonen donnerten 21 Salutschüsse. Das Commando zu jedem Schuß wurde mit dem Sprachrohr gegeben, ein Ton, schmetternd, grunzend, gräßlich. Unmittelbar auf den Ton folgte der schwere Schuß, schneller, immer schneller Ton und Schuß, alles Menschliche hörte auf, es war als ob die Furien los wären. Nun wurde uns das ganze Schiff gezeigt. Die Matrosen sind ein Corps der mannigfaltigsten Art, von dem jungen Milch- und Blutgesicht mit blondem Seidenhaar bis zum wolligen Negerkopf. In der Kapitänskajüte, prachtvoll eingerichtet, ein Wiegenbett im Schlafgemach, wurde Champagner und Portwein servirt; dann ließ Kapitän Paulding manövriren. Wir sahen zuerst im Zwischendeck zu. Auf einen Pfiff stürzten Schaaren von Matrosen in den Raum, an die Kanonen. Zuerst etwa sechs Mann an jede, welche den Geschützen die Bande

löſten und ſie in beweglichen kampffertigen Stand ſetzten. Dann wurde geladen, gerichtet, gefeuert (nicht mit Pulver, nur die Bewegungen wurden gemacht), immer mehr Leute kamen herzu, wie der dargeſtellte Kampf hitziger wurde. Es war ein unbeſchreibliches Gewimmel in dem niedern langen Raum. Zuletzt ſtand bei jeder Kanone die volle Bedienungsmannſchaft, zwölf Mann, hinten der Officier und zwei Jungen, welche die Patronen herbeiſchleppen. Mitten im ſtärkſten Schlachtgewühl gingen wir auf das obere Deck, wo ebenſo manövrirt wurde, und ſtellten uns neben dem Kapitän auf deſſen Poſten. Es wurde nun angenommen, ein feindliches Schiff wolle entern. Allhands! tönte der Commandoruf, und nun mußte Alles an die Kanonen, ſelbſt die Muſikanten. Die Seeſoldaten feuerten mit den Gewehren, rückten dann an die bedrohte Stelle. Die Matroſen kamen mit Piken, Beilen und Säbeln, ſtießen und hieben gegen den fingirten Feind und kletterten dann zum Angriff auf die Bruſtwehr, um ihrerſeits zu entern. Plötzlich ward angenommen, das Schiff brenne. Von jeder Kanone lief nun ein zum Löſchen beſtimmter Mann, holte ſeinen Eimer, die Löſchmannſchaft ordnete ſich in Reihen und lief mit wunderbarer Schnelligkeit, das geſchöpfte Seewaſſer zu dem bedrohten Punkte tragend. Das war der Gipfelpunkt des großartigen Schauſpiels. Unter dem ſcheinbar wirren Getümmel die größte Ordnung. Bei der ſchnellſten Bewegung die größte Stille. Kanonenfeuer, Enterangriff, Löſchen, Gewehrfeuer, alles zugleich. Kein Laut als das Sprachrohr des Officiers und das Schrillen der Pfeife. Das muß man geſehen haben, um es ſich vorſtellen zu können. Ich erfuhr, daß jeder Matroſe das ganze Exercitium in allen Theilen kennt, daß Jeder im Stande iſt, nicht nur an die Stelle jedes Verwundeten oder Getödteten zu treten, ſondern auch ein Geſchütz zu commandiren. Burſchen von 15 Jahren verſtehen dies ſchon. Es iſt aber auch nur möglich durch die tägliche, Jahre lang fortgeſetzte Uebung der Leute, die ſonſt vor Lange-

weile umkommen würden; aber auch ein Beweis, daß man in Einem Jahre keine Flotte ſchaffen kann. — Als wir das Schiff verließen, war wieder alles in Parade aufgeſtellt. Ein Paar Hundert Matroſen kletterten wie ein Ameiſenhaufen auf die Raaen, die Officiere geleiteten uns an die Treppe. Unten lag ein Boot des St. Lawrence und eines von der deutſchen Dampffregatte Hanſa. Wir vertheilten uns auf beide. Die Amerikaner hatten zwölf, das deutſche Boot ſechs Matroſen; ich konnte nicht anders glauben, als daß die Amerikaner, auf deren Boot ich war, viel ſchneller an das Ziel, die Fregatte Hanſa, kommen würden, als die Deutſchen. Die Wettfahrt begann, die Yankees waren voraus. Da ſagte der deutſche Officier: „Jongens, lat de Yankees nich vor!“ — und die ſechs Deutſchen griffen aus in langſamen Ruderſchlägen, aber mit tiefen, langgezogenen Furchen. „Boys, Boys!“ feuerte halblaut der amerikaniſche Officier ſeine zwölf Leute an, die mit kurzen, ſchnellen Schlägen ruderten. Aber die Deutſchen kamen an die Seite, kamen vor und erreichten lange vor uns das Schiff! Da war der Fehler bei der Kora wieder ausgetilgt. — Die Hanſa (früher United States) iſt das größte Kriegsdampfſchiff der Nordſee. Sie hat einen Einhundertundzwanzigpfünder auf dem Vorder-Kaſtell, außerdem einige Achtundſechzigpfünder. Die Einrichtung im Schiff iſt noch nicht vollendet. Die Maſchine iſt ein Rieſenwerk. Von dort fuhren wir an Bord des Barbaroſſa, der ganz fertig iſt, ebenfalls ein wackeres Ungeheuer. — Die Nacht wachte ich viel, die großartigen Eindrücke hatten mich aufgeregt. Am nächſten Morgen früh 6 Uhr fuhren wir nach Bremen hinauf, wo wir um 12 Uhr eintrafen.

„Mittwoch um 4 Uhr wurden Gagern und ich von zwei Comitémitgliedern in zwei Wagen nach der Union, einem Geſellſchaftsgebäude mit geräumigen Sälen, abgeholt. Wir trafen dort gegen 200 Theilnehmer an dem Feſtmahle, ſämmtlich von der Rechten und dem Centrum, d. h. dem Kaufmanns- und Gelehrtenſtande angehö-

rig. Manche von der Linken hätten gern Theil genommen, aber ſie wurden ausgeſchloſſen, was ich nicht zweckmäßig finden kann. Der Saal war mit deutſchen, bremer, und amerikaniſchen Flaggen, mit Pflanzen und Blumen prachtvoll dekorirt, die hanſeatiſche Muſik ſpielte bekannte Weiſen.

„Gagern ſprach über ein und eine halbe Stunde; es war eine ſtaatsmänniſche Rede, keine Tiſchrede, aber die Zuhörer folgten mit Aufmerkſamkeit der Entwicklung ſeiner Politik in der jüngſten Geſchichte ſeit März 1848. Tröge, mein College vom volkswirthſchaftlichen Ausſchuß, begrüßte mich und gab mir Anlaß zu einem Toaſt, deſſen wenige Worte von keiner Erheblichkeit ſind. Die Damen von der Gallerie, unter ſich vergnügt, ließen Gagern einen Gruß ſagen. Dieſer war ſehr liebenswürdig, mit ſeinem ritterlichen Weſen und ſiegesgewiſſer Offenheit machte er die Runde an den Tiſchen, ſtieß mit Jedem an, hatte freundliche Worte für Alle, und gab ſich dem ſtärkenden Eindrucke des ehrenden Empfanges mit voller Ungezwungenheit hin. Es war 10 Uhr vorüber, als wir uns verabſchiedeten, — um in den Rathskeller zu gehen, wo die beiden Brüder und zwei Verwandte von H. Meier mit ihren Frauen uns in einem Saale erwarteten.

„Donnerſtag war der Tag der Schlacht bei Leipzig, der hier noch mit Glockengeläute und Poſaunenſchall vom Dom gefeiert wird. Wir machten und empfingen Beſuche. Ich ſchaute mich in der Stadt um. Ein Packhaus gab eine Ueberſicht des Verkehrs mit Amerika. Da lagen die Tauſchgegenſtände neben einander. Braſilzucker, Columbiatabak, Häute u. dgl. als Erzeugniſſe Amerika's; dagegen Eiſenwaaren, Porzellan- und Glaswaaren, Tücher, Branntwein u. ſ. w., welche Deutſchland nach den transatlantiſchen Ländern abſetzt. Die Maſſe von Nürnberger Waaren, welche dorthin gehen, iſt unglaublich groß; eine Menge alter Uniformen und abgetragener grellfarbiger Kleider wird von Bremen als Putz für die Neger nach den

Küſten von Afrika gebracht und gegen Palmöl, Goldſtaub, Elfenbein u. dgl. umgetauſcht. Mittags fuhren wir nach Vegeſack, wo wir nach 2 Uhr eintrafen. Häuſer und Schiffe waren mit Fahnen und Flaggen geſchmückt, Schaaren von Menſchen hatten ſich am Ufer geſammelt. Zunächſt beſuchten wir das Schiff Heinrich von Gagern, ſahen die prachtvolle Einrichtung der Kajüte, das Zwiſchendeck, welches 120 badiſche Auswanderer nach Neworleans aufnehmen wird, ſtiegen bis in den unterſten Schiffsraum hinab, der eine Maſſe von Gütern bergen kann. Vom Verdeck aus ſahen wir über die Weſer hin; mit der Fluth bewegte ſich eine Flotte von Kauffahrern herauf, ich zählte 36 Segel. Das Dampfſchiff von Bremen legte an, überfüllt mit Menſchen, deren mindeſtens 5—600 auf dem Verdeck gedrängt ſtanden. Viele von dieſen eilten, den Gagern noch vor dem Ablaufen zu beſteigen. Die Höhe vom Boden bis zum Deck war ungefähr die eines dreiſtöckigen Hauſes, man gelangte auf Borden hinauf, die an der Seite angebracht waren; das oberſte Bord, welches zum Verdeck führte, war ſchmal; die Befeſtigung leicht, weil die Borde vor dem Ablaufen ſchnell weggenommen werden mußten. Nur mit Mühe gelang es Herrn Meier dem Andrängen ſoweit Einhalt zu thun, daß wir mit den Damen, einige zwanzig Perſonen, wieder herunter kommen konnten. Wir waren kaum an das Ende des Schiffes, das heißt, unten auf der Erde daran hingehend, gelangt, als wir hörten, wie die Treppe brach und die darauf Befindlichen herunterſtürzten. Bald wurden drei Verwundete vorbeigetragen, drei Andere geführt. Indeſſen war ein Arzt zur Stelle, und es zeigte ſich, daß ein gebrochener Arm die ſchlimmſte Verletzung war. Es hätte viel ſchlimmer werden können. Wir nahmen nun Platz auf einem Balkon am Uferrande neben dem Schiff. Der entſcheidende Moment kam, die Stützen wurden weggeſchlagen, die letzte von dem Meiſterknecht, der unten liegen bleiben und das Schiff über ſich wegrollen laſſen muß. Dreimal wurde die Flagge herunter und wieder hinauf gezogen;

das majeſtätiſche Gebäude, nur noch von ſeinem eigenen Gleichgewichte getragen, ſetzte ſich in Bewegung, erſt langſam, dann immer ſchneller ſchoß es in die Weſer hinein; man hielt den Athem an. Hoch auf ſchäumte das Waſſer, das Schiff ſtand, der Anker wurde geworfen. Außer der Schiffsmannſchaft war es den jungen Leuten von den Comtoiren und manchen Bekannten vergönnt, den Rutſch in's Waſſer auf dem Schiffe mitzumachen. Als die abſchüſſige Fahrt ſo glücklich gelungen war, das Schiff am Anker feſt lag, trat die Mannſchaft in einer Reihe vorn an den Rand des Verdecks, ſchwenkte die Hüte und brachte ein dreimaliges Hurrah!, welches vom Lande tauſendſtimmig erwiedert wurde. Die Amerikaner, Kapitän Paulding und ſeine Officiere, welche auf unſerm Balkon ſtanden, ſprachen mit Bewunderung von dem Geſchick der Leute und der Trefflichkeit des Schiffs. Hier legt Deutſchland Ehre ein durch die wackeren Bremer. — Das unvermeidliche Eſſen war in dem Havenhauſe beſtellt.

„Als wir gegen Abend, etwa 8 Uhr, in ein unteres Zimmer zum Kaffee kamen, bemerkten wir, daß das Haus von Volk umdrängt war; durch die Fenſter ſuchten die Leute den Anblick Gagerns zu erhaſchen. Eine Batterie von 6 Böllern hatte die Toaſte begleitet; Vegeſack war Gagern zu Ehren illuminirt. Als wir dies hörten, beſchloſſen wir, zu Fuß durch das Städtchen zu gehen. Als Gagern erſchien, empfing ihn ein donnerndes Hoch. Das Gedränge war aber ſo groß, daß wir unſern Vorſatz aufgaben und das Haus wieder zu erreichen ſuchten. Wir fuhren langſam durch die wogende Menge und die erleuchteten Straßen und kamen nach 10 Uhr nach Hauſe. —

„Herr Meier entſchloß ſich uns nach Hamburg zu begleiten; er ſetzte dadurch ſeiner wahrhaft aufopfernden Gaſtfreundſchaft die Krone auf. Der Abſchied, nach ſo viel Beweiſen von Freundſchaft, fiel uns ſchwer. — In Nienburg ſtieg der Bürgermeiſter des Städtchens ein; er gab uns das Geleite bis Hannover. Außerdem hatten ſich viele

Männer von Nienburg im Stationsgebäude verſammelt. „Wir haben einen Mann unter uns“ — ſo hob ein Lehrer eine Rede an, die mit einem Hoch auf Gagern ſchloß. Den lieben langen Sonntag fuhren wir durch die Lüneburger Haide, trafen vor 4 Uhr Nachmittags in Harburg ein. Im Bahnhofe umarmten uns Nieſſer und Hans Raumer, der zum Oberjäger vorgerückt war. Hinter ihnen kamen Herr Wurm und Frau.

„Hier empfand ich recht lebhaft die Annehmlichkeit mit einem berühmten Mann zu reiſen. Auf ihn heften ſich die Blicke der Gaffer; an ihn drängen ſich die Anhänger, ganze, halbe, Un- und Bekannte. Der Begleiter kann von dem Vergnügen ſo viel oder ſo wenig mitgenießen, als er will. Nachdem der erſte Bewillkommnungsſturm ſich gelegt hatte, ſetzte ſich der Zug nach dem Ufer in Bewegung, wo das Dampfſchiff lag, um über die Elbe zu bringen; dichter Nebel lagerte über dem Waſſer, langſam bewegte ſich das Boot, jeden Augenblick wurde geſtoppt; bald fuhren wir dicht an einem Schiffe vorbei, das erſt in nächſter Nähe ſichtbar wurde; bald rief der Kapitän ein vorübergleitendes Boot an, um zu erfahren, wo wir ſeien, bald tönten die Stimmen aus dem Nebel, warnend und belehrend. Der Kapitän ließ die Paſſagiere öfter um Stille bitten, weil er dem Steuermann, der die Schiffslänge nicht überſehen konnte, die Bewegungen zurufen, und dieſer, zum Zeichen, daß er die Rufe verſtanden, ſie wiederholen mußte: „Stürbord“ — „Stürbord“ —; „Backbord“ — „Backbord“ — lautete das lakoniſche Geſpräch. Endlich ſchimmerten Lichter durch den Nebel, — wir landeten in Hamburg, hatten die doppelte Zeit zur Fahrt gebraucht. — Während wir nach dem Gepäck ſahen, kam eine Deputation an Bord, um Gagern zu begrüßen; am Lande wurden wir umringt, der Wagen vom Hotel de l'Europe war heranbeſtellt; als wir ſchon die Sitze eingenommen, ſtürzten noch Leute herbei und riefen: „Willkommen in Hamburg!“ zum Schlag herein. Im Gaſthof waren Zimmer gerüſtet, im Salon brannte ein wohl-

thuendes Feuer, vor den Fenstern glänzte das Alsterbassin im Wiederscheine zahlloser Flammen wie ein Feuermeer.

„Unvermerkt war es am nächsten Morgen eilf Uhr geworden, die zu dem Morgenausfluge nach Blankenese bestimmte Stunde war gekommen. Der Nebel von gestern war in der Nacht zu Regen geworden. Heute Vormittag klärte sich der Himmel auf und jetzt lächelte uns die Sonne. Sie lächelte, — sie lachte nicht; es waren weiße Wolkenhüllen genug vorhanden, um das Licht durch alle Nuancen vom grellsten blendendsten Wiederschein der Sonnenstrahlen aus dem Wasser bis zur dunkelsten Färbung über die Gegend zu werfen. Vom hohen Ufer sieht man die Elbe weithin auf und ab; jenseits erscheinen die Höhen der hannöver'schen Haide dem getäuschten Blicke bald als Gebirgskette, bald als aufgethürmte Meereswogen. Unzählige Schiffe, große und kleine, kamen, so weit man sehen konnte, die Elbe herauf. Wenn ein Schiff mit vollen Segeln über eine glitzernde Wasserfläche hinglitt, und seine dunkeln, scharfgeschnittenen Umrisse silhouettenartig zeigte, da würde man den Maler, der das Bild getreu wiedergegeben hätte, der Unnatur und Effekthascherei beschuldigt haben. Und nun am Ufer, in dem Thaleinschnitte zu Füßen, reihenweise übereinander, umschattet von Bäumen, deren Laub in den Herbstfarben wechselte, — die Häuser von Blankenese. Das war eine südliche Landschaft, in den Norden gezaubert. Die Blankeneser sind tüchtige Seefahrer. Sie besitzen 120 kleine Schiffe, Briggs und Ewers, mit denen sie nach allen Welttheilen segeln. — Auf dem Rückwege besuchten wir den Godefroy'schen Landsitz. Der Bediente, welcher den Schlag öffnete, fiel mir auf und auf meine Frage, wo der junge Mensch Heimathrecht habe, war die Antwort: Er ist eigentlich ein Schwarzer — er war in der That sehr schwarz, — früher auf Havannah Sklave, jetzt aber frei. Nach kurzem Aufenthalte gingen wir durch den Garten, eigentlich Park, an der Elbe eine Viertelstunde aufwärts; ich konnte kaum loskommen von den Reizen, welche hier ein vom Ufer herein-

geschnittenes idyllisches Thal, dort ein Ausblick über die Wasserfläche und die weite Gegend bot.

„Am 23. October fuhren wir: Gagern, Meier, Schleiden und ich nach Kiel, wo wir gegen halb zwölf anlangten. Die Gegend, größtentheils reizloses Haideland, wird in der Nähe von Kiel fruchtbar, und hügelig, und der Anblick der Stadt und des geräumigen, tiefen, hügelumkränzten, natürlichen Hafens ist anmuthig. Hier können die größten Schiffe unmittelbar an der Stadt anlegen, die größten Flotten hätten Platz zum Ueberwintern, — aber es ist die Ostsee, zu deren Pforte am Sund Dänemark die Schlüssel in Händen hat. Wäre dieser Hafen an der Nordsee, oder, wie man sie hier richtiger nennt, Westsee, so wären wir mit der deutschen Flotte nicht in Verlegenheit.

„Beseler geleitete uns nach Düsternbroock. Eine kleine Strecke seewärts ist ein Fort mit zehn Geschützen recht sauber und nett angelegt. Diese Batterie, eine andere am gegenüberliegenden Ufer, sodann weiter gegen den Ausgang des Hafens die Feste Friederichsort und ihr gegenüber die Schanze von Labö, beherrschen den Hafen. Vor der Bucht liegen nämlich mehre dänische Kriegsschiffe, während aus den Strandbatterien die Kanonen weggebracht sind, und die Infanterie, welche in Eckernförde liegt, gegen einen Ueberfall dänischer Schiffe nichts ausrichten kann, selbst wenn sie wollte. — Gerüchte, daß die Dänen einen Versuch gegen die Gefion beabsichtigen, daß sie außerdem in Schleswig eingefallen und schon bis Flensburg gekommen wären, hatten sich verbreitet. Obgleich ihnen kein Glaube geschenkt wurde, hatte Beseler doch den „Bonin" heizen lassen und lud uns ein eine Spazierfahrt auf der See zu machen, um zugleich ein wenig nach den Dänen zu sehen. Wir fuhren an Bord nach 2 Uhr, auf einem Boote, welches dem König von Dänemark gehört hatte und mit goldverbrämten rothen Sammetkissen geziert war. Drei Kanonenböte segelten und ruderten mit Windeseile voraus. Wir mußten noch eine halbe Stunde still

liegen, bis Dampf genug vorhanden war. Da die Seeleute nach dem Waffenstillstand beurlaubt und nur diejenigen geblieben waren, welche nicht nach Hause verlangten, so war jedes Kanonenboot statt mit 60 nur mit 40 Mann besetzt, und die Bemannung des Bonin war aus verschiedenen Schiffen zusammengestoppelt, — nicht eben die besten Leute, wie man sagte, mir aber kamen die wilden Gestalten noch gut genug vor; auch bemerkte ein Officier gelegentlich, wenn die Kanonenböte der Dänen ansichtig werden, so würden sie nicht zu halten sein. Es hatten schon einmal drei von ihnen eine große dänische Fregatte angegriffen, ihr Gallion und Steuerruder abgeschossen und sie zur schimpflichen Flucht gezwungen. Die kleinen Racker sind nämlich schwer zu treffen und fahren daher mit göttlicher Verwegenheit dem größten Feinde auf den Leib. — Als wir Dampf genug hatten, wurde die Trommel gerührt und die Anker gelichtet. Das war für uns ein neues Schauspiel. In eine große Winde, um welche unten die Ankerkette geschlungen ist, werden zwölf Hebel gesteckt, jeder von Einem Matrosen gefaßt, ein Mann sitzt an der Winde auf dem Boden, um die Kette im Ablaufen zu handhaben und beim Aufziehen ordentlich um die Winde zu legen. Mit dem ersten Trommelschlag drücken die Matrosen die Hebel vorwärts, springen wie in einem Carousel im Kreise herum, hüpfen über die Ketten weg, die sich um die Winde legen und den Anker heraufbringen. So lange die Operation dauert, wird die Trommel gerührt. — Wir fuhren durch die Bucht hin, an der Batterie vorbei, die wir vorher besichtigt hatten, an dem Kriegsschooner mit 8 Zwölfpfündern, der als Wachtschiff davor liegt, an mehren Schiffen hin, die ihre Flaggen zeigen mußten, — ein Holländer, ein Oldenburger u. s. w., an der Festung vorbei, wo unsere 3 Kanonenboote schon in Linie lagen, und sahen hinaus in die weite Ostsee. Ich stand neben dem commandirenden Lieutenant auf dem Radkasten und fühlte mich ordentlich stolz auf einem deutschen Kriegs-

ſchiff. Wir hätten um das Vorgebirge Bulk herumwenden müſſen um nach der Bucht von Eckernförde zu gelangen; aber dann hätte uns die Dunkelheit überraſcht und der Nebel, der ſchon anfing ſich zu zeigen. Dies wünſchte weder der Kapitän, der für uns beſorgt war, noch wir, deren ein geſelliges Mahl in Kiel harrte. Officiere und Matroſen zeigten jedoch durch ihre Mienen, daß ſie nicht leichten Kaufs ſich würden gefangen geben. Das Boot wurde zur Rückfahrt gewendet, gleichzeitig aber Befehl gegeben, ſich zum Gefecht fertig zu machen. Die Matroſen warfen Jacken und Mützen ab und ſprangen an die Kanonen. Die Bruſtwehren fielen herunter an der vorderen Batterie am Steuer; der Sechzigpfünder, welcher dort ſtand, wurde ſcharf geladen. Ein Trupp Freiſchaaren verhält ſich zu dieſen kampffertigen Matroſen, wie ein Schafhammel zu einem Bullenbeißer. Da iſt keine ſteife Haltung, Jeder ſteht auf ſeinem Poſten, aber wie er will; langes Haar flattert um die trotzigen Geſichter, die bisweilen nicht alle einen Bart beſitzen; die Leute ſind größtentheils noch ſehr jung. Der Sechzigpfünder wurde von einem jungen, entſchloſſen ausſehenden Officier gerichtet, und nach der Backbordſeite abgefeuert. Wir ſtanden dicht daneben und der Knall war ſo anſtändig, daß er die Bruſt erſchütterte, — nicht blos die Ohren. Weit, weit draußen in der See erhob ſich nach geraumer Zeit eine Waſſermaſſe, dort hatte die Kugel eingeſchlagen. Ein zweiter Schuß wurde nach der Steuerbordſeite abgefeuert, aber der Rauch blieb lange vor der Kanone liegen, ſo daß wir die Kugel nicht verfolgen konnten. Dieſer zweite Schuß hatte zuerſt verſagt, weil der Matroſe den Zündſtock verkehrt eingeſteckt hatte. Bald darauf ſahen wir den Mann auf der Fock-Bram-Raae ſtehen, und auf dieſem luftigen Poſten in Regen, Wind, Nacht und Nebel mußte er zwei Stunden verweilen, als Strafe für ſein Verſehen. Seine Hoſen flatterten um die Beine im Wind; ich glaube nicht, daß ich in ſo leichter Kleidung da oben zwei Stunden hätte aushalten können.

— Nach 5 Uhr ankerten wir vor der Stadt und fuhren an's Land — den nächsten Morgen nach Hamburg zurück.

„Mittwoch gegen 5 Uhr Nachmittags wurden wir in Hamburg von dem Hrn. Dr. Knauth, welcher Gagern beigegeben war, und Hrn. von Chapeaurouge, Bankier, aus Genf stammend, einem artigen jungen Mann, der mein Geleiter war, nach der Tonhalle abgeholt, dort der Gesellschaft, die aus 350 Mitgliedern bestand, vorgestellt und dann in den Speisesaal geführt, welcher drei Treppen hoch lag. — Der große Saal war feenhaft mit weißen, sanftblauen und hellgelben Tüchern verziert, von einem Lichtmeer erhellt; im Hintergrunde war eine colossale Germania mit Reichsadler und Schwert aufgestellt; hinter den Draperien zu beiden Seiten derselben Musik- und Sängerchöre. Auf drei Seiten des Saales zogen sich oben die mit Damen besetzten Gallerien hin. Zwischen unsern Plätzen und der Germania war die Rednerbühne, von welcher herab die Toaste zu bringen waren. Adolf Godefroy, welcher das Ganze mit Geschick und Festigkeit leitete, brachte in feurigem, aber gehaltenem Vortrage Gagerns Wohl aus. Gagern sprach ausführlich über unsere Zustände und schloß mit dem Hoch auf Deutschland; Dr. Petersen brachte mir und Riesser einen Trinkspruch; daraus ging hervor, daß er in Heidelberg mit mir studirt hatte; er war bei den Saxo-Borussen gewesen, und erwähnte, daß ich den Muth der Freiheit und den Muth der Ordnung gezeigt. Mein Toast auf Mäßigung im Kampfe war für die Hamburger Parteiungen berechnet und fand Beifall.

„Gestern Vormittag halb eilf verließen wir Hamburg, Riesser und Wurm begleiteten uns über die Elbe. Meine Blicke hingen am Mastenwald im Hafen, an der Stadt, an Altona, an dem reizenden holsteinischen Elbufer, bis dies Alles verschwunden war. In Harburg frühstückten wir mit den beiden Freunden im Bahnhofe und trennten uns mit den besten Vorsätzen zu gemeinsamer Arbeit an dem Bau des Vaterlandes."

Soweit die Briefe Mathy's. Von den Kriegsſchiffen, welche der Süddeutſche bewunderte, trägt nur noch der arme, alte Barbaroſſa als Kaſernenſchiff die Geſchütze einer neuen Kriegsflotte; keines jener Schiffe von 1849 wäre nach den großen Erfindungen der Neuzeit für den Seekrieg brauchbar. Auch der Empfang zweier Patrioten in Bremen und Hamburg, damals unerhört in Deutſchland, iſt ſeitdem durch großartige Empfangsfeierlichkeiten zu Ehren eines königlichen Kriegsherrn des neuen deutſchen Bundes übertroffen worden. Wer aber mit Antheil auf jene früheren Aeußerungen deutſcher Begeiſterung zurückblickt, der wird auch aus den Mittheilungen Mathy's an die Vertraute ſeines Herzens die wahre und geſunde Anſpruchsloſigkeit erkennen, mit welcher er die Ehren der gemeinſamen Fahrt auf die glänzende Geſtalt ſeines Freundes bezieht. Als er um dieſelbe Zeit das gute Buch von Heinrich Laube „Das deutſche Parlament" durchlas, ſchrieb er darüber ſeiner Frau: „Daß er mich etwas zu hoch taxirt, ſchadet darum nicht, weil es das zu Wenig auf der anderen Seite ausgleicht."

7.

Gegen den Strom.

Gern rühmen wir den thätigen Mann, dem Hoffnung die Nerven ſpannt und des Geiſtes Kraft beflügelt. Wer aber gegen Uebermacht arbeitet, aus einer Stellung in die andere gedrängt, bis ihm der Kampf unmöglich wird, der muß zur Anerkennung zwingen durch ungewöhnliche Eigenſchaften. Denn gern mäkeln die

Zuſchauer an der Güte ſeiner Sache, an dem Maße ſeiner Kraft, und in die Anerkennung ſeiner Ausdauer miſcht ſich der größte Feind warmer Bewunderung, das abſchätzende Mitgefühl.

Das Werk der Paulskirche und die Männer der Majorität haben im reichen Maße flache Beurtheilung erfahren, das Publikum hat ſie hart dafür beſtraft, daß es ihnen eine Zeit lang mit ungemeſſener Verehrung anhing. Mehr als Einer hat dieſen unverdienten Wechſel im Urtheile ſeiner Zeitgenoſſen nicht überwunden; ſtatt des friſchen Vertrauens zu ſich und ſeinem Volke ſank Hoffnungsloſigkeit in die Seelen.

Das war nicht Mathy's Schickſal, er war nicht mit ungemeinen Erwartungen in die Paulskirche getreten, er hatte vollen Theil an der Mühe und Aufregung getragen, befriedigt durch die Gemeinſamkeit mit einer ſo großen Anzahl bedeutender Männer, wie Deutſchland ſeit der Reformation nie im Zuſammenwirken für eine nationale Aufgabe geſehen hatte. Jetzt erſt, wo die Hoffnung eines Erfolges geringer wurde, die Arbeit mühevoller, auch ein Sieg ruhmloſer, kam die ganze Feſtigkeit und Dauer ſeines Weſens zur Geltung. Er ſtand zuletzt in ſeiner Ecke faſt allein und vertheidigte hartnäckig den letzten Poſten. In keinem Abſchnitt ſeines wechſelvollen Lebens war er größer als jetzt. Und was er ſelbſt erfuhr als Patriot und als Mann, war gehäuftes Mühſal, wie es wenige überſtehen.

Im October ſiedelte Baſſermann von Frankfurt nach Mannheim über. Dieſem Freunde hatte ſeit ſeiner letzten Sendung nach Berlin allzugroßes Vertrauen auf die Menſchen und den guten Willen der Regierenden den Muth erhalten, jetzt zog er ſich enttäuſcht und traurig auf die Arbeit des Hauſes zurück. Mathy blieb nach Verabredung in Frankfurt, er ſtellte jetzt als Geſchäftsführer des Ausſchuſſes von Gotha den Mittelpunkt der deutſchen Partei dar. In Gotha hatte er den Freunden die Anſicht ausgeſprochen, es ſei nothwendig, daß Einer aus dem Süden als Agent

nach Berlin gehe; ohne Zweifel war es sein Wunsch gewesen, selbst diese Thätigkeit zu übernehmen, aber er fand bei den Preußen kein Bedürfniß für solche Verbindung. Jetzt mußte er mühevoll von Frankfurt die Beziehungen zu den Norddeutschen unterhalten. Zunächst im Interesse der Deutschen Zeitung. Der Ausschuß der Gothaer hatte die Leitung des Blattes übernommen, welches seit October 1848 in den Verlag der großen Weidmann'schen Buchhandlung übergegangen war und damals ca. 2100 Abonnenten hatte, es bedurfte also Zuschüsse, wie bisher in Deutschland fast alle großen Tagesblätter, die nicht auf den Lokalinteressen einer großen Stadt oder Landschaft ruhen und nicht durch die Inserate des Geschäftsverkehrs einen großen Theil ihrer Einnahmen gesichert erhalten. Den Anstrengungen Mathy's gelang es, von den Parteigenossen in ca. 170 Actien eine Summe zusammenzubringen, welche einen Theil des Ausfalls deckte. Es galt, das ansehnliche Unternehmen zu einem Mittelpunkt der Partei zu machen, welcher den räumlich getrennten Mitgliedern Ansichten und Interessen des Ausschusses und der Landschaften vermittelte; dafür war freilich warme Betheiligung Aller, auch durch Correspondenzen, nöthig. Und Mathy trieb unermüdlich dazu, er forderte sogar seine Frau, als sie im Bade war, halb im Scherze auf, für die Verbreitung zu sorgen. Er selbst schrieb so eifrig hinein wie der fleißigste Correspondent, dasselbe thaten die Gagern; die Zeitung brachte eine Reihe sehr schöner und kluger Artikel, und es kam viel politischer Verstand und patriotisches Sinnen darin zu Tage. Leider vermochte die Zeitung nicht, zu erhalten, was Preußen aufgab. Sie war jetzt nur der Chor, welcher die schwachen Thaten und Leiden zu Berlin mit Theilnahme, mit Klagen und Vorwürfen begleitete. Hier das rechte Maß zu halten, erwies sich als schwierige Aufgabe, wer konnte rühmen, was in Berlin geschah? Und wieder tadeln half nur den Gegnern und verstimmte die Freunde in Preußen. Stets war Vorsicht nöthig, das Blatt, welches behauptete, daß die letzten Hoffnungen auf Preu-

ßen ruhten, mußte ſchonen und hoffen, um nicht die mögliche Rettung zu erſchweren, auch wo den Leitern im Geheimen das Vertrauen klein wurde.

Wie ſicher aber Mathy, was er in der Zeitung nicht geſagt wiſſen wollte, gegen die Freunde beurtheilte, beweiſen unter andern ſeine Briefe an Beckerath. Dieſem ſchrieb er z. B. am 8. November 1849 folgende klare Auffaſſung der ſchwierigen Lage:

„Das Programm von Gotha iſt in die Luft geſtellt. Preußen hat ſeinen Standpunkt wieder verlaſſen, ſeinen projectirten Bundesſtaat auf einen Verein im Bunde zurückgeführt, eine völkerrechtliche Vertretung des Vereins iſt bereits durch das Interim abgeſchnitten. Auch daß Preußen den Verein im Bunde zu Stande bringen werde, darf ſehr bezweifelt werden. Die innere Politik des Miniſteriums iſt, die unentbehrlichſten Garantien der Verfaſſung, z. B. das Steuerbewilligungsrecht der Stände, abzuſchwächen oder aus der Verfaſſung zu entfernen. Gelingt dies, ſo iſt kein Vertrauen zu Preußen mehr möglich, und die ſiegenden Gegner werden auch in der deutſchen Angelegenheit eine andere als die bisherige Richtung einſchlagen wollen und müſſen. Ein weiteres Bedenken wird aus der Führung der ſchleswig-holſteinſchen Sache hergenommen, wobei die Anmaßung der Dänen, durch die unbegrenzte Nachgiebigkeit Preußens geſteigert, dem Ehrgefühle und dem Intereſſe der Nation die empfindlichſten Wunden ſchlägt. Daran knüpft ſich endlich die Vermuthung, daß es dem kühnen und nachdrücklichen Auftreten Oeſterreichs gegen die Herſtellung eines Bundesſtaates gelingen werde, Preußen auch hierin zum Nachgeben zu veranlaſſen, nachdem es bereits das hohe Ziel auf ein Maß verkürzt hat, das weder Glauben noch Begeiſterung erwecken kann. Wir wiſſen, daß die öſterreichiſche Regierung entſchloſſen iſt, die Berufung eines Reichstages nicht zu dulden, daß man in München über das Ausſchreiben der Wahlen von Berlin lacht, und daß die zuſtimmenden Regierungen ſelbſt nicht an den

Reichstag und die Verfassung glauben. Aber wir wissen nicht was Preußen zu thun beabsichtigt, wenn die österreichischen Drohungen vorliegen werden. Das Dreikönigsbündniß liegt hoffnungslos darnieder, man darf kaum wagen, von dem Zustandekommen des Reichstages im Ernste zu sprechen. Der österreichischen Partei schwillt der Kamm, ihr Uebermuth kennt keine Grenzen, nicht zufrieden den Versuch eines engeren Bundes zu vereiteln, geht ihre Hoffnung dahin, wenn dieser Versuch gescheitert sein wird, Preußen erst recht zu demüthigen. Ueberall ist diese Partei thätig, und es bedarf einer raschen und kühnen Handlungsweise, um unser zerrissenes Vaterland vor dem Unglück zu bewahren, welches eine undeutsche Politik im Bunde mit dynastischen und Sondergelüsten ihm zu bereiten droht."

Das waren Worte, deren fürchterliche Wahrheit in kurzem erwiesen werden sollte. Die Parteigenossen wurden muthloser, die Schwierigkeiten, die Zeitung zu erhalten, größer; im Februar 1850 reiste Mathy selbst nach Berlin und traf neue Verabredungen mit den Actionären, aber die Unterstützung durch die preußischen Freunde wurde lauer, die große Partei der Paulskirche war nicht mehr im Stande, ihren Zusammenhang durch eine Zeitung darzustellen.

Und doch war noch eine Hoffnung, die letzte: Preußen hatte endlich ein deutsches Parlament nach Erfurt berufen. Mathy wurde dafür von zwei Wahlkreisen: Sondershausen und Brieg-Ohlau in Schlesien, gewählt. Er nahm für Schlesien an. Im März reiste er mit seiner Gattin von Frankfurt nach Erfurt. Er fand eine andere Gesellschaft als zu Frankfurt, die lauten Redner der Linken fehlten ganz, an ihrer Stelle viel preußischer Landadel, höhere Beamte, Officiere, statt der Voigt und Simon die v. Bismarck und v. Zedlitz, und Wantrup statt Schlöffel. Die im Centrum der Paulskirche gesessen hatten, bildeten hier die Linke und wurden von den preußischen Junkern mißtrauisch als fremdartige Gebilde der Revolution betrachtet. Diese Versammlung war kein völliger, aber im-

merhin ein richtigerer Ausdruck der großen realen Intereſſen von Norddeutſchland, als ſich in Frankfurt verſammelt hatte. Aber die Nation war kalt und abgeneigt, die Regierung, welche ſie berufen hatte, ſchwankte unſicher in den Zielpunkten; aus den vier Königreichen war Niemand gewählt, Bayern und Würtemberg hatten ſich überhaupt von jedem Conſtitutionsverſuche Preußens ausgeſchloſſen, Hannover war förmlich von dem Dreikönigsbündniß abgefallen, Sachſen hatte die Beſchickung des Parlaments verweigert. Die Liga der Dynaſtien war fertig, Oeſterreich ihr Schirmvogt, Rußland ihr drohender Anwalt; auch unter den Regierungen, welche den Reichstag noch beſchickt hatten, war die Luſt zum Abfall im Wachſen. Aber wie arm an Troſt die Lage war, die deutſche Partei that noch einmal glänzend ihre Pflicht. Unter den Gefährten aus der Paulskirche war Mathy vielleicht der friſcheſte und in ſeiner ſtillen Weiſe der heiterſte. Ihm machte die Arbeit einer parlamentariſchen Körperſchaft damals noch wirkliches Vergnügen und mit Laune beobachtete er die ſeltſamen politiſchen Charaktere, welche die Junker aus den alten Provinzen Preußens hingeſandt hatten, und die Leiter der preußiſchen Politik, vor Allen Hrn. v. Radowitz. Und er ergötzte ſich als ein kampffroher Mann über die Niederlagen, welche die Junker durch Reden und Abſtimmungen erfuhren. Er ſelbſt wurde in den Verfaſſungsausſchuß gewählt und ergriff in der Verſammlung zweimal das Wort. Er ſprach zuerſt über das Steuerbewilligungsrecht des Reichstags und ſchlug jetzt nach der rechten Seite wie bei ſeiner entſprechenden Rede in Frankfurt nach der linken, als er ironiſch gegen die Junkerpartei ausſprach, wenn man den monarchiſch regierten Staat wieder auf ſeine alten Grundlagen ſtellen könnte, wonach er ſeine Bedürfniſſe aus dem Ertrag der Staatsgüter und mit der Heeresfolge der Vaſallen beſtritt, dann allerdings bedürfte man keiner Stände, ausgerüſtet mit dem Steuerbewilligungsrecht. „So lange Sie aber Steuern brauchen, um ſtehende Heere und eine zahlreiche Verwaltung zu erhalten, ſo lange werden

Sie auch die Vertretung ſammt ihrem Bewilligungsrecht nicht entbehren können. Und wenn dieſes Steuerbewilligungsrecht eine Demüthigung der Krone wäre, wo in Europa wäre noch eine ungedemüthigte Krone, die Sie hauptſächlich im Auge haben? Meines Wiſſens — wenn man von größeren Staaten ſpricht — etwa nur die ruſſiſche, und es ſcheint mir auch, daß alle die Einwendungen gegen das Steuerbewilligungsrecht der Stände nicht aus der germaniſchen Weltanſchauung genommen ſind, ſondern aus einer anderen, die ich etwa die aſiatiſche nennen könnte. Wenn die Abſicht des Antrags, wie ich nicht bezweifeln kann, dahin geht, die Selbſtändigkeit und Stärke der Reichsregierung zu ſichern, ſo würde ich doch ein anderes Mittel vorgeſchlagen haben, um dieſen Zweck zu erreichen; ich würde Ihnen vorgeſchlagen haben, die Reichsgewalt auf eigene Einnahmen zu ſtellen, ſtatt auf die Matrikularbeiträge. Allein wir ſind hier nicht in der Lage, auf ſolche Aenderungen einzugehen."

Seine zweite größere Rede hielt er bei einem intereſſanten Zwiſchenfall. Mehre Anträge aus der Verſammlung wollten der Reichsgeſetzgebung das Recht einräumen, Beſtimmungen über den Wahlmodus und die Zuſammenſetzung der Volksvertretung in den einzelnen Staaten zu treffen. Dabei vereinigten ſich die entgegengeſetzten Parteien, die Anträge wurden von der Reaction in Preußen unterſtützt und ebenſo von Liberalen aus dem Süden, welche die Ausdehnung der Reichsgewalt und Bändigung der heimiſchen Demokratie erſehnten oder den geheimen Wünſchen der preußiſchen Regierung entgegenkommen wollten. Beide Gagern und Baſſermann waren dafür. Mathy ſprach in einer ſeiner längſten und beſten Reden dagegen, indem er die plötzliche und ſpäte Aenderung des Verfaſſungsentwurfes, das Unpraktiſche und Unnöthige eines ſolchen gewaltſamen Eingreifens in die Competenz der einzelnen Staaten hervorhob. Unmittelbar nach ihm erhielt Baſſermann das Wort und ſuchte ihn zu widerlegen, ein Umſtand, den Georg v. Vincke, der auf Mathy's Seite

ſtand, ſich nicht entgehen ließ, um in ſeiner Weiſe auf die Trennung von Caſtor und Pollux hinzuweiſen. Als es aber zur Abſtimmung kam, gab Baſſermann, nachdem ſein Antrag abgeworfen war, die naheſtehenden Amendements, für welche auch die beiden Gagern ſtimmten, preis und trat wieder zu Mathy. Dieſer blieb in der Minorität, aber auf ſeiner Seite ſtimmten v. Stockmar, Beſeler, Graf Schwerin.

Wenige Tage darauf wurde das Parlament geſchloſſen, nicht fruchtlos für die Abgeordneten, ohne unmittelbaren Erfolg für Deutſchland. Mathy kehrte von dieſem Turnier mit den preußiſchen Junkern zurück in dem Selbſtgefühl erprobter Kraft, er hatte ſich mit neuen Gegnern gemeſſen und alte Freunde bewährt gefunden, darunter auch werthe Preußen, wie Simſon und Max Duncker; mit dem letzteren, der nach dem Brauch von Frankfurt die Gattin mitgeführt hatte, trat Mathy hier in ein näheres Verhältniß, und es entſtand eine innige Familienfreundſchaft, welche alle Wechſel der Zeiten überdauert und mit den Jahren für Beide an Bedeutung zugenommen hat.

Kurz nach der Rückkehr entſchied ſich auch das Schickſal der Deutſchen Zeitung, ſie ging in anderen Verlag über, und erhielt den letzten Redakteur. Mathy hielt aus, ſchrieb wieder Artikel und warb immer noch dafür; aber er ſah, wenn nicht ein Wunder kam, ging es mit dieſer ſchönen Hoffnung zu Ende, ſie ſchwand dahin mit größeren.

Ende Auguſt reiſte er von Frankfurt in den badiſchen Landtag. Wie fand er auch dort Alles verändert! Auf den Rauſch war Abſpannung und Muthloſigkeit gefolgt, die Führer der Radikalen waren verſchwunden, der alte Itzſtein war in die Kammer nicht einberufen und ſeines Staatsbürgerrechtes für verluſtig erklärt, und die Kammer ging vor ſeinem Geſuch um Wiederherſtellung trotz Mathy's Widerſpruch zur Tagesordnung über. Die Verfaſſung, für welche Mathy ſich ſo tapfer eingeſetzt, war erhalten, und doch, was war

aus dem Staate geworden? Beamte und Heer hatten ihn aufgegeben, preußiſche Truppen hatten die Regierung zurückgeführt und dieſe dachte im Geheimen an Anſchluß an Oeſterreich und Abfall vom preußiſchen Bündniß. Und jetzt war Mathy's Aufgabe, zu wachen, daß nicht dem Mißbrauch der Freiheit ein Mißbrauch der Gewalt folge, und daß die Regierung ebenſo das Landesgeſetz achte, wie die Volksvertretung durch ihn gehalten im Frühjahr 1848 hatte thun müſſen. Es galt ferner für ihn, als Präſident der Budgetcommiſſion den Haushalt wieder einzurichten, der Staatsgewalt geſetzliche Befugniſſe zu ſchaffen, den Ausnahmezuſtand zu beenden. Schon vor dem Landtage hatte er für die Statthalterſchaft Schleswig-Holſteins ein Memoire ausgearbeitet, worin er die Verpflichtung der deutſchen Staaten begründete, die Verpflegungsgelder für die Bundestruppen in den Herzogthümern zu bezahlen. In der Budgetcommiſſion und in der Kammer verfocht er dieſe Pflicht gegen die badiſche Regierung, denn der Krieg ſei ein deutſcher und ein großes Nationalintereſſe, und er enthielt ſich nicht, auf den Unterſchied zwiſchen dem badiſchen und holſteiniſchen Feldzug hinzuweiſen. Faſt einſtimmig bewilligte die Kammer nach ſeiner Rede die Zahlung. Er ließ die Verhandlungen über dieſe Forderung als Flugſchrift drucken. (Karlsruhe 1850.)

Und noch eine Aufgabe war ihm geſtellt: die badiſche Kammer feſtzuhalten an dem preußiſchen Bündniß. Während die preußiſchen Truppen das Oberland räumten und zum großen Theil aus dem Lande wichen, während niederſchlagende Berichte aus Berlin einander ablöſten, und die badiſche Regierung Alles anwandte, um ein Ausſprechen der Kammer zu hindern, beſchloß die zweite Kammer in ſchöner Debatte noch am 14. November die Erklärung, daß Baden an dem Bündniß mit Preußen feſthalten müſſe. Mathy ſprach — drei Tage nach dem Zuſammenſtoß bei Bronzell — mit großer Wärme und war nachher ſtolz darauf, daß die Ehre der Kammer

gerettet sei. Schon spähten bairische Truppen unweit Karlsruhe im Dienste Oesterreichs feindlich in das Nachbarland, da hielt er mit seinen Freunden die letzte Wache in der Kammer für die Union. Auch die Zahl der Freunde war gemindert; zwar Soiron und Häusser standen noch treu an seiner Seite, aber Bassermann war erkrankt, an den Augen, am Herzen, im Mark seines Lebens, und schmerzbewegt sprach er zu dem Freunde: „Ich war zu weich für diese Zeit, ich hätte deine Nerven haben müssen."

Als Mathy nach fleißiger Arbeit von Karlsruhe schied, durfte er sich sagen, daß seine Thätigkeit für das Heimathland nicht unnütz gewesen sei, und daß er durch seine persönlichen Beziehungen zu dem preußischen Gesandten v. Savigny mehr als die Minister vermittelt hatte: Ermäßigung der Verpflegungsgelder für die preußischen Truppen und Herausgabe der badischen Zollvereinsintraden, welche Preußen mit Beschlag belegt hatte.

Auch sein letztes Gefecht für das preußische Bündniß war umsonst, der Tag von Olmütz schlug alle tapfern Versuche nieder. Es war ein schwerer Tag für die Preußen, schwerer noch für die Führer der preußischen Partei außerhalb des Staates; der Preuße, welcher die Schamröthe auf seinen Wangen fühlte, kennte, was er von Fähigkeit besaß, doch noch einsetzen, um eine bessere Zeit herbeizuführen, der Preußisch-Gesinnte außerhalb hatte den Staat verloren, auf den er gehofft, er war wieder unzufriedener Kleinbürger, wie zur Zeit des Hambacher Festes. Das war der Moment, wo die Charaktere geprüft wurden. — Wir suchen nach der Stimmung Mathy's, soweit sie aus vertrauten Briefen jener Zeit erkennbar ist. Er fuhr den Rhein stromab im Dampfboot Schiller, und als ihm der Dampfer Goethe begegnete, fiel ihm ein, daß Börne im Februar 1828 von Frankfurt nach Berlin gereist war und von dort nach Hause geschrieben hatte, sie sollten erklären, wie es zugegangen, daß er Donnerstag Mittag abgereist und Freitag Mittag angekommen sei.

Börne hatte nämlich neun Tage gebraucht. Und Mathy empfand fröhlich, daß, was damals für unmöglich galt, in seinem Leben wirklich geworden war. Er verglich dazu die Reisekosten, die doch fast auf die Hälfte herabgesetzt waren. Aber er selbst hätte wenige Jahre später solche Beförderung mit dem Dampfschiff für unerträglich langsam und die Kosten für übermäßig hoch gehalten. — Ferner schrieb er im Jahre 1851 einem alten Freund nach der Schweiz: „Die Nation ist seit 1848 trotz aller moralischen Erbärmlichkeit doch vorwärts gekommen. Was wir gewollt an Einheit und Freiheit, war allerdings zu viel für sie, etwas weniger hätte sie vielleicht angenommen. Sie läßt sich jetzt Vieles bieten. Aber wenn ich eine Francomarke für 9 kr. auf einen Brief klebe, so geht er frei bis Königsberg und Triest. Die deutschen Völkerschaften fühlen sich weit mehr wie früher als zusammengehörig, die Parlamente und die Truppenmärsche haben dauernde Verbindungen, auch Ehen, geschlossen, die Bauern und die Presse sind mancher Last los geworden, die öffentlichen Schwurgerichte reinigen die Rechtspflege. Die Bedingungen für eine mögliche Einigung, das Verhältniß zwischen Oesterreich und Deutschland, zwischen Preußen und den Königreichen sind erkannt, ebenso die Hindernisse der Einigung. Was 1848 chaotisch durcheinander lag, wird bei der nächsten Krise keine Verwirrung und keine Zweifel mehr erregen, der Norden wird den Süden verstehen und umgekehrt, die babylonische Sprachverwirrung von 1848 wird nicht mehr wiederkehren."

Er selbst hatte jetzt für die eigene Zukunft zu sorgen. Als ihn ein Bekannter frug, welchen Gehalt er bei der Deutschen Zeitung gehabt habe, mußte er antworten, „ich habe in der Zeit meine Ersparnisse aufgezehrt". Seine nächste Pflicht war die Handlung, deren Leitung dem kranken Bassermann unmöglich wurde. Mit kurzem Entschluß führte er Weib und Sohn im Winter 1851 aus Frankfurt nach Mannheim zurück und trat in das Comtoir der Buchhandlung.

Dies war wieder eine Rückkehr in die wohlbekannte Stadt, in

alte, überwundene Verhältniſſe. Dort war jetzt auf den Straßen Grabesruhe, nur in den Häuſern rührten ſich die Zungen; die Leute, welche Grund hatten, mit ſich ſelbſt unzufrieden zu ſein, grollten der Zeit und waren geneigt, jeden Anderen für ihr Mißbehagen verantwortlich zu machen. In dieſer Stimmung wollten ſie ihrem Mitbürger Mathy ſchwer verzeihen, daß er muthiger und patriotiſcher geweſen war als ſie, und als ſeine Geſtalt nun wieder durch die Straßen ſchritt, als der Miniſter im Comtoir von Fr. Baſſermann arbeitete und grade wie vor 1848 Artikel in das Mannheimer Journal ſchrieb, da begann ein gehäſſiges Geräuſch alter Feinde, der Servilen, die er einſt in der Preſſe luſtig mit Kolben geſchlagen hatte, und der Radikalen, die er davor bewahrt hatte, von den Kolben der Soldaten erſchlagen zu werden. Er wurde zwar in den großen Bürgerausſchuß der Gemeinde gewählt, als aber im nächſten Jahre ſein Freund, Bürgermeiſter Reiß, ſeine Wahl zum Kaſſenverwalter der Stadt durchſetzen wollte, wurde dies durch die Gegner verhindert, ſo daß Reiß ſelbſt empört von ſeinem Amte zurücktrat.

Mathy widmete ſich wieder mit angeſtrengtem Fleiße der Buchhandlung, er beſuchte und unterhielt den kranken Freund und dachte auf neue Unternehmungen — eines der erſten war Auerbachs Roman: „Neues Leben“. Er trug ſich mit dem Plane eines neuen encyclopädiſchen Werkes: Staatslexikon zum Handgebrauch. Dieſer Gedanke und die Ausarbeitung einzelner Artikel beſchäftigten ihn lange, auch eine Geſchichte der deutſchen Landtage beſchloß er zu ſchreiben, und ſammelte dafür Materialien.

Im December ging er wieder zum Landtag nach Karlsruhe. Er fand dort die Reaktion in Blüthe, die Stände ehrerbietig gegen das Miniſterium, die Eröffnungsrede des Miniſters von Marſchall von zeitgemäßer Haltung, denn ſie ſagte den Ständen nur das, was ſie angehen ſollte, alſo wenig. In der Kammer waren die Sitze auf der Rechten gedrängt voll, die auf der Linken meiſt leer, gerade

umgekehrt wie im Jahre 1848. Mathy ſagte ſeinen Bekannten, „ich habe gern einen geräumigen Platz", und rückte auf die äußerſte Linke, wo einſt v. Itzſtein und Hecker gelagert hatten. Auf der Rechten hatten die Verwaltungsbeamten Oberhand und kämpften gegen die Juſtizbeamten im Centrum, welche beim Volk beliebter waren. Die Präſidentenwahl war eine Schlacht zwiſchen Polizei und Juſtiz, denn das waren die Parteien in der Kammer. Und Mathy ſah von ſeinem einſamen Sitze wie Held Siegfried auf das Getümmel der Zwerge.

Er that, wie in früheren Jahren, als Vorſitzender der Budgetcommiſſion ſeine Pflicht, er war in dieſer Eigenſchaft eine mächtige Autorität für die Kammer und Regierung geworden, ſeine Anſichten wurden in der Regel maßgebend und Widerſpruch abgeneigter Beamten erſchien in ſehr achtungsvoller Einkleidung. Daß er den badiſchen Finanzen in ungünſtiger Zeit doch heilſam ſein konnte, gab ihm eine innere Befriedigung.

Als er im Frühjahr 1852 zu Frau Anna und nach Mannheim zurückgekehrt war, da erkrankte ſein Sohn, das verjüngte Ebenbild des Vaters, ein hoffnungsvoller und ſtattlicher Jüngling, von einem edlen Schwunge der Gedanken, energiſch in ſeinem Wollen. Er warf Blut aus. Mathy hatte allen Wechſel der letzten Jahre ohne Einbuße an Heiterkeit ertragen, jetzt bebte ihm das Herz, wenn er den tiefen Gram der Mutter ſah, und die Augen, welche angſtvoll auf dem Antlitz des Lieblings hafteten. Und er hatte Tage, wo er nur mit Mühe zu arbeiten vermochte. Der Sohn wurde im Juni nach dem Soolbad Offenau gebracht. Er kehrte im Herbſt gekräftigt wieder, bekam aber einen Rückfall. Die tückiſche Krankheit nahm ihren langſamen fürchterlichen Verlauf, immer neue Hoffnungen und Enttäuſchungen und neue Angſt. Der Arzt forderte Aufenthalt in wärmerem Klima und wies nach Hyères. Im November führte der Vater ſeinen Sohn nach dem Süden, durch Paris, Lyon, Marſeille; in Toulon fuhr er

mit ihm auf die Rhede hinaus, bestieg den Dreidecker Valmy, das Schiff des Admirals Lasasse, und wunderte sich über die Gleichgültigkeit, in welcher die Franzosen die Wiederherstellung des Kaiserreichs erlebten. Aengstlich lauschte er auf die Athemzüge seines Kranken, während er ihm das französische Wesen wie ein älterer Kamerad erklärte. In Hyères fand er Alles nach Wunsch, Temperatur wie zu Karlsruhe im Juni, prachtvolle Gegend, herrliche Luft und unter den Fremden eine deutsche Gärtnersfamilie, brave Leute, bei welchen er den Sohn in Kost gab. Es war schwere Trennung. Aber nach der Heimkehr des Vaters kamen Briefe des Sohnes in heiterer Laune, die Versicherung erfreulichen Wohlbefindens, und daß er viel gute Leute gefunden, als Hausgenossen einen wackern, alten Herrn aus Norwegen, mit dem er Schach spielte, und daß er hier am Mittelmeer einen ganz neuen Reiz in seinen griechischen und römischen Schriftstellern finde. Jede solche gute Kunde wurde mit Glückseligkeit aufgenommen und allen Fremden, welche dem Sohne freundlich waren, ein kleiner Altar im Herzen der Eltern errichtet. Als Mathy in seiner Freude dem kranken Bassermann davon erzählte, entstand in dem Kranken plötzlich der heftige Drang, eben dorthin zu gehen, und da er die Reise allein nicht machen wollte, mußte Mathy ihn auf den Wunsch der Familie wenige Wochen nach seiner Rückkehr begleiten. Um Weihnacht 1852 trat Mathy mit dem zweiten Kranken dieselbe Reise an. Er fand den Sohn wohl, und wie er hoffte, in der Genesung, aber den Freund in seiner kranken Unruhe litt es dort nicht, er fürchtete Einsamkeit, und bestand darauf, mit Mathy wieder heimzukehren, und zwar im Wagen, weil ihm Eisenbahn und Dampfschiff nicht erträglich war. Mathy beobachtete mit Trauer, daß dieses Leben, das so glänzend und hoffnungsvoll für die Nation aufgegangen, einem zerstörenden Leiden unrettbar verfiel. Mit ruhiger Geduld, wie eine Wärterin trug er die kranken Launen und führte den Freund in die Heimath zurück.

Und wieder Buchhandlung, deren Sorge ihm jetzt faſt allein oblag, und wieder die Budgetcommiſſion der Kammer, es war zum letzten Male. Jetzt kam zur Entſcheidung, was für ihn in der Stille eine Lebensfrage geweſen war, ſeine Stellung im Staatsdienſte. In der Noth des Jahres 1848 war er in das Staatsminiſterium berufen worden, auf den Wunſch ſeiner Collegen und des Großherzogs war er am 5. Auguſt mit Urlaub in das Reichsminiſterium getreten. Als ihm das nächſte Mal ſein badiſcher Gehalt durch den Bankier Goll in Frankfurt ausgezahlt wurde, ſandte Mathy das Geld für die Zeit vom 5. Auguſt ab zurück, er beziehe jetzt in Frankfurt Gehalt vom Reichsminiſter, könne während dieſer Zeit dem Staate Baden wenig leiſten und halte deshalb für Unrecht Gehalt anzunehmen. Der Bankier ſagte damals, er habe viel mit Gehaltverhältniſſen der Geſandten zu thun gehabt, aber dies ſei ihm neu. — Nach Auflöſung des Reichsminiſteriums war er auf Wunſch ſeiner badiſchen Collegen in ſein altes Dienſtverhältniß zurückgetreten, hatte das Finanzminiſterium übernommen und war am 8. Juni 1849 bei Bildung eines neuen Miniſteriums unter Vorbehaltung weiterer Verfügung ſeiner Stelle enthoben. Er hatte aus Mittheilungen ſeiner Nachfolger vernommen, daß ſie ihn mit Anſpruch auf Wartegeld zur Dispoſition geſtellt betrachteten; damals hatte er ſelbſt erklärt, daß er bei der Lage des Staates keinen Anſpruch auf Gehalt machen, ſeinem Rechte Nichts vergeben wolle. Im Landtage 1850 war auf ſtillen Betrieb des Staatsminiſteriums bei einer Reviſion des Staatsdienergeſetzes durchgeſetzt worden, daß die Mitglieder des Staatsminiſteriums, welche noch nicht fünf Dienſtjahre zählten, keinen Anſpruch auf Ruhegehalt haben ſollten. Im April 1853 waren ſeine fünf Probejahre verlaufen. Er zeigte dies, wie ſeine Pflicht war, vorher dem Miniſterium an. Darauf erklärte Miniſter v. Rüdt in einem Privatſchreiben vom 29. März 1853, jene „Enthebung von der Stelle" bedeute

die Entlaſſung aus dem Staatsdienſte, und zu einer Wiederanſtellung ſei keine Veranlaſſung. Dies geſchah vier Wochen vor Ablauf der fünf Jahre. Mathy ſandte auf die zornigen Vorſtellungen ſeiner Freunde v. Soiron und Baſſermann dem Miniſterium eine Anfrage wegen des rückſtändigen Ruhegehaltes, er erhielt als Reſt ſeiner Forderungen durch kurze Verfügung die Beſoldung auf einen Monat vom Mai bis Juni 1849. — Er hatte dieſe fünf Jahre unter dem Staatsdienergeſetz gelebt, er war ſeit dem Juni 1849 in ſeinem Heimathſtaate nicht nur als Bürger und Abgeordneter, ſondern auch als Staatsbeamter mehrfach in Anſpruch genommen und nützlich geweſen. Und er war durch die Rückſichten auf dies Dienſtverhältniß bis jetzt verhindert worden, ſich einen anderen Erwerb zu ſuchen. Die Beleidigung, welche ihm durch eine Entlaſſung in dieſer Form zugefügt war, den Undank ſeines Heimathſtaates trug er ſchweigend, er ſprach nie darüber, aber er fühlte ihn immer.

In dieſer Zeit war ihm ein kleiner Troſt, daß ſeine Mühe für die Handlung nicht vergeblich geweſen war, nach mehren Jahren hatte die Handlung wieder zum erſtenmal einen Reinertrag gegeben und Baſſermann forderte nach der Oſtermeſſe, daß der Name des Freundes, der jetzt nicht mehr durch den Staatsdienſt gehindert war, der Firma zugeſetzt würde.

Auch ſein Sohn war im Frühjahr, geneſen wie die Eltern hofften, von Hyères zurückgekehrt. Ach, es war eine kurze Freude; ſchon im Auguſt zeigten ſich Symptome des alten Leidens, er ging wieder auf das Land, und wieder verordnete der Arzt ſüdliche Luft. Im November reiſte der Jüngling nach Palermo ab, der Vater arbeitete mit ſchwerem Herzen im Geſchäft und ſchrieb noch in ſpäter Nacht für Zeitungen, um dem lieben Sohne den Aufenthalt in der Fremde möglich zu machen.

Das Jahr 1854 brachte nach einer Zeit öder Reaction in Deutſchland lebendigere Theilnahme an der Politik, die erſten Vorboten

einer neuen Erhebung. Der Feuerſchein im Oſten, der Aufgang eines Krieges zwiſchen Rußland und den Weſtmächten erſchien den Patrioten als Wendepunkt für die Politik Preußens. Mathy war wieder unter den Erſten, welche ſich thätig rührten. Er hatte in dem letzten Jahre eine Geſchichte des deutſchen Verfaſſungslebens begonnen und dafür die Einleitung, eine hiſtoriſche Entwickelung der Bundesverfaſſung bis zum Jahre 1848, bereits niedergeſchrieben. Jetzt benutzte er dieſe Arbeit als Grundlage für eine größere Flugſchrift: „Wo iſt das einige Deutſchland?“ Er führte darin aus, daß die Lage eine Verſtändigung zwiſchen Oeſterreich und Preußen dringend erheiſche, das völkerrechtliche Verhältniß beider Staaten ſolle nicht aufgelöſt, ſondern nur befeſtigt werden; Preußen und die kleineren deutſchen Staaten bilden zuſammen einen Verfaſſungsſtaat, an welchen Oeſterreich durch Bündniß für gegenſeitige Hilfleiſtung und größte Erleichterung des Verkehrs geſchloſſen iſt. „Zu ſolcher Auseinanderſetzung wird es mit Güte oder Gewalt einmal kommen, die ſchlechteſte Löſung für Deutſchland aber wäre die Theilung der Kleinſtaaten zwiſchen Preußen und Oeſterreich in einen norddeutſchen und ſüddeutſchen Bund.“ Was Mathy dabei über die große Aufgabe Preußens ſagt, iſt ſo warm, wahr, ſchön und als wenn es von einem Deutſchen geſchrieben wäre, deſſen Herz von Jugend auf an den Staat Friedrich des Großen gehangen hätte. Dieſer Schrift ließ er ſogleich eine zweite folgen: „Der ruſſiſche Krieg und der deutſche Bund, ſieben Kapitel aus der neueſten Geſchichte;“ mit Actenſtücken über den Krieg, die ihm von guter Hand zugegangen waren, dies eine geſchichtliche und kritiſche Darſtellung des Antheils, welchen Preußen, Oeſterreich und der Bund bis Mitte 1854 an der ruſſiſchen Kriegsfrage genommen hatten. Beide Schriften gab er in alter Erinnerung an ein früheres Werk unter dem Titel: „Vaterländiſche Hefte I und II“ heraus. Sie ſind unter Mathy's Flugſchriften die bedeutendſten, zugleich der letzte, ſelbſtändige Druck.

Daneben lief seine Thätigkeit für Journale, wie sie zu keiner Zeit größer gewesen war: für das Bremer Handelsblatt, das Mannheimer Journal, die Weserzeitung und die Grenzboten. Namentlich im Mannheimer Journal gab er als treuer Wächter der badischen Finanzen eine Kritik des badischen Budgets, welche großes Aufsehen erregte. Damals schon eiferte er gegen die Verkehrtheit, alte Staatsschulden durch Tilgungsfond abzutragen, um neue Schulden zu höheren Procentsätzen zu machen, und erörterte gründlich den Charakter des ordentlichen und außerordentlichen Budgets. Wer jetzt die Artikel jener Zeit durchblättert, wird sich oft der heiteren Größe und Sicherheit seines Urtheils freuen, welches da, wo er über die schwebenden Fragen der Politik spricht, nur durch die unvollständige Kenntniß der Verhandlungen und wirkenden Kräfte begrenzt ist, die letzten Schranken jedes Schriftstellers, welcher nicht im Mittelpunkte der Geschäfte steht. Es ist hier nicht die Absicht, Einzelnes zu rühmen. Seit dem Jahr 1848 war das Leiden Deutschlands in das Bewußtsein Vieler gekommen, das Urtheil war klar und sicher genug, die Besserung aber hing an einer großen Kraftentfaltung Preußens. Die Hoffnung, daß der orientalische Krieg dazu helfen könne, schwand für Mathy schnell dahin. Es war ein kurzer, trügender Lichtschein gewesen, dichter wurde das Dunkel, welches die Zukunft verbarg, schwächer die Aussicht eine Besserung zu erleben, die alten Gefährten wurden muthlos, und unbehilflich begann ein jüngeres Geschlecht sich zu rühren.

Auch in seinem eigenen Leben wuchs die Sorge. Sein Freund Bassermann verlangte Lösung ihrer geschäftlichen Beziehungen. Die Kriegsgefahr, die Stockungen im Geschäft hatten den Schwerkranken tief ergriffen und verdüstert. Längst hatte auch Mathy erkannt, daß die Bedingungen, unter denen er sich mit Bassermann verbunden hatte, ihm keine Sicherheit des äußeren Lebens gewährten, und daß eine Verlagshandlung kein Nebengeschäft sein dürfe. Die Chefs hatten sich für ihre

eigene Thätigkeit keinerlei Comtoirgehalt ausgesetzt; wenn Jahre kamen, in denen das Geschäft keinen Reinertrag gab, ja vielleicht eine Unterbilanz, dann hatten sie umsonst gearbeitet; auch der Reinertrag konnte so gering sein, daß die Theilhaber nicht so gut bezahlt waren, als die Commis, welche sie hielten. Mathy hatte als Buchhändler Lehrgeld bezahlt, er hatte erfahren, daß nur wenige Werke in Deutschland einen beträchtlichen Reinertrag bringen, und daß ein Geschäft mit kleinem Verlage von seinen Erträgen viel zu hohe Betriebskosten abzurechnen hat. Dennoch war die Handlung zu einem ansehnlichen Geschäft geworden, in der letzten Zeit hatte Mathy fast die ganze Arbeit allein getragen, der Verlag war keineswegs schlecht gewählt und bot gute Aussichten. Jetzt rechneten die alten Genossen in friedlicher Auseinandersetzung ab, aber dem Scheidenden blieb das herbe Gefühl nicht erspart, daß er seit 1843, die Jahre von Frankfurt ausgenommen, als Buchhändler thätig gewesen war, um von den Journalartikeln, die er oft in den Mußestunden schrieb, zu leben.

Aber zu diesem Schmerz gesellte sich größere Sorge. Der Sohn war von Palermo zurückgekehrt, kräftiger als er gegangen war, aber er hustete, — die Aerzte mühten sich, die Eltern zu beruhigen, sie vermochten nicht mehr die geheime Angst derselben zu beschwören. —

Unter Kränkung aus dem Staatsdienst entlassen, unter bitteren Empfindungen aus der Handlung geschieden, in der liebsten Hoffnung seines Lebens bedroht, sah Mathy im Sommer 1854 nach einer Stelle aus, welche ihm den Lebensunterhalt sichere. Er hatte schon im Jahr 1849, bevor er in die Buchhandlung zurücktrat, an Beckerath geschrieben: „Wenn ich genöthigt werde, von hier zu scheiden, dann verschaffen Sie mir wohl eine Stelle als Berichterstatter für eine Zeitung und einen Sitz auf der Journalistenbank in Berlin.“ Jetzt theilte er seinen näheren Bekannten mit, daß er frei sei und bereit zu jeder ehr-

lichen Thätigkeit*). Beckerath schrieb und eröffnete Aussichten, Hansemann schrieb und trug seine Pläne vor, Mevissen kam nach Mannheim, bot ihm Beschäftigung und Aussicht auf die Directorstelle an einer neuzugründenden Bank in Köln, durch Vermittelung Meier's in Bremen wurde ihm angetragen, die Weserzeitung zu übernehmen.

Er hatte die letzten Jahre angestrengt gearbeitet und sich selten eine Erholung gegönnt. Grade jetzt sandten ihm seine alten Schüler aus Grenchen die Nachricht, daß sie sich zu einem Erinnerungsfest an ihre Schulzeit versammeln wollten, und luden ihn dazu ein.

---

*) Aus dem Brief, welchen er wenige Tage nach der entscheidenden Unterredung mit Bassermann — immer noch in Fürsorge um das Geschäft — an Auerbach schrieb, wird hier folgende Stelle mitgetheilt: Nach längerem Bericht über Correcturbogen fährt Mathy fort: „Von „Spinoza" ist also noch die Vorrede zu erwarten, „Dichter und Kaufmann" wird bald nachfolgen; auf beiden Titeln erfreute mich deine Lust, alle deine Bücher zu beleben: Denkerleben — Lebensgemälde — neues Leben.

„Entschuldige, lieber Berthold, die Verzögerung meiner Antwort, welche dir, wie ich mit Kummer bemerke, Sorgen gemacht hat. Schone deine Gesundheit. Der holde Mai, welcher, hier wenigstens, die Kälte gebrochen, nachdem sie an Reben und Obst großen Schaden gethan, wird sicher auf dein Befinden und deine Stimmung wohlthätig wirken.

„Zur Leipziger Messe wird wohl keiner von uns kommen. Nöthig ist es nicht und zum Vergnügen ist die Zeit nicht angethan.

„Wenn du zufällig hören solltest, daß eine honette Zeitung einen Correspondenten in Süddeutschland sucht, so könntest du mich ihr empfehlen. Innerhalb des Buchhandels finde ich keine Lebensmittel mehr, und muß mich daher außerhalb desselben umsehen. Zunächst weiß ich nicht Besseres zu thun als mich wieder auf das Schreiben zu verlegen. Die Grenzboten haben jüngst einen kleinen Artikel von mir aufgenommen; wenn sie unter ihren gewöhnlichen Bedingungen mehr haben wollen, so bin ich gern bereit, mit ihnen in regelmäßige Verbindung zu treten. Durch diese vertrauliche Mittheilung will ich dich zu keiner besonderen Bemühung veranlassen, sondern ich empfehle sie nur deinem Gedächtnisse, falls dir zufällig etwas vorkäme. — Mannheim, 2. Mai 1854.

Der Gruß kam zu rechter Stunde, und er beſchloß die kurze Erholungsreiſe. Am 10. September kam er nach Grenchen. Man hatte nicht vermuthet daß er kommen werde, um ſo größer war die Freude, das ganze Dorf war im Feſtkleide. Er zog von Solothurn her zu Fuße ein, geleitet von zwei ehemaligen Schülern, den Brüdern Schild, von denen der eine Profeſſor, der andere Arzt war; ſie hatten ihn Nachts vom Poſtwagen abgeholt. Vom Wirthshauſe und Schulhauſe wehten die eidgenöſſiſchen Fahnen, das Volk ſammelte ſich und bewillkommte ihn mit ergreifender Herzlichkeit. Er beſuchte zuerſt ſeinen alten Gegner, den Pfarrer, fand ihn verſchüchtert und gealtert. Die Einladung zum Feſt beantwortete der Pfarrer ausweichend, der Kaplan aber ſprang auf und umarmte ihn herzlich, er würde gern kommen, wenn der Pfarrer nicht wäre. An der Zuſammenkunft der Schüler nahmen die Ortsvorſtände von Grenchen und Lengenau, die Mitglieder der Schulbehörde aus ſeiner Zeit und von ſpäter und viele Bürger Theil. Die Muſik- und Geſangvereine empfingen ihn mit einem Liede: „Der Gruß", welches einer ſeiner Schüler gedichtet, ein anderer componirt hatte. Mit der Muſik wechſelten die Reden, der Saal füllte ſich ſo, daß kein Platz zum Stehen war, in einem Nebenzimmer mit geöffneten Thüren ſaßen die Frauen. Abends Feuerwerk, ſeine Name ſchwebte transparent über der Thüre des Badehauſes, er ſprach den Leuten ſo zu Herzen, daß viele zu Thränen gerührt waren, es war, — wie er ſelbſt ſagte, „um wieder Schulmeiſter zu werden". An Aufforderungen dazu, begleitet von dem Verſprechen des Bürgerrechts, fehlte es nicht. Am Tage darauf ging er im Dorfe umher, beſuchte viele Häuſer, beſah die Uhrenfabrik und das neue Schulhaus, Abends geleiteten ihn einige ſeiner Schüler nach Solothurn, einer hatte dem Fuhrwerke das beſte Roß des Dorfes, ein anderer den Wagen geſtellt. Am meiſten rührte ihn die Aeußerung eines Schülers: „Wir ſind vierzehn aus Grenchen geweſen am Oſtermontag 1838, unter den

Schneeflocken, von denen Sie damals sprachen; diese vierzehn sind geblieben wie vierzehn Brüder, stets anhänglich, nie in Streit. Woher kommt dies? Wir hatten nichts gewußt und verdanken Ihnen alles. Sie haben unser Gemüth gut gemacht." Und der Professor Schild sagte ihm treuherzig, Mathy müsse geistig gewonnen haben, denn er fühle seine Ueberlegenheit noch ebenso wie früher, während er sich gedacht, er werde ihm jetzt ziemlich gleich stehen. Mathy antwortete, daß er seither in die Schule des Lebens gegangen sei und manches Collegium gehört habe. — Der Schweizer diesseit Bern und der deutsche Allemane sind Söhne desselben Volksstammes, der gescheut, von scharfer Zunge, ungern weicher Empfindung nachgiebt. Hier aber brach durch rauhe Schale treu und warm das deutsche Gefühl hervor.

Grade jetzt hatten für Mathy die kleinen sonnigen Bilder aus dem Thale Werth, ihm that die Erinnerung Noth, daß er für Pflichterfüllung auch einmal Dank erworben und daß er auch auf verlorenem Posten nicht vergebens gelebt. Denn wenn er die Jahre überschaute, welche seit seiner Abreise von der Schweiz unter starken Anstrengungen vergangen waren, so drang die Frage herauf, was war der Gewinn zerreibender Kämpfe für sein Volk und für ihn selbst gewesen? In seinem Vaterland Baden ein enges gedrücktes Wesen, die alte Beamtenwirthschaft, die alte Bundespolitik, das Volk haltlos, verärgert, die Tagesstimmung recht klein und widerwärtig. Und Deutschland? Wer durfte leugnen, daß trotz allen Niederlagen und Demüthigungen und trotz einer fast unerträglichen Erschlaffung bei Regierung und Völkern die letzten Jahre untilgbaren Segen geschaffen: die unbehilflichen Anfänge eines Verfassungslebens auch in Preußen, das freie Wort der Tribüne, trotz aller Polizeichikanen auch freies Wort in der Presse, trotz aller Störungen im Verkehr eine sehr energische Zunahme in Handel, Industrie, Wohlstand, Verkehrsmitteln, trotz der Reaktivirung des deutschen Bundes eine Krisis in

den deutſchen Angelegenheiten unvermeidlich, eine große Aenderung nur abhängig von der Geneſung Preußens. Aber ſolche Anweiſungen auf unbeſtimmte Zukunft machen das Herz nicht leicht, überall in Deutſchland fehlte der fröhliche Muth. Und er und ſeine Freunde, die mit ganzer Seele für den neuen Staat geſprochen, geſchrieben, geduldet hatten, ſie galten für verbrauchte Männer, vom Volke mit Achſelzucken, von den Regierungen mit Abneigung betrachtet. Vieles was ſie geſäet hatten, mußte aufgehen in einer Zukunft, aber ſie ſelbſt ſollten wahrſcheinlich in der Wüſte vergehen, bevor das gelobte Land erreicht war. Die Blüthe, welche ſie groß gezogen, war abgefallen, an anderer Stelle mit neuen Kräften würde der Geiſt des Volkes wieder einmal zu neuem Aufſchwung helfen, vielleicht mit beſſerer Dauer, vielleicht aufs neue vergeblich.

Und ſein eigenes Leben? Auch dies erſchien ihm wie abgeſchloſſen, faſt alle Fäden zerriſſen, die Deutſche Zeitung vergangen, der Verein der Freunde gelöſt, ſeine politiſche Thätigkeit in der Kammer, ſeine Stellung zum badiſchen Staat, ſein Verhältniß zu dem Geſchäftsfreunde — alles dahin, verſunken, tot. Er war fertig mit ſeiner Arbeit in der Heimath. Im Alter von achtundvierzig Jahren ſah er ſich aufs Neue faſt ſo arm und einſam wie an dem Tage, wo er aus der Schweiz nach Baden zurückgekehrt war, damals ein junger Mann, der mit voller Kraft in den Kampf zog, jetzt nach Sturm und Schlachten ein müder Krieger, der vieljährigem Kriegsjammer den Rücken kehrt.

Damals als er aus der Schweiz in die Heimath fuhr, ſaßen vor ihm in dem Wagen drei blühende Kindergeſichter, wo waren ſie hin? Zwei lagen in badiſcher Erde, das dritte Kind, aus fremdem Lande zurückgekehrt, athmete krank, und er konnte die furchtbare Frage nicht von ſich abhalten, ob ihm dieſes letzte bleiben werde.

Das waren die Empfindungen, mit denen er im ſtillem Herzen ſein eigenes Daſein betrachtete, als er aus der Schweiz heimkehrte; er barg ſie vor Jedermann, auch vor der Vertrauten ſeiner Seele,

aber der Gedanke ſtieg damals in ihm auf: das Alles ſieht aus wie der Schluß eines Menſchenlebens. Der Schwimmer wird müde, die Wogen ſteigen höher, das Dunkel bricht herein, und was dann? — Und er machte in ſein Geheimbuch ein Kreuz.

IV.

In den Geschäften.

1.

Köln und Berlin.

Mathy meinte, er ſei am Ende. Aber er zog aus, um neue Arbeit zu ſuchen. Am liebſten hätte er in Bremen die Redaction der Weſerzeitung übernommen. Freilich das Anerbieten von dort war nicht grade lockend. Mathy ſollte zunächſt „auf Probe" arbeiten. Sogar die Freunde in Bremen, die vor kurzem ſeinem politiſchen Ruf ſo große Anerkennung gezollt hatten, wußten wohl gar nicht, daß es einer von den großen Helden unſerer Preſſe war, mit allen Eigenſchaften eines völkerführenden Redacteurs, den ſie ſo vorſichtig warben. Dennoch reiſte Mathy nach ſeiner Rückkehr von Grenchen ſogleich dorthin. Die Verhältniſſe machten die augenblickliche Annahme ſeiner, ſehr gemäßigten, Bedingungen nicht möglich, und er hatte keine Zeit zu warten. Er verabredete alſo auf der Heimfahrt mit Meviſſen die Ueberſiedlung nach Köln. Die Gattin ließ er in Mannheim zurück, bis eine Wohnung gefunden ſei, ſeinem Sohne miethete er in Heidelberg ein Zimmer bei Profeſſor Häuſſer; die Eltern hofften, daß Karl ohne Gefahr den Winter dort weilen und ſeine Univerſitätsſtudien beginnen werde.

Mathy ſollte zu Köln in dem Schaffhauſenſchen Bankverein mit der Technik des Bankgeſchäftes vertraut werden. Er verſenkte ſich mit geduldigem Fleiß in die neue Thätigkeit und ſchrieb dabei

den Geſchäftsfreunden Gutachten und Rathſchläge über induſtrielle Projecte und Unternehmungen. Die Eröffnung der neuen Bank von Köln aber wurde durch Zwiſtigkeiten im Miniſterium zu Berlin aufgehalten. Handelsminiſter v. der Heydt begünſtigte die Bank und Finanzminiſter v. Bodelſchwingh erhob Einſpruch; als darauf Bodelſchwingh die Gründung einer Bank in Magdeburg begünſtigte, erhob v. der Heydt Einſpruch. Dieſe Willkür hoher Staatsbeamten, noch heut nicht völlig gebändigt und durch kein Bundesgeſetz zu bannen, nur durch die Furcht vor dem öffentlichen Urtheil, hatte grade damals in Preußen eine Ausdehnung erreicht, welche faſt ſo nichtsnutzig war, als in den Jahren Friedrich Wilhelms II. Es war die Zeit, in welcher der Polizeipräſident von Berlin der erſte, mächtigſte und am beſten bezahlte Beamte des Staates wurde, jene Zeit, in welcher der preußiſchen Staatsverwaltung viel von ihrem alten Ruf zuverläſſiger Pflichttreue und unbeſtechlicher Ehrenhaftigkeit verloren ging.

Denn für Preußen hatte eine Durchgangszeit begonnen, wo die höchſte Leitung einen beſonders unerfreulichen Eindruck machte. Es war nicht die Perſönlichkeit des erkrankten Königs allein, welche die löbliche Ordnung verſtörte; die Fürſten des Hauſes Hohenzollern waren noch nicht vornehm genug für verfaſſungsmäßige Regierung, ſie wollten nach den Traditionen einer dürftigen Zeit noch ſelbſt Mittelpunkt der Verwaltung ſein, das Heer inſpiciren, die Polizei der Stadt beaufſichtigen, Einnahmen und Ausgaben des Staates feſtſetzen, und nur als Diener ihres Willens ſollten die Fachminiſter ſich fühlen, von denen jeder eiferſüchtig in ſeinem Machtgebiete ſaß, ſich mit der Umgebung des Königs zu ſtellen ſuchte, vor Volk und Kammer geringe Scheu bewahrte. Dieſer Zuſtand machte die Könige von Preußen zu ſtillen Dienern ihrer Diener, die Miniſter zu gereizten perſönlichen Gegnern der Kammer und zuweilen des Geſetzes, die Vertreter des Volkes zu zornigen Advokaten der Verfaſſung, er

zog ein Coterieweſen im Heer und Beamtenthum groß, welches noch lange ein Leiden des Staates ſein ſollte, er formte die Staatsverwaltung neuen Intereſſen der Induſtrie gegenüber beſonders unbehilflich und läſtig. Der Mechanismus des alten Staates paßte überall nicht für die neue Zeit und Preußen glich damals einem kräftig aufgeſchoſſenen Jüngling, der die alte Schuljacke auf dem Leibe trägt mit geborſtenen Näthen und bleckenden Ellenbogen, durchaus keine einnehmende Erſcheinung, am wenigſten in dem Rathzimmer der Großmächte. Wer in dieſer Zeit aus der Fremde kam und an Tüchtigkeit und Beruf des preußiſchen Staates nicht irre wurde, der mußte ein ſicheres Urtheil haben.

Anfang November folgte Frau Anna dem Gatten nach Köln, ſie fand die Wohnung noch gar nicht leidlich hergerichtet und hatte die Aufgabe, ſich mit dem lieben Mann bei den rauhen Tagen des beginnenden Winters in dem düſtern, heiligen Köln einzuleben. Trotz der Freundſchaft Meviſſens wurde das nicht leicht; die beſten Stunden gab wohl ein Beſuch bei Beckerath in Crefeld.

Während beide noch mit der fremden Umgebung zu kämpfen hatten, erſchien im Februar 1855 Hanſemann von Berlin und forderte ſich Mathy als Gehilfen für ſeine großen Bankprojekte. Hanſemann gehörte zu Mathy's älteſten preußiſchen Bekannten. Auf jener politiſchen Verſammlung zu Heppenheim hatten Beide auf derſelben Meinung geſtanden. Seitdem hatte Hanſemann wiederholt Anläufe genommen, Mathy nach Preußen zu ziehen, in das Miniſterium, an die königliche Bank, als Gehilfen zur Förderung ſeiner geſchäftlichen Pläne; in Erfurt und wieder in den folgenden Jahren war er bemüht geweſen, die Verbindung zu unterhalten, mehrmals hatte er Mathy's Anſicht über die Bankprojekte eingeholt. Jetzt kam er und begehrte zunächſt Mathy's Anweſenheit in Berlin, damit dieſer ein neues Statut ausarbeite für die Diskontogeſellſchaft, welche er in einen gewaltigen Bankverein umwandeln wollte. Er ließ erkennen,

daß er Mathy als einen Leiter für das Institut zu gewinnen wünsche, also zu dauerndem Aufenthalt in Berlin. Mathy machte zur ersten Bedingung die Einwilligung seines Freundes Mevissen, dieser hatte gegen einen Aufenthalt von einigen Wochen Nichts einzuwenden, wollte aber eine Uebersiedelung Mathy's nur dann loben, wenn diesem größere Vortheile geboten würden, als er in Köln zu erwarten habe.

So geschah es, daß Mathy Anfang März nach Berlin ging, um in das Pandämonium großer Börsengeschäfte eingeführt zu werden, der bekränzte Seher aber, welcher sich ihm zum Führer erbot, war David Hansemann.

Mathy war mit der Theorie des Geschäftslebens so gut bekannt, wie damals Wenige in Deutschland, durch Bücher, Nachdenken und kluge Beobachtung aus der Ferne; er war mit der Verkehrsgesetzgebung der deutschen Staaten vertraut, und besaß nicht nur den juristischen Scharfsinn eines Gesetzgebers, auch die eigenthümliche Erfindungskraft, welche die Lebensbedingungen eines neuen und industriellen Unternehmens erkennt und vorahnend die Gefahren verhütet. Er wußte in der Fachliteratur des Auslandes gut Bescheid, war ein zuverlässiger Statistiker und guter Rechner. Die Vereinigung dieser Eigenschaften machte ihn allerdings zu einem schätzenswerthen Rathgeber. Und Hansemann sagte ihm bald nach seiner Ankunft in Berlin, daß er seine Hilfe gar nicht missen könne, und daß er der einzige der Art in Deutschland und grade der Mann sei, wie ihn die Gegenwart brauche. Er wurde zunächst bei der Verwaltung der Diskontogesellschaft ohne Titel mit ansehnlichem Gehalt angestellt. Seine Thätigkeit wurde lange durch Ausarbeitung des Statuts in Anspruch genommen, das im Wesentlichen noch heut seine Geltung hat und diese Gesellschaft zu einer der großen Bankgenossenschaften der Gegenwart gemacht hat. Dies Statut war eine mühevolle und äußerst complicirte Arbeit, weil das Verhältniß der ursprünglichen

Theilnehmer an der alten Gesellschaft und der späteren Aktionäre darin zu regeln war, es ist so, wie es in Geltung trat, das vereinte Werk Mathy's und Hansemanns. Außerdem wurde Mathy's Beihilfe in einer Zeit üppig aufschießender Spekulationen für zahlreiche Vorarbeiten gefordert, welche zur Gründung von Banken, Eisenbahnen, Bergwerken dienen sollten, seine Klarheit und ruhige Ueberlegung erwiesen sich überall als werthvoll. Auch seine äußere Stellung wurde allmählich befestigt, er wurde zu einem der Direktoren der erweiterten Diskontogesellschaft mit ansehnlichem Gehalt und Gewinnantheil ernannt.

Schon bei früherem Besuche hatte es ihm in Berlin wohl behagt. Er fand nicht nur an der Stadt und an dem großartigen Austausch der Interessen und Geister Gefallen, er fand auch zu den Menschen im Norden leichtere Annäherung, das gedankenvolle Besprechen aller Tagesinteressen, die angeregte Unterhaltung mit Männern und Frauen waren ihm ganz nach dem Herzen. Auch der erste Einblick in die Geschäftswelt, den massenhaften und hoch gesteigerten kaufmännischen Verkehr beschäftigte ihn, und das erfolgreiche Bestreben, sich selbst als tüchtig und brauchbar zu erweisen, gab ihm durch mehre Monate Befriedigung. Anfang April reiste er seiner Frau bis Köln entgegen, wohin auch der Sohn gekommen war. Noch einmal besprach er mit Mevissen die eigene Zukunft und nahm die Wünsche und Rathschläge des bewährten Freundes und die Versicherung mit, daß Mevissen ihm einen Wirkungskreis aufbewahre, wenn es mit den Berlinern nicht gelinge.

Es war ein plötzlicher Wechsel in den äußeren Verhältnissen. Vor wenig Monaten fast aussichtslos und wie am Schluß eines thätigen und sorgenvollen Lebens, jetzt in verhältnißmäßig reichlicher Stellung unter die Beherrscher der Börsen versetzt. Als er seine Frau an einem heitern Frühlingstag zuerst die Linden entlang dem großen Königsschloß zuführte und in das Opernhaus, wo Johanna

Wagner zum letztenmal auftrat, da ergötzte er sich über Frau Anna's mächtiges Staunen in der großen Stadt; und als der Mannheimer Koffer mit dem guten Porzellan und Glas in üblem Zustande ankam, vieles zerschlagen lag und Frau Anna trauernd auf den Schaden blickte, da waren Beide fast verwundert zu entdecken, wie es ihnen keine große Sache war, die Scherben durch neue Einkäufe zu ersetzen. Einige Wochen gönnte ihm das Schicksal, daß seine Träume und Hoffnungen frisches Grün und neue Blüthen trieben, wie sie draußen Garten und Wald fröhlich färbten.

Aber es war kurze Freude, auch bei diesem Uebergang in neue Verhältnisse forderte der Neid der Unglücksmächte ein großes Opfer.

Ende Juni schrieb Häusser aus Heidelberg, daß Karl wieder schwer erkrankt sei, und daß ihm gut thun werde, wenn die Mutter ihn recht bald nach Bad Offenau begleite. Mathy theilte seiner Frau vorsichtig die Botschaft mit, und die Herzen, kaum für das neue Leben ein wenig geöffnet, zogen sich wieder krampfhaft zusammen. Die Mutter fuhr zu dem Leidenden nach Heidelberg, sie traf ihn so schwach, daß er ohne Hilfe nicht auf der Straße gehen konnte, sie führte ihn nach Offenau und saß den Sommer neben dem Kranken bei den Salzwerken im Neckardorfe, umhergeworfen zwischen steigender Angst und sinkender Hoffnung. Unterdeß eilte der Vater täglich durch die heißen Straßen traurig, ohne innern Antheil auf das Büreau und Abends wieder zurück in seine leere Wohnung; er sorgte um seine entfernten Lieben, während die Cholera ihr weißes Bahrtuch über die Stadt breitete, sie hauchte auch ihn feindlich an, und er kämpfte allein, fast ohne Pflege gegen den gräulichen Besuch.

Noch war er nicht lange genesen, da brachte im October die Mutter den Sohn nach Berlin. Karl war krank, sehr krank, auch Mathy wußte jetzt, daß dies Leiden nahen Tod bedeute. Jede

Stunde der Muße saß er jetzt neben der gebrochenen Gestalt. Eine traurige Freude machte der Veteran von der Tagespresse heimlich dem kranken Sohne. Karl begann sich als junger Schriftsteller zu rühren, seine Beurtheilung einiger Berliner Theaterabende und Reisebriefe aus Palermo schickte der Vater an den treuen Robert Heller nach Hamburg, und als dieser den Druck in Nummern der Hamburger Nachrichten — z. B. vom 11. December 1855 mit „Ein deutsch dichtender Sicilianer" — übersandte, da legte der Vater die Blätter auf das Lager des Sohnes, sah das freudig geröthete Antlitz seines Knaben und wandte sich ab, der Zeit denkend, wo er vor fünfundzwanzig Jahren ähnlich begonnen, um dieses Ende zu erleben. So verging der Winter. Der Arzt wurde schweigsamer. Der Vater hielt die Hand des Sohnes, zählte die Pulsschläge und schrieb sich die Zahlen, die fürchterlichen Fortschritte der Krankheit, nieder. Die letzten Nächte wachte er mit der Gattin an dem Lager, den letzten Tag hielt er den Sohn in seinen Armen, um ihm den Todeskampf zu erleichtern. In der Nacht vor dem Morgen des 31. März frug der Kranke in seinen Phantasien, wo die Erde sei, dann rief er mit lauter Stimme und feierlichem Ausdruck: „Gute Nacht, ich sterbe," dann: „O Gott, ich bin schon beinahe todt," dann dankte er der Mutter und dem Vater: „Ich liebe Euch;" zuletzt rief er noch: „Die Mutter muß her." Der Vater sprach: „Hier ist die Mutter" und der Sterbende wiederholte leise: „Ich sterbe, ich bin beinahe todt," so sank er langsam zurück. — Mathy aber sprach zu seiner Frau von dem Geschiedenen und wie sie sein gedenken wollten, und sie gelobte ihm standhaft zu sein und zu leben.

Das war das letzte Kind. Einundzwanzig Jahre war es den Eltern geblieben; da es geboren wurde, war der Vater flüchtig in der Schweiz gewesen, er hatte den Sohn nicht auf seine Arme gehoben, als dieser zum Leben erwachte. Jetzt hielt er ihn fest, bis die Augen sich schlossen. Und als das letzte Kind starb, grade da war

Mathy in die Lage versetzt, in welcher er reichlich für die Zukunft des Sohnes zu sorgen vermochte.

In den Wochen der letzten Angst und der größten Schmerzes kamen nach andere Trauernachrichten, Mathy's treuer Freund Soiron starb, Fallati starb, der mit ihm und Bassermann Staatssecretär des Reiches gewesen, und Bassermann selbst endete. Der arme Kranke hatte zuweilen von seiner Absicht gesprochen, an Mathy zu schreiben, er hatte es nicht gethan.

Das Schicksal hatte Mathy und seine Gattin gezwungen, grade da zu entsagen, wo alle ihre Wünsche für die Zukunft lagen, sie mußten darauf verzichten, in ihren Kindern fortzuleben. Diese Resignation legte um sein Haupt eine rührende Ruhe und Würde; was hatte er auf Erden für sich noch zu begehren? Nur das eine, daß ihm die Gattin bis zum letzten Tage seines Lebens erhalten wurde, und daß ihm der letzte Schmerz erspart blieb, auch hinter ihr übrig zu bleiben. Und diesen einen großen Wunsch, den er für sich selbst hatte, erfüllte ihm das Geschick. Auf unruhig bewegter Fluth war er bis jetzt umhergeworfen worden, ein harter Schiffsmann, der in Wind und Wellen die Herrschaft über sein Fahrzeug nicht verlor; durch das letzte Opfer waren die Geister der Tiefe befriedigt und in ruhiger Strömung flossen seitdem seine Tage dahin.

Welch guter Mann er war, zeigte sich jetzt in neuer Weise. Was ihm sein Leben ferner bot, neue Freunde, neue Arbeit, und den alten Glauben an die große Zukunft seines Vaterlandes, dem widmete er mit unverminderter Energie seine Gedanken.

Aber mit kühler Ruhe sah er auf das geldwerbende Volk der Börse, das um ihn lärmte; es gab Anderes auf Erden, was ihm besser gefiel.

Freilich das geschäftliche Gewühl, in dem er jetzt stand, zwang ihm viele merkwürdige Erfahrungen auf. Er war wie in eine neue Welt versetzt, die so fremdartig auf ihn eindrang, daß er sich wohl fragen durfte, ob er noch derselbe sei. Sein Eintritt in den Kreis

der großen Geldintereſſen fiel faſt genau zuſammen mit einer plötzlichen Steigerung der Unternehmungsluſt und Speculation, wie Deutſchland ſeit dem Zeitalter der Welſer und Fugger nicht erlebt hatte. Einige Jahre des Friedens und guter Erndten, die Wiederbefeſtigung der Staaten im mittleren Europa, ſchnelle Verbeſſerung der Verkehrswege, ſtarke Vermehrung der Geldmittel, Zunahme des Wohlſtandes, auch ein unternehmender und abenteuerlicher Sinn, der durch die großen Erſchütterungen der letzten Zeit dem Volk in das Blut gekommen war, nicht zuletzt das Beiſpiel Frankreichs und Englands, das Alles hatte Geldleuten und Induſtriellen eine Spannkraft gegeben, welcher nichts unmöglich ſchien, was durch Zuſammenballen großer Capitalien bewirkt werden konnte. Die Börſe war ſehr bereitwillig dieſen Thatendrang zu ſteigern und für ſich auszubeuten. Für alle möglichen induſtriellen Unternehmungen und große Geldgeſchäfte wurden Pläne erfunden, Geſellſchaften gebildet, Aktien gezeichnet. Banken, Creditgeſellſchaften, große Spinnereien, Fabriken aller Art, Bergwerke, Dampferlinien wurden durch Unternehmer angeprieſen, durch Zuſammenfluß von Zeichnungen gegründet. Faſt das ganze Volk nahm Theil an der Bewegung, die kleinen Capitaliſten ſtürmten faſt die Räume, in denen ihnen erlaubt wurde, ihr ſauer erworbenes Geld in unſicheren Unternehmungen anzulegen, wo eine Million begehrt wurde, zeichnete das Publikum fünfzig und mehr, in allen Ecken des Landes ſannen die Leute darauf, Geld zuſammenzubringen, um ſchnell daran zu verdienen, keine Summe ſchien zu groß und kein Project zu wunderlich, ſie fanden Propheten und Gläubige. Die Courſe ſchwebten wie geflügelt die Leiter hinauf, Spielwuth und alle gehäſſigen Leidenſchaften, welche der Börſenwucher erzeugt, verbreiteten ſich. Schnell ſteigerte ſich die Lebhaftigkeit zu einem Taumel, der alle Börſen Europa's, ſehr viele wohlhabende Privatleute wie eine Krankheit ergriff.

Es war im Anfange dieſes gefährlichen, kecken und hoffnungs-

reiben Treibens, als Mathy durch Hansemann nach Berlin gezogen wurde. Plötzlich sah er sich selbst als Vertrauten, Theilnehmer und Leiter riesiger Speculationen. Vor wenigen Monaten hatte er von einem Geschäfte scheiden müssen, dem er zehn Jahre seines Lebens, und manches Haar in harter Arbeit hingegeben hatte, ohne die Sicherheit irgend eines Ertrages, jetzt stand er in einer Genossenschaft, welche leichter über Millionen disponirte, als seine Buchhandlung über Tausende von Gulden; die Summen, welche vor kurzem manchem Autor seines Verlags als reichliche Entschädigung für jahrelange Arbeit erschienen wären, galten den Männern, mit denen er jetzt verkehrte, als ungenügender Verdienst eines Besuches auf der Börse, eines geschriebenen Briefes und eines Schlußzettels. Er hatte seit Jahren kluge Gedanken über die Bewegung des Geldes und über die Steigerung von Verkehr und Verdienst niedergeschrieben, jetzt trat er auf einmal selbst zwischen die geheimen Räder, welche die ungeheure Triebkraft des Verkehrs bewirken, und wurde eingeweiht in alle Geheimnisse des europäischen Geldverkehrs und in die stillen Wege, auf denen neue Werthe geschaffen werden. Es war viel Großes in diesem Leben: das Ungeheure der Summen, welche zusammenflossen, die enge Verbindung der Geldmacht über die weite Erde, der Gewinn für das Ganze, welcher durch die egoistischen Bemühungen kühner und erfindungsreicher Männer geschaffen wurde. Wie Staatsregierungen und wie die vornehmen Diplomaten der Politik verkehrten auch die großen Geldleute und Institute. Sie lebten in einem unablässigen Kampf und in Vereinigung ihrer Vortheile, hier wie dort arbeiteten Heere bezahlter Agenten und Spione, Vertrauter und untergeordneter Werkzeuge, sie warben Nachrichten, Freunde und Gönner, intriguirten und bestachen, schlugen und wurden geschlagen. Sie bezahlten sogar an Höfen und in der Diplomatie ihre Helfer welche durch Zuwendung stiller Gunst und Vortheile bei den Staatsregierungen für das Interesse der Gesellschaft arbeiteten. Auch die

Banken und großen Geldmächte bezahlten, wie die Regierung, ſich Stimmen in der Tagespreſſe und befehdeten einander in den Zeitungen, ſie wandten große Summen daran, einflußreiche Blätter zu erwerben, neben redlichen Blättern gab es auch nicht wenig beſtochene, auch ſolche doppelte Schurken unter den Journaliſten, welche ſich von beiden Theilen beſtechen laſſen.

Und Mathy merkte wie Menſchennatur in dieſem heftigen Kampf um das Geld geformt wurde, und das Maſſenhafte der moraliſchen Verbildungen wurde ihm widerwärtig. Er ſah wie der Gewinnſüchtige ſich ohne jedes Anſtandsgefühl mit den ſchlechteſten Subjekten verband zu gemeinſamem Geſchäft; wie Feinde, die einander eben erſt alles Arge nachgeſagt hatten, Arm in Arm wandelten, weil ſie übereingekommen waren, Andere auszubeuten; wie Geſchäftsleute eiferſüchtig auf einander lauerten, gleich hyſteriſchen Weibern, und wie ſie ſchlecht von einander ſprachen, aus Mißtrauen, aus Neid. Theilhaber und Vorſtände großer Actiengeſchäfte benutzten ihre Kenntniß der Geſchäftslage, um gegen die Vortheile ihrer eigenen Geſellſchaft zu arbeiten, ja ſie nahmen von Gegnern einige Tauſend Thaler, um ihrer Geſellſchaft nachtheilige Geſchäfte zuzuwenden. Fürſten und große Herren kamen in der Stille, um Gewinnantheile zu ſuchen, und ihre einflußreiche Verwendung gegen eine Entſchädigung anzubieten; denn damals waren Spekulanten von hohem Adel noch ein wenig verſchämter, ſeitdem haben manche das Bedürfniß verloren, ſich im Geheimen zu verkaufen. Angeſehene Kaufleute nahmen keinen Anſtand, Leib und Seele zu verſchachern, um an den Tantiemen eines Verwaltungsrathes Theil zu nehmen. — Und wie verſchieden die Gewinnſucht das Weſen ihrer Sklaven formte! Da war der prahleriſche Geſchäftsmann, der ſich ſeiner Verbindung mit hoher Ariſtokratie in Paris und London, mit Miniſtern und Höfen rühmte, von allen nur die Schwächen kannte, und der bei großem Blick, ſcharfſinnigem Urtheil, kühnem Wagen, und weitem Gewiſſen doch ſtets in Gefahr war, verkehrt zu

handeln, weil er nur auf das Schwache und Schlechte in Anderen seine Rechnung stellte. Dann der Mann mit redlicher Theorie, der jedesmal, wenn er in Versuchung kam, durch zweideutige Operationen zu verdienen, in einem stillen Katzenjammer einherging, zuletzt doch sein Gewissen in die Tasche steckte. Dann der gedrückte Theilnehmer, der seinem mächtigen Compagnon gegenüber lange seine bessere Ueberzeugung unterdrückte, dann einmal, vielleicht an unrechter Stelle, in Tugend aufbäumte und hart zurechtgewiesen und gedemüthigt sich zurückzog, wie ein geschlagener Hund.

Und wieder der hochfahrende, brutale Glückspilz, tyrannisch gegen Untergebene, unwissend in dem eigenen Geschäftsbrauch, und doch gesucht und mit Knechtssinn bedient. Endlich der vornehme Beamte, der herablassend den Geschäftsmann empfängt, nur vom Interesse des Staates spricht, das er zu vertreten hat, und im Geheimen durch den Antheil gewonnen wird, den ein vertrauter Agent für ihn in Formen zu erwerben weiß, welche ein gesetzlich nachweisbares Unrecht nicht erkennen lassen.

Freilich fehlten auch lichtvolle Contrastfarben nicht. Die alte, ehrenfeste Firma, welche ruhig auf alten Verbindungen stand und vorsichtig die Anzeichen nahenden Unheils beobachtete; der Kaufmann im großen Stil, ein gebietender Charakter, nichts Kleines darin, von scharfem Blick, vielseitig in seinen Spekulationen, im Glück besonnen, in schlechter Zeit gesammelt.

Mathy betrachtete den Kampf der Charaktere und das Gewühl unedler Leidenschaften mit höchst souveräner Stimmung. Er war freundlich und geduldig, aber dabei doch von einer vornehmen Haltung, welche seiner Umgebung zuweilen unbequem wurde. Denn er war darin ein einziger Arbeiter, daß er zu treuer Pflichterfüllung weniger von innerem Antheil an den Dingen bedurfte, als sonst ein thätiger Mann. Aber wie er in früherer Zeit emsig gewesen war, ohne die starken Hoffnungen für sich selbst, welche den Geschäftsmann in

läſtiger Arbeit feſtigen, ſo that er auch jetzt die Arbeit kalt und pflichtvoll, wie eine lange Rechnung, die gemacht werden müſſe, die aber mit dem beſten Theil ſeines Lebens nichts zu thun habe. Er war genöthigt, mit Menſchen von ſehr verſchiedenem Anſtandsgefühl zu verkehren, aber er unterſchied ſehr genau zwiſchen Denen, die auf ſeiner Herzensſeite ſtanden, und die ihm der Tagesverkehr entgegenführte. Als ſeinen alten Freund Auerbach in dieſer Zeit einmal die Dichterlaune ergriff, ſich an den Zeichnungen für eine große Geſellſchaft mit einer recht anſehnlichen Summe zu betheiligen, ſchrieb er ihm abweiſend zurück, „wirkliche Geldanlagen wolle er ihm gern beſorgen, aber an der Tafel, wo die modernen Ablaßkrämer das Fett der Dummheit als Agio verſpeiſen, könne er für ihn kein Couvert beſtellen.“

Die großen und tüchtigen Seiten in Hanſemanns Weſen erkannte er lebhaft an: den ſtarken Unternehmungstrieb, das freie Urtheil über Staatsverhältniſſe, lange Erfahrung und praktiſchen Blick in ſchwieriger Lage. Anderes ärgerte ihn, die kleinen Mittel, wodurch dieſer ſich oft die Wirkungen verdarb, und die Schwächen, welche durch endloſes Planmachen und Börſenaufregung großgezogen wurden. Wenn Hanſemann einmal im Eifer gegen einen vertrauten Genoſſen eine nicht ungewöhnliche Anſicht ausſprach, die Hauptſache im Leben ſei, zu verdienen, und er merkte, daß ſich der durchdringende Blick Mathy's auf ihn heftete, dann verbeſſerte er ſich ſelbſt, „ich meine ſolid verdienen“.

Es war nicht unnatürlich, daß für den alten Geſchäftsmann der wärmſte Antheil an den Unternehmungen da anfing, wo der gemeine Nutzen zum eigenen Vortheil wurde, für Mathy aber da, wo der Vortheil des Einzelnen allgemeinen Nutzen ſchuf. Mathy hatte aus den Ereigniſſen der letzten Jahre ſich vor Allem die Lehre gezogen, daß die große Bewegung des Jahres 1848 die Nation nicht auf der Höhe der bürgerlichen und ſocialen Entwickelung gefunden

habe, in welcher die Macht der realen Intereſſen den idealen Wunſch nach Einheit gebieteriſch unterſtützte, und daß auch deshalb den Charakteren männliche Selbſtändigkeit und Dauer zu ſehr gefehlt habe. Was warmes Gemüth, Theorie und kluge Lehre ſchaffen konnte, war vorläufig in's Bewußtſein gekommen, jetzt galt es, die beharrliche Arbeit auf allen Gebieten des Verkehrslebens wieder aufzunehmen, durch Banken, Eiſenbahnen, große Aktiengeſellſchaften das Bedürfniß einheitlicher Geſetzgebung und eines nationalen Schutzes großer Unternehmungen zu ſteigern. Sittlicher Hintergrund ſeiner Thätigkeit war immer der Gedanke, daß er auch auf dieſem Wege, dem einzigen, den die Zeit frei gab, für Erhebung der Volkskraft arbeite. Hanſemann ſtimmte damit im Allgemeinen durchaus überein, nicht immer in den einzelnen Fällen. Wenn Mathy warm den Norddeutſchen Lloyd vertrat, als ein großes Unternehmen von nationaler Bedeutung, ſo fand er bei dem Alten ſtarken Widerſpruch, weil der Lloyd die Diskontogeſellſchaft nichts verdienen laſſe. Mathy erwarb ſich einen Antheil an der Bank- und Handelszeitung und ſchrieb gern in das Blatt, welches durch einige Zeit für ſein Organ gelten konnte. Da war für Hanſemann unbegreiflich, daß dieſes Verkehrsblatt nicht ſo wie er wollte, als Partei für die Operationen ſeiner Diskontogeſellſchaft eintrat und die Gegner ſeiner ſchwebenden Geſchäfte verurtheilte, und er war geneigt, dieſe Selbſtändigkeit des Blattes als eine unerlaubte Auflehnung gegen ſeine Autorität zu verurtheilen. Er verſuchte bei Mathy Aenderung durchzuſetzen durch Beſchwerden, welche ruhig abgewieſen wurden, durch verdeckte Anſpielungen, welche durch einen herben Ausdruck der Mienen beantwortet wurden, der ihn verſtummen machte, oder gar durch Gefühl und leiſe Klage, wodurch er noch am erſten etwas erreichte, nicht grade viel. Indeß trotz gelegentlicher Verſchiedenheit in der Auffaſſung der Welt gab es doch große Culturintereſſen, worin Beide von Herzen einverſtanden waren. Hanſemann trug ſich ſeit längerer Zeit mit

dem großen Projekt, ein Netz von Banken über Deutschland zu spinnen, welche nach gemeinsamen Grundsätzen eingerichtet und mit einander in freundlichem Cartell stehend, dem Uebergewicht weniger großer Geldinstitute und Handlungshäuser wohlthätige Concurrenz machen sollten. Es war ein großer Plan, der Augenblick für Ausführung besonders geeignet. Mathy war eifrig dabei. Er verkannte durchaus nicht den Werth, welchen die preußische Bank für den Staat hatte — er hat auch später mehrmals sehr bedauert, daß ihr Statut sie verhinderte, Filiale außerhalb Preußen anzulegen, — aber er war mit der büreaukratischen Verwaltung der Bank, und mit der anspruchsvollen und unbequemen Weise, in welcher sie dem Publikum damals diente, sehr unzufrieden. Da in Preußen Bankconcessionen schwer und nur unter Beschränkungen zu erhalten waren, wurden zunächst andere Plätze in's Auge gefaßt, Mathy übernahm Gotha, Hansemann ging nach dem Rhein, um dort seine Verbindungen zu verwerthen.

Die Reise nach Coburg und Gotha war Mathy's erster Ausflug seit dem Tode des Sohnes, er nahm Frau Anna mit, ging über Dresden und trug eine Palme, welche sein Sohn aus Palermo mitgebracht, in Auerbachs Arbeitszimmer, weil dieser vertraulich mit dem Geschiedenen gewesen war. In Gotha wußte er durch loyales und festes Auftreten für seine Gesellschaft einen Theil der Gründerrechte zu erwerben, indem er von zwei Concurrenten den einen, die Leipziger deutsche Creditgesellschaft, zum Verbündeten machte, einen anderen Verein beseitigte. Die Bank trat in der Weise, wie er gewollt, in das Leben. Hansemann hatte bei seinen Versuchen nicht das gleiche Glück, und empfand den Aerger darüber.

Nicht lange, nachdem Mathy in solcher Weise für die Diskontogesellschaft bemüht gewesen war, kam die Zeit, wo die Folgen der wüsten Spekulation plötzlich und schreckenerregend eintraten, die Course fielen, zahlreiche Geschäfte stellten ihre Zahlungen ein, in Hamburg

mußte Geld der österreichischen Bank den allgemeinen Sturz verhindern, in Berlin Entsetzen an der Börse, bleiche Gesichter, tägliche Schreckensnachrichten, ein Schlottern in den Gliedern der Geschäftswelt. In der Ruhe, mit welcher Mathy auf diese Symptome innerer Haltlosigkeit blickte, lag wenigstens keine Bewunderung. Er bewahrte seine Beobachtungen still bei sich, nach der angestrengten Tagesarbeit war seine Erholung, mit wenigen persönlichen Bekannten humoristische Betrachtungen über die Tagesereignisse auszutauschen. Da war der sarkastische Seehandlungsrath Scheidtmann (Peter Minus), dem Mathy oft erklärte, wie sehr er ihn um seine ruhige Stellung bei dem geschützten königlichen Geschäft beneide; dann der junge Ellstätter, ein Badenser, den Hansemann in der Diskontogesellschaft angestellt hatte, und der sich warm an Mathy schloß. Dieser nahm ernsten Antheil an seinem jungen Landsmann, welcher ebenfalls in der juristischen Laufbahn seiner Heimath heraufgekommen war. Mathy erkannte als einen Mangel in dem badischen Staatswesen, daß den höchsten Beamten das große Geschäftsleben völlig unbekannt blieb, und daß sie nicht vermochten, die sklavische Abhängigkeit zu brechen, in welcher der Staat bei allen größeren Geldoperationen von den Geldmächten in Frankfurt a. M. stand. Diese Unfreiheit der Weststaaten gegenüber dem Hauptmarkt des rheinischen Guldens war aber ein deutscher Schaden, denn sie trug dazu bei, den Gegensatz zwischen dem Norden und Süden zu verstärken. Mathy fand in der Seele seines Landsmannes denselben inneren, reinlichen Abscheu vor Wuchergeschäften und strenge Auffassung von geschäftlicher Ehre; er ließ sich gern von ihm nach Hause begleiten, und Frau Anna freute sich, mit dem Badenser über die Heimath zu sprechen. So entstand ein freundliches Verhältniß, welches später dazu helfen sollte, daß die Erfahrungen, welche der gegenwärtige Präsident des badischen Finanzministeriums in Berlin gesammelt hatte, auch seinem Heimathlande zu gut kamen.

Für den Verkehr des Hauses erwies sich Berlin weit besser, als sein Ruf in der Fremde war; die Töchter Hansemanns verkehrten vertraulich mit Frau Anna, auch andere anregende Bekanntschaften beschäftigten, da war Fanny Lewald und Stahr, Professor Dehn, Director Düringer, als ein alter Bekannter von Mannheim. Vor andern Geheimrath Wehrmann und seine Familie. Auch die Zureisenden sprachen fleißig vor, zumal Dunckers, so oft sie von Halle nach der Hauptstadt kamen.

Mathy hatte mehrfach Veranlassung, mit dem Ministerpräsident von Manteuffel zu verkehren; er mühte sich, das damals drohende Verbot fremden Papiergelds in Preußen unnöthig zu machen, und arbeitete Vorschläge aus und ein Memoire, wieder mit dem politischen Hintergedanken, daß sich Preußen bei dieser großen Verkehrsfrage nicht abwehrend verhalten dürfe, sondern daß es dem Staate Pflicht und Vortheil sei, diese gute Gelegenheit zur Ausbreitung seines Einflusses zu benutzen. Er beantragte gemeinsame Regulirung der Geldpapierfrage, die er am liebsten dem Zollverein überwiesen hätte. Aber damals war nicht die Zeit, wo kluger Rath in Berlin zur That wurde. Doch klangen aus dem preußischen Ministerium gelegentlich verbindliche Aeußerungen, wie es wünschenswerth sei, Mathy's Talent für den Staat zu verwenden. — Unterdeß war seine Stellung in der Diskontogesellschaft peinlich geworden. Hansemann hatte aus Vatersorge seinen Sohn als seinen Stellvertreter in die Leitung gebracht, und es ergaben sich sogleich Conflikte in den Ansichten und in der Competenz zwischen dem jungen Mann und den vier Direktoren. Mathy vertrat seine Rechte so nachdrücklich, daß er für den Augenblick seinen Willen bei dem Verwaltungsrath in der Hauptsache durchsetzte, aber er nahm aus diesem Vorfall Veranlassung, seine Stellung zu kündigen. Grade in dieser Zeit kam Staatsrath Braun aus Gotha und bot ihm den Posten eines ersten Direktors an der Privatbank in Gotha, bei deren Gründung Mathy

thätig gewesen war. Mathy nahm an, im Innern wohl damit zufrieden, nach den reichen Erfahrungen die er in einer wilden Zeit in der preußischen Hauptstadt gemacht hatte, zu größerer Ruhe zu kommen. Hansemann beklagte ihm gegenüber seinen Abgang lebhaft und wortreich.

2.

Zu Gotha und Leipzig.

Am Neujahr 1858 kam Mathy mit seinem Haushalt in Gotha an. Er war mit den Menschen und Verhältnissen nicht unbekannt. Zuerst hatte er dort im Jahr 1849 mit den Freunden getagt. Dann war er 1854 einer Einladung des Herzogs folgend auf zwei Tage hingereist — grade in den Monaten, in denen er so sorgenvoll einen Wirkungskreis suchte. Herzog Ernst war seit dem Fürstentage von Berlin und dem Tage von Olmütz vielfach thätig gewesen, die Trümmer der nationalen Partei, welche ihm erreichbar waren, zu sammeln und gemeinsame Maßregeln anzuregen, wie die enge Zeit möglich machte. Damals hatte sich in Gotha ein Preßverein gebildet, dessen Geschäftsführer Hofrath Becker, einst Mitglied des Frankfurter Parlaments, war. Der Verein hatte eine Anzahl guter Broschüren hervorgerufen und vertheilt, auch zu Leipzig eine autographirte Correspondenz gegründet, welche von Berlin mit Kammerberichten und Mittheilungen versorgt wurde und den Zweck hatte, der liberalen Presse, deren Correspondenten durch Polizei und Ministerium von Berlin regelmäßig ausgewiesen wurden, Mittheilun-

gen im Sinne der Landtagsopposition zu machen. Mathy sah sich damals von dem Herzog gastlich aufgenommen, in dem wohlbekannten Palmenhause des kleinen Residenzschlosses von der Herzogin als Landsmann gütig begrüßt, er hatte dem Verein klugen Rath gegeben, und es war schon damals zur Sprache gekommen, ob nicht möglich sei, ihn für eine unabhängige Thätigkeit in der Tagespresse nach Gotha zu ziehen. Jetzt kehrte er in besser gesicherter Stellung dahin zurück.

Kaum war im kaufmännischen Verkehr ein größerer Gegensatz denkbar, als zwischen den umfangreichen Spekulationen der großen Gesellschaft in Berlin und der stillen Privatbank am Fuß des Friedenssteins. Der Geschäftsverkehr in Gotha war nicht aufgeregt, der Hauptagent saß in Leipzig und die Stellung war für Mathy wie ein Ruheposten. Er und seine Gattin empfanden mit lange entbehrtem Behagen die friedliche Stille der kleineren Stadt. Nach den ersten Wochen der Einrichtung leichte Arbeit auf dem Büreau, regelmäßige Heimkehr am Ende der Geschäftsstunden und ein bequemer geselliger Verkehr mit nahewohnenden Menschen, nach thüringischer Weise heiter und von einfacher Gastlichkeit.

Unweit der Eisenbahn in einem Garten zwischen Bäumen und immerblühenden Rosen lag das Wohnhaus; am Spalier rankte die Rebe, deren Trauben freilich an dem hoch gelegenen Orte selten zu süßer Reife gedeihen. Dort war in stattlichen Räumen des ersten Stockes der Haushalt eingebürgert, die Frau Staatsräthin hatte der Wohnung etwas mit Plüsch in Möbelstoffen angethan, der Gatte hatte ritterlich an Tagen froher Ueberraschung ein und das andere Stück dazu gekauft. Aber Beide betrachteten diese Schätze des Hauses mit einem stillen Humor. Es war etwa das siebzehnte Mal, daß sie einrichteten. Da lernt man, welch ein Glück es ist, mit wenig Holzwaaren und Glas die Erdenreise zu machen.

Dieſe Grundſtimmung merkte aber der Beſucher nicht, es war Alles ſehr ſchön und ſehr reichlich. Frau Anna hatte in ſchwerer Zeit den Hausfreunden ihr Heimweſen immer behaglich zu machen gewußt, und oft zum Erſtaunen des Gatten eine außerordentliche Zugabe aus Küche und Keller durchgeſetzt, jetzt war ihr das nur ein Spiel. Der Einzige, der an Einfachheit ſo gewöhnt war, daß er für ſich gar nichts Anderes gelten ließ, war ihr Mann. Wenn er am Abend von dem Büreau kam, die weiße Serviette auf dem Tiſch zurecht geſtrichen fand, und ſeine Frau zu Hauſe traf, die auf und nieder gehend ihn erwartete, ſo war er vergnügt und begehrte nur die einfachſte Hauskoſt. — Denn dieſer Mann aß überhaupt wenig, hatte ſehr einfache Leibgerichte, und obgleich er ſonſt gar nicht ungeſchickt war, zerlegte er doch ein Huhn oder ein größeres Geflügel ſo naturwidrig, daß für eine Hausfrau, die ſich guter Küche wohl mächtig fühlte, zuweilen Entſagung, und beim Vorſchneiden Ermunterung und kleine Winke nöthig waren. Aber er lobte um ſo mehr alles Gute. Und wenn einem Gaſt mit etwas Außerordentlichem Ehre angethan wurde, ſo freute er ſich doppelt, einmal in der Seele ſeiner Hauswirthin, wenn der Gaſt ein Gefühl dafür bewies, und dann für den Gaſt, dem es ſchmeckte. Seine eigene Art erwies er auch am Inhalt des Kellers; er war ſehr mäßig, nur Waſſer mochte er nicht trinken, das, meinte er, ſei kein Getränk für Menſchen. Er forderte ſich als Süddeutſcher immer einen Haustrunk von Bier oder Wein, und der Wein war badiſcher Landwein, Freund Mondſchein oder als Steigerung für kräftige Abende ein Glas Durbacher. Seine theuren Weine waren für die Gäſte. Wenn ſein lieber Freund Buhl, der Weinkönig von Deidesheim, ihn in Gotha beſuchte, ſo hatte er dieſem und andern ſtolzen Geſellen einen edlen Burgunder vorzuſetzen, wie er ſelten in deutſchen Keller gelangt. Dieſen hatte Grenchen vermittelt, denn ein Sohn jenes wackeren Gemeindevorſtehers Vogt aus dem Schweizerdorfe, der beim Baumfällen verunglückte, war Reiſender eines großen Hauſes in

Burgund geworden; er war zwar nicht selbst Mathy's Schüler gewesen, aber sein Bruder war es; deshalb betrachtete er sich mit Recht als Zugehörigen zu der Garde, und bewies seine treue Gesinnung, indem er das Allerbeste zum Ankauf empfahl, was sein Haus zu leisten wußte. Der Hausherr aber bezeugte seine größte Freundschaft, wenn er für einen Freund selbst theuere Cigarren einkaufte, denn diese Ausgabe hielt er im Grunde für einen sehr thörichten Luxus.

Es waren schöne, deutsche Abende um die neue Prachtlampe aus Berlin, deren Thätigkeit Frau Anna vorsorglich überwachte. Was deutsches Gemüth und Behagen hervorzuzaubern in Stande ist, das war dort zu finden. Vielleicht erzählte er aus seinem wechselvollen Leben, die Hausfrau bestätigte und ergänzte durch kleine Züge, dann lebten sie zusammen ein Stück Vergangenheit durch und es war wie ein episches Gedicht, was aus naher Wirklichkeit, getreu und wahrhaft berichtet vor dem Hörer aufstieg, abgerundet, mit hübschen, charakteristischen Zügen, und über Allem eine bezaubernde Heiterkeit und Seelenfrieden; mild auch das abfällige Urtheil, volles Verständniß der Menschennatur und ihrer Beschränktheiten, und Grundzug immer die Freude an allem Tüchtigen und Theilnahme an jedem originellen Charakter. Wenn Beide so zusammen erzählten, und als ein gemeinsamer Erwerb zu Tage kam, was sie erfahren, dann sahen sie aus wie zwei treuherzige Seelen, die im Elysium von Freude und Leid der Erdenwelt sich unterhalten; sie waren an Jahren vielleicht kaum älter als der Zuhörer und doch so fertig und aller Inhalt so verklärt durch ruhiges, liebewarmes Behagen. Was ihm auch das Leben von Schmerzen bereitet, es hatte den Antheil, den er am Schicksal Anderer nahm, nicht verringert, nur geduldiger war er geworden und nachsichtiger gegen fremde Unvollkommenheit. Der Arme, der an die Thüre trat, war sicher, jede mögliche Hilfe zu finden, ob gut oder schlecht, er war in Noth; auch in der großen Stadt Berlin hatte der umsichtige Finanzmann wenig von der Vorsicht angenommen,

welche den industriösen Bettler abzuweisen befiehlt. Bei jeder persönlichen Berührung mit der Dürftigkeit verließ Beide die polizeiliche Erwägung, daß Geben Bettler macht, und Mathy half sich mit der Behauptung heraus, „lieber betrogen als hart, sie würden nicht bitten, wenn sie hätten," und dgl. Unlogisches. Dieselbe Gebelust ließen sie auch die kleinen Vögel im Garten genießen. Wer freilich Thüringer war, merkte, daß sie darin mehr nach innerem Drange, als mit gründlicher Kenntniß der Eßgebräuche in der Vogelwelt verfuhren. Sie nährten deßhalb auch fast nur Sperlinge.

Besser gedieh es ihnen mit den Menschen. Wer ihnen persönlich näher kam, der fühlte den dauernden Gewinn, welchen ihre Theilnahme an seinem Leben schuf. Frau Anna war nicht lange in der Stadt, so wurde sie die Vertraute für die Gefühle edler Mädchen, stille Rathgeberin für die häuslichen Sorgen der Mütter, in der Kinderstube die Tante, welche beim Eintreten durch hellen Begrüßungsschrei geehrt wurde, und wahrscheinlich, wenn die nöthigen Voraussetzungen in einem befreundeten Hause ans Licht traten, auch Pathe. Und ganz ähnlich war sein Schicksal. Er war nicht nur den Männern eine politische Autorität, auch ein guter Berather, der vorsichtig und schonend sein Urtheil nie aufdrang, dem Fragenden aber sicheren und herzlichen Bescheid gab, große Auffassungen und ein festes Urtheil. Stets ein guter und treuer Kamerad! Auch den Frauen wurde er durch eine gesetzte Ritterlichkeit anmuthig, ein sehr unterhaltender Nachbar bei Tische und an Familientagen verbindlich durch sinnigen Spruch oder Vers, denn er machte bei Gelegenheit recht hübsche Gedichte, ernste und lustige.

So lebten Mathy und seine Frau zu Gotha in freundlichem Vernehmen mit den Familien Becker, Braun, Schwarz, Sammer, von Holtzendorff, Freytag. Im Sommer gesellige Ausflüge nach dem Wald oder ein Besuch in Siebleben, im Winter daneben das Theater und Hausmusik bei den Befreundeten Dann war auch mit Fürst

Hatzfeld, so oft dieser mit seiner Familie in Gotha weilte, artiger Verkehr — er war ein Bekannter vom Erfurter Parlament, — und wenn der Hof kam, erwiesen Herzog und Herzogin freundlichen Antheil. Auch die bequeme Lage Gotha's in der Mitte des Vaterlandes, am großen Schienenwege, führte wieder alte Freunde aus allen Landschaften herzu und vermittelte neue gute Bekanntschaften gescheuter und wackerer Männer, darunter Ernst v. Stockmar und Dr. Geffcken. Es war während eines Diners beim Herzoge, an dessen Seite Mathy saß, wo ein geistreicher Engländer von der Diplomatie seine Nachbarin frug: „Wer ist der Deutsche, welcher hier den Rang hat? Er muß ein sehr bedeutender Mann sein, denn er hat keinen Orden."

Natürlich erhob sich an dem Abendtisch oft politisches Geräusch und die Ansichten stießen heftig gegen einander. Da war der tapfere Preuße Holtzendorff und dagegen Samwer, wohlunterrichtet und scharfsinnig, welcher zuweilen Behagen am Disput hatte, um des Kampfes willen gewagte Behauptungen aufstellte, und sich belustigte, wenn die Anderen feurig wurden. Die kleine Residenz war auch schön gelegen für Telegraphengeschrei, und die weiten Verbindungen des Landesherrn trugen manche Neuigkeit von den großen Höfen und Cabinetten herzu. Es gab beim Mondschein große Schlachten über Oesterreichs Fähigkeit, sich neu zu gestalten, und über die Hartnäckigkeit preußischer Junker. Dann saß der Hausherr in fröhlicher Theilnahme und sprach in das helle Geschwirr versöhnende Worte. Auch dies warme, verständige Erörtern politischer Zeitfragen, welches jetzt fast in jedem gebildeten Haushalt beschäftigte, war ein Gewinn des Jahres 1848. Grade jetzt hob sich von Neuem die Hoffnung; in Berlin stand ein Thronwechsel in Aussicht, ein Conflikt zwischen Oesterreich und Italien war sicher vorauszusehen; daß auch in der preußischen Politik eine große Veränderung bevorstand, war unverkennbar. Freilich die Deutschen waren vorläufig dazu verurtheilt, von unbestimmten Hoffnungen zu leben, und die Preußen hatten

keinen leichten Stand, wenn sie auf die Fähigkeit ihres Staates, große Kraft zu entfalten, hinwiesen, und ihr Vertrauen zu einer möglichen Zukunft aussprachen. Als Herzenssache wurde damals Politik in Privatkreisen verhandelt, die Diplomaten außer Amt schrieben zahllose vertrauliche Briefe, häufige Zusammenkünfte wurden gehalten von kleineren und größeren Gesellschaften, Alle bemüht, das Vaterland zu retten, doch selten von einem Einfluß, der bis an einen Leiter größerer Geschäfte heranreichte. Dennoch war es ein Bildungsprozeß der Nation, der Vielen Verständniß für große Fragen gab, und der eine Anzahl jüngerer Politiker heraufbrachte, die später in der Presse, als Volksvertreter und in den Geschäften ihre praktische Schule durchmachten. — Unter den Versammlungen zu politischer Verständigung, welche der Herzog von Gotha zuweilen lud, hatte eine für Mathy besonderes Interesse. Im Frühjahr 1858 waren alte Freunde von ihm geladen: Heinrich v. Gagern, v. Saucken, v. Sänger, M. Duncker, dazu mehre aus Gotha und Coburg. Dabei wurde unter Anderem gefragt, welche Aufgabe Preußen bei einem Kriege zwischen Oesterreich und Italien zufalle, und wohin die Presse die Meinungen zu lenken habe. Gagern sprach beredt dafür, daß Oesterreich durch Preußen unterstützt werden müsse, aber unter den anwesenden Preußen fand auch die entgegengesetzte Ansicht Vertreter, daß wir den Italienern Erfolg zu wünschen hatten. Es war ein kleines, ritterliches Gefecht grundverschiedener Auffassungen, gar nicht durch kluge Wechselrede auszugleichen; für Mathy, der sich beobachtend zurück hielt, war das Liebste bei der Verhandlung, daß er seinen alten Kampfgenossen Gagern erfrischt und lebendig angeregt durch den kräftigen Austausch patriotischer Wünsche wiedersah. Es war vielleicht das letzte Mal, daß Beide die Empfindung hatten, einander in den großen Gedanken über die Zukunft des Vaterlandes nahe zu stehen. Bald gingen ihre Wege weit auseinander, der den Bundesstaat ohne Oesterreich gewollt, ging nach Wien, —

der den Zollverein zum Bundesstaat ausbilden wollte, hielt zu Preußen.

Ohne große Ereignisse zogen zwei Jahre vorüber, Mathy schrieb alter Tugend eingedenk ab und zu einen Artikel für die Grenzboten oder für ein anderes befreundetes Blatt, das ihn ansprach. In behaglichem Gefühl einer Muße, die er früher nie erlebt, dachte er an größere literarische Arbeiten. Einmal wurde ihm von Salomon Hirzel der Wunsch ausgesprochen, er möge eine Geschichte des deutschen Zollvereins schreiben, und der Gedanke gefiel ihm.

Aber ihm war nicht beschieden lange auf dem Sessel seines kleinen Arbeitszimmers in der Bank zu weilen. Im Herbst 1859 brachte ihm Gustav Harkort den Antrag, als erster Director die Leitung der großen Creditgesellschaft in Leipzig zu übernehmen. Er überlegte; ihm und seiner Frau wurde es schwer, von Gotha zu scheiden, sie fühlten sich sehr wohl in dem idyllischen Stillleben, wo sie Freundschaft gaben und empfingen. Der höhere Gehalt des neuen Amtes hatte für ihn keine Bedeutung. Für wen sollte er Geld sammeln? Dagegen zog ihn der größere Wirkungskreis an. Zuletzt entschied eine Rücksicht: er war in Gotha nicht mehr nöthig. Die Bankthätigkeit, Verhältniß zu den Aktionären und Wirkungskreis waren sicher geordnet; drei Direktoren waren zu viel für das kleine Geschäft, es konnte, so meinte er, ohne ihn grade so gut gehen; das Beste, was er verstand, fand dort kaum eine Verwendung, und in sicherer Beurtheilung der Güte eines Wechsels oder im Einkauf von Börsenpapieren mochte ein zuverlässiger Commis von langjähriger Erfahrung vielleicht bessere Dienste leisten, als er. Nach kurzem Bedenken nahm er an und verließ Gotha mit dem Ende des Jahres 1859.

Leipzig die altberühmte Stadt, bot ihm ein neues Bild deutschen Lebens und bürgerlichen Fleißes; dieser größte Binnenmarkt, wo werthvolle Produkte des europäischen Ostens gegen Waaren und feine Arbeiten des Westens ausgetauscht werden, war in manchen Wochen des

Jahres einem Markte des Orients ähnlich; in reizloſer Ebene ziehen plötzlich Karawanen von Händlern aus allen Strichen der Windroſe zu Haufen, dann erſteht eine ſchnelle Stadt aus Leinwand und Bretern zwiſchen den ſteinernen Häuſern, die Laſtwagen raſſeln, die Ballen und Kiſten ragen wie Wälle, die Menſchen aus allerlei Volk kaufen und hadern. Doch nach wenig Wochen iſt der Schwall vergangen und eine ehrbare, anſehnliche Mittelſtadt rührt ſich bedächtig in deutſcher Ordnung. Aber der Meßverkehr iſt nicht mehr Hauptquell des Wohlſtandes für die aufſtrebende Stadt, die an keinem ſchiffbaren Fluſſe gelegen, nur auf Schienenſträngen ihre Waaren verſendet, und doch in faſt centraler Lage die große Vermittlerin zwiſchen Seeküſte und oberem Stromland, zwiſchen Rhein und Weichſel wurde; in Vielem das Herz des deutſchen Verkehrs, denn ſie iſt der Mittelpunkt des geſammten deutſchen Buchhandels. Wohlgerühmt in aller Welt iſt auch der kräftige Bürgerſinn der Leipziger, denn ſie ſind ſtolz auf die Ehren ihrer Stadt, gemeinnützig, gaſtfrei und anerkennend für alle Thätigkeit; nicht häufig iſt hier zuſammengeballter Reichthum, aber weit verbreitet bis in die Kleinbürger blühender Wohlſtand, ein arbeitſames, familienfrohes und geſcheidtes Weſen, nicht nur der Kaufleute, auch der Gelehrten und Künſtler; denn die Muſik iſt hier altheimiſch, wo Bach Orgel ſpielte und Mendelsſohn am liebſten weilte, die Univerſität zählt zu den größten in Deutſchland, das Theater hat ſeit den Tagen der Neuberin und Gellerts mehr als einmal Bedeutung für Schauſpielkunſt und Poeſie gewonnen.

So erſchien den neuen Einwanderern die gute Stadt, die Jedermann gern preiſt, auch wer nicht darin wohnen mag; denn ſie iſt immer noch lange nicht ſo groß als ihr Ruhm auf Erden. Die Eindrücke, welche das eigenthümliche Treiben der Stadt in die Seelen der Bewohner ſendet, die unabläſſigen kleinen Bilder, welche die Stimmung des Tages heben oder drücken, empfand Mathy ſehr lebendig und er lobte das Wohlthuende des emſigen, ehrbaren,

jungen und hoffnungsvollen Verkehrs in der aufblühenden Bürgerstadt.

Wie der laute Marktverkehr Leipzigs zu den stillen Hausgärten Gotha's, ähnlich verhielt sich auch Geschäft und Bedeutung der deutschen Creditgesellschaft zu der Privatbank, aus welcher Mathy kam. Die Leipziger Gesellschaft war in dem Jahre großer Spekulationen 1856 ursprünglich auf zehn Millionen Aktienkapital für Bankgeschäfte und größere industrielle Unternehmungen gegründet. Mit den letzteren war es ihr übel gelungen. Grade bei ihr, wo viele Redlichkeit, Einsicht und guter Wille im Verwaltungsrath und bei den Beamten einen guten Erfolg erwarten ließen, wurde recht deutlich, wie schwer es einer Gesellschaft ist, aus der Ferne die Lebensbedingungen industrieller Anlagen richtig zu würdigen. Sie mußte einen Mißerfolg nach dem anderen beklagen. Die Gesellschaft hatte bei Hamburg eine umfangreiche Anlage erworben, welche Kupfererze, die von Hamburger Rhedern aus Amerika geschafft wurden, schmelzen und für den gewerblichen Verbrauch in Platten und Stangen herstellen sollte. Aber es ergab sich, daß die Contrakte mit den amerikanischen Bergwerkbesitzern, in welche die Gesellschaft eintrat, unvortheilhaft waren, und daß der Verbrauch von Kupfer überhaupt nicht im Verhältniß mit der fortschreitenden Kultur zunahm, sondern durch Stahl und Zinn eingeengt wurde; und die großartige Anstalt, in ihrer Technik musterhaft eingerichtet, arbeitete lange mit Verlusten und suchte zuletzt kleinen Gewinn. Da waren ferner Eisenwerke in Hannover und Baiern, und Kohlenwerke in Schlesien, aber die Eisenwerke lagen an ungeeigneter Stelle, und bei den Kohlen kam man gar nicht über das Schürfen hinaus. Und ferner war als Tochteranstalt die Commerzbank in Lübeck, welche Sorge machte, denn hier ergab sich der Uebelstand, daß die Einwirkung einer fremden Gesellschaft die Verwaltung schwerfälliger, und den Egoismus derer, die am Orte betheiligt waren, schonungsloser machte. Da waren

endlich Bierbrauereien, Flachsbereitungsanstalten und noch andere Culturanlagen, gemeinnützig und vielleicht vortheilhaft, wenn sie von einem Privatmann mit der klugen Vorsicht geleitet werden, welche eigenes Geld und genaue Kenntniß der Oertlichkeit gibt, die aber in ihrer Abhängigkeit von Spekulation und Geldkräften eines großen Bankgeschäftes sich fast sämmtlich dagegen sträubten, eine sichere Rente zu gewähren.

Gerade als die Angelegenheiten der Gesellschaft in ziemliche Verwirrung gerathen, und eine Reduktion des Kapitals in Angriff genommen war, trat der vollziehende Direktor zurück und Mathy an seine Stelle. Ihm war ganz Recht, daß es hier durchzuschlagen und aufzuräumen galt und allerlei Kämpfe in Aussicht standen. Er griff mit fester Hand in die Geschäfte ein, die Reduktion des Stammkapitals auf die Hälfte durch Rückkauf von Aktien wurde fortgesetzt, eine Maßregel, welche von der Theorie angelegentlich verurtheilt ist und doch in der Praxis zuweilen sämmtlichen Betheiligten weit geringere Verluste bereitet als eine Liquidation. Er vertrat mit Consequenz den Grundsatz, daß man sich der Anlagen zu industriellen Zwecken zu entschlagen habe durch Verkauf, wenn nöthig mit starken Opfern, und daß die Zurückführung der Gesellschaft auf ein großes Bankgeschäft so schnell als möglich bewirkt werden müsse. Mit seinem Eintritte kam ein neuer Zug und neues Vertrauen in die Leitung. Nur in der ersten Generalversammlung der Aktionäre wurden Klagen und Angriffe laut, sein festes Auftreten imponirte und gefiel allgemein, er gewann dadurch sich und seiner Leitung ein schnelles Vertrauen. Mit zwei jüngeren Gefährten, Wachsmuth und List, räumte er energisch unter den Unternehmungen auf. Bald hellten sich die Aussichten, trotz der unvermeidlichen Verluste und Abschreibungen erkannte Jedermann, daß der eingeschlagene Weg der richtige war, um die Gesellschaft zu sichern.

Mathy war ein guter Direktor, auch für seine Beamten, ein

Muſter von Fleiß und Ordnung, von ſtets gleicher, gehaltener Freundlichkeit, um ihr Wohl und Intereſſe gütig beſorgt. Jetzt freilich fand er vom Morgen bis Abend Arbeit, die ihn doch nur ausnahmsweiſe lebendiger in Anſpruch nahm. Er arbeitete mit der Pünktlichkeit eines Uhrwerks den jüngeren Männern zum Beiſpiel, die Beamten reſpektirten und liebten ihn, die Aktionäre grüßten ihn mit inniger Hochachtung, für alle Schwierigkeiten und Verwickelungen fand er Auskunft, und es waren immer die größten Geſichtspunkte, auf welche er drang. Aber er ſah allerdings noch immer ohne Hochachtung auf die Börſengeſchäftigkeit und Procentmühen herab und behielt auch hier eine ſehr ſouveräne Stimmung gegen die Sorge ſeiner Kunden, reich zu werden, und ſtarke Mißachtung gegen die Uſancen und Kunſtgriffe, welche bei der Mehrzahl auch der ehrlichſten Geſchäftsmänner für erlaubt gelten. Es wird nicht ohne Abſicht erwähnt, daß er, der die letzten dreizehn Jahre ſeines Lebens mitten über den größten Geldgeſchäften lebte, und Gehalte bezog, welche in Deutſchland immerhin für hoch gelten, bei ſeinem Tode an Erſparniſſen nicht ſo viel hinterlaſſen hat, daß von den Zinſen eine gebildete Familie mit den mäßigſten Anſprüchen in größerer Stadt leben könnte.

Noch einmal verſuchte das Schickſal den geprüften Mann. In den erſten Monaten nach dem Einzuge erkrankte Frau Anna an einem gefährlichen Nervenfieber. Einige Tage wollte Mathy ſich ſelbſt überreden, daß keine Gefahr ſei, als ihm aber die fürchterliche Angſt kam, war ihm Antlitz und Weſen wie von innerem Krampf zuſammengezogen, finſter und wortkarg ſaß er an dem Lager der Kranken, die Hilfe Anderer, welche ſich anbot, hätte er am liebſten kurz abgewieſen, er allein wollte das Recht haben, bei ſeinem Weibe zu wachen und ihr die Arznei zu reichen. Durch eine Freundin wurde zu der Hilfe des Hausarztes noch der Beirath des Profeſſor Bock erbeten, deſſen Erfahrung und kluge Sorgfalt in ähn-

lichen Fällen erprobt war; der Gatte sah finster und starr die Aerzte gehen und kommen, sein Zustand erschien den Bekannten fast besorglicher als Frau Anna's Leiden. Und als die größte Gefahr vorüber war, und er wieder vertrauen durfte, daß die geliebte Frau ihn nicht allein zurücklassen werde, da erst löste sich die grimmige Starrheit und er wurde weich wie ein Kind.

Langsam kehrte der Genesenden die Kraft zurück, er nahm im Sommer Urlaub und führte die Wiedergewonnene dahin, wo Beiden wohlthuende Erinnerungen hafteten, nach Grenchen. Auch diesmal wurden die Ankommenden von ihrem Dorfe festlich empfangen. Es ist dieser Besuch von 1860, der in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit erwähnt wird.

Die politischen Angelegenheiten Deutschlands waren in neuen Fluß gekommen, der Thronwechsel in Preußen hatte große Erwartungen erregt und nicht befriedigt, der verfassungsmäßige Widerstand gegen die despotische Weise, in welcher die Reorganisation des Heeres durchgesetzt wurde, und die Unbeliebtheit eines Ministeriums der Militär- und Junkerpartei regten das Volk zu lebhafterem Antheil an der Politik auf. In der Presse und in Vereinen erhob sich wieder die deutsche Frage. Mathy verfolgte mit gespannter Theilnahme jedes Symptom einer neuen Kraftäußerung. Aber er war für sein eigenes Leben resignirt, und sagte dem Freunde, der einen großen Fortschritt für nahe bevorstehend hielt, mit stiller Trauer: „Du wirst es vielleicht erleben, ich nicht.“ Er hatte einige Jahre zuvor in Gotha einen volkswirthschaftlichen Congreß mitgemacht und war dort mehre Male dem jungen Eifer der volkswirthschaftlichen Schule entgegengetreten; er hatte mit Interesse die Ausbreitung des National-vereins verfolgt, aber er erwartete nicht viel von der schwachen Organisation des Vereins und meinte mit Recht, daß es nicht seine Sache sei, an den politischen Turnübungen eines jüngeren Geschlechtes Theil zu nehmen. Aber er bewährte auch zu Leipzig in größerm Kreise

wohlthuenden Antheil an Gesinnung und Streben Anderer. Er wurde dort Mitelpunkt eines Kreises patriotischer Männer, mit dem er nach deutschem Brauch einzelne Abendstunden in einer Restauration zwanglos zusammentraf. Aeltere und jüngere Männer von verschiedenem Beruf, unter ihnen Wachsmuth, Mathy's werther Amtsgenosse bei der Creditgesellschaft, dann Stephani, drei Eichorius, zwei Hirzel, Schunk, Georgi, der englische Generalconsul Crowe, dazu der ganze kleine Trupp der Grenzboten, Julian Schmidt schon von Frankfurt her mit Mathy bekannt. Hier war es auch, wo er Heinrich v. Treitschke kennen lernte und liebgewann, recht innig erfreute ihn das kräftige, ritterliche Wesen und die tapfere preußische Gesinnung des geistvollen Mannes.

Er war in Leipzig sehr beschäftigt und ihn drückte zuweilen die Last der Arbeit. Er fühlte die Ermattung mehr als sonst und bemerkte in seiner Brust einigemal unregelmäßigen Schlag des Herzens. Dennoch weigerte er sich selten, wenn die preußischen Jahrbücher oder die Grenzboten baten, ihnen einen Artikel über Politik oder Völkerleben zu gönnen. Denn durch alle Wechselfälle hatte er sich die prächtige Eigenschaft eines Journalisten bewahrt, er schrieb gern, so oft ihm etwas warm machte. Und diese kleinen Aufsätze wurden dann nicht selten Meisterstücke und ein Stolz für die Redaction. Wenn der damalige Redacteur der Grenzboten mit Schlauheit die günstige Stunde abzupassen wußte, wo Mathy bei einem Abendtrunk kluge und neue Ansichten zum Besten gab, und wenn er darauf leise bittend seiner Zeitschrift gedachte, dann sah Mathy so humoristisch und wohlwollend aus, wie Odysseus, den ein junger Achaier durch künstliche Rede zu überlisten strebt, er winkte leise Gewährung und sagte im Herausgehen ernsthaft zu einem Vertrauten, der an dem Blatt betheiligt war: „So ist es recht, er müht sich für sein Blatt."

Wer den thätigen Mann durch die Comtoirräume der Gesell-

schaft gleiten sah, mit den Geschäftsleuten verkehren, und am Abend still sein Bündel Papiere in das Büreau einsperren, einen Tag wie den andern in endloser Arbeit um Geld und Vermögen Anderer, der konnte sich einer geheimen Trauer nicht entschlagen. Hier war eine deutsche Kraft, in den härtesten politischen Kämpfen geschult, so sicher, großartig, für die höchsten Angelegenheiten der Nation geschaffen, und dies Leben verrann in einer Thätigkeit, die doch nicht volle Befriedigung gab, und die das Beste seines Wesens nicht zu voller Geltung brachte. Er that die Pflicht, die ihm unheimisch blieb, heiter und völlig, aber über der Freundlichkeit, mit der er im Geschäft verkehrte, schwebte eine Würde und stille Entsagung, welche auch Fremden Ehrfurcht einflößte. Auch das schien ein deutsches Loos, daß der kriegerische Vertreter der besten patriotischen Ideen als müder Beamter einer Actiengesellschaft sein Erdendasein beenden sollte.

Es war ihm andere Vollendung bestimmt. In seinem Heimathstaat Baden war die nationale Gesinnung, welche bis dahin nur wenige Herren kleinerer Territorien kund gegeben hatten, in der höchsten Staatsregierung zur Herrschaft gelangt. Der Großherzog hatte auf dem Fürstencongreß zu Frankfurt, welchen Oesterreich ausschrieb, tapfer die Idee des preußischen Bundesstaates vertreten, er als der Einzige unter den Fürsten der Rheinbundstaaten, und Freiherr Franz v. Roggenbach hatte die Leitung des auswärtigen Dienstes übernommen. Wieder waren die Augen der Deutschen wie von 1841—48 hoffend auf Baden gerichtet. Die eigenthümlichen Verhältnisse dieses Staates, welcher verfassungsmäßiges Regiment und nationale Anlehnung gebieterisch fordert, hatten sich geltend gemacht. Der neuen Regierung aber lag zunächst am Herzen, in das Beamtenthum neue Kräfte zu leiten.

Im August 1862 theilte Mathy's ältester Freund, Oberbürgermeister Malsch, ihm vertraulich mit, daß der Großherzog seine Be-

rufung in die Staatsleitung wünsche. Mathy antwortete, daß die Vorbedingung für jede Verhandlung die Sühne des Unrechts sein müsse, welches ihm 1853 durch jene brüske Entlassung zugefügt worden sei, also Wiedereinsetzung in die Rechte, welche er durch die Anstellung vom Jahre 1848 erworben. Es handele sich nicht um Geldansprüche, die er nicht erheben wolle, aber um Anerkennung seines gesetzlichen Rechtes. Darauf lud ihn am 3. September ein freundlicher Brief Roggenbachs zum Rücktritt in den badischen Staatsdienst ein.

Mathy erklärte sich unter den angegebenen Bedingungen bereit. Durch Patent vom 28. September wurde er zum Direktor der Hofdomänenkammer und zum vorsitzenden Mitglied des Finanzministeriums ernannt, seine Anstellung als Reactivirung bezeichnet, die Berechnung seiner Dienstjahre vom April 1848 festgesetzt und jene Unwiderruflichkeit seiner Anstellung erklärt, welche in Baden erst nach fünf Dienstjahren eintritt.

Als Mathy dem Verwaltungsrath der Creditgesellschaft davon Mittheilung machte und um Enthebung von seiner Stelle mit Ende des Jahres nachsuchte, war zwar das Bedauern allgemein, daß die Anstalt ihn verlieren solle, aber auch die Empfindung, daß seinem Leben diese Wandelung eine Schicksalsfügung sei, welcher keine egoistische Rücksicht entgegentreten dürfe, und mit freundlicher Bereitwilligkeit erleichterte ihm der Verwaltungsrath den Uebergang in den neuen Beruf.

Es war wieder am kalten Jahresende, als Mathy mit seiner Frau nach der Heimath fuhr; aber was Leipzig an lustigem Blumenschmuck zu leisten vermochte, das legte es den Reisenden um ihre Sitze im Wagen und traurig stand die Abendgesellschaft ihres Führers beraubt auf dem Perron. Lange noch klangen Dank und Heilwünsche der Leipziger den Beiden in die alte Heimath nach, treue Grüße und Freundesbriefe flogen hin und her, und Karlsruhe wurde fortan in neuer Weise eine Besuchstation reisender

Leipziger. Da zu Karlsruhe im Bären auch eine Genoſſenſchaft würdiger und ehrbarer Männer beſtand, in welcher Mathy heimiſch wurde, Herren der Karlsruher Bürgerſchaft und Beamte, eine große Geſellſchaft von ſüddeutſchem Charakter, in welcher der Miniſter und der Stadtbürger bei einem kühlen Trunk geſellig lagern, ſo wurde zwiſchen dem verwaiſten runden Tiſche in Leipzig und dem freundlich ſummenden Bären achtungsvolle Zuſchrift gewechſelt und beide Mächte ſchloſſen um des werthen Freundes willen einen Bund der Gaſtfreundſchaft.

3.

Im badiſchen Staatsdienſt.

Hatte das Heimathland Baden an ſeinem alten Häuptling etwas zu ſühnen, jetzt wurde dieſe Sühne geleiſtet, in einer Weiſe, wie ſie dem hochſinnigen Manne die beſte Belohnung iſt. Die erſten beiden Jahre nach der Rückkehr wurden für Mathy in Vielem die glücklichſte Zeit ſeines Lebens. Es geſchieht zuweilen, daß friſche Kraft, edles Wollen, hochſinnige und opfervolle Hingabe der Regierenden an den Staat plötzlich einmal in die Behandlung der großen Geſchäfte einen Schwung und Adel bringen, der die Nation mit Wärme und Hoffnungen erfüllt. Freilich, ſelten gönnt die rauhe Wirklichkeit dieſem geſteigerten Weſen, dem Zuſammenwirken ungewöhnlich organiſirter Männer, eine längere Dauer und ſchwerlich wird die ungemeſſene Erwartung völlig befriedigt, welche das Volk an ſolche Leitung der Geſchäfte knüpft. Niemand vielleicht

empfand wohlthuender die fröhliche Poesie der neuen Aera von Baden, als Mathy. Die Regierung, welcher er eingefügt wurde, war nicht aus gleichartigen Männern zusammengesetzt, neben älteren Beamten standen Solche, die als Gelehrte heraufgekommen waren, und Andere, welche großer Geltung in der Kammer ihre Berufung verdankten. Und der Mangel an innerem Einvernehmen verminderte zuletzt die Dauer. Der große Anlauf dieser Jahre aber ging fast ganz von der edel gehobenen, selbstlosen Persönlichkeit des Freiherrn v. Roggenbach aus, der damals Präsident des auswärtigen Ministeriums, und in Vielem, leider nicht durch seine Stellung, der leitende Geist des Staatsministeriums war. Was zarte und hochsinnige Freundschaft thun konnte, um Mathy in den neuen Verhältnissen einzubürgern, das geschah. Roggenbach machte Mathy zum Vertrauten seiner Sorgen und Wünsche, und wenn der vielbeschäftigte Minister am Abendtisch bei Frau Anna niedersaß und in seiner geistvollen Weise von Menschen und politischen Verhältnissen Europa's sprach, so gab das nicht blos angeregte Unterhaltung, auch große Gedanken und herzliche Uebereinstimmung in den Hauptsachen, und vor Allem auch für die Hausfrau den beglückenden Einblick in ein seltenes Gemüth.

Denn er war von denen, welche alles Gute und Tüchtige in Menschennatur mit Ehrfurcht betrachten, gegen den Schein, auch den vornehmsten, eine souveräne Nichtachtung fühlten, streng und vornehm gegen die Anspruchsvollen, hingebend und weich, wo er vertraute. Wenn z. B. die fremden Gesandten, die sich selbst nicht ganz der Wirkung seiner Persönlichkeit zu entziehen wußten, einmal unter leisem Verschwörungsgemurmel Andeutungen machten — es war nach dem schnellen Gesandtentausch mit dem neuen Staat Italien —, daß sie bei solchem Verfahren Badens möglicher Weise in die Lage kommen könnten, abberufen zu werden, dann antwortete ihnen das auswärtige Amt mit bezaubernder Anmuth, für Baden könne ja nichts Willkomm-

neres geschehen, als wenn es seinen unnützen diplomatischen Ballast loswerde. Oder wenn das auswärtige Amt einmal auf dem Bahnhofe einen fremden Monarchen begrüßte, dann durften die Karlsruher erstaunen über die freie und vornehme Haltung ihres Mitbürgers, welche zweifelhaft machte, wer Kaiser sei, der Präsident oder der fremde Herr.

Es waren wieder glückliche Abende nach arbeitvollen Tagen in Mathy's Hause. Bald bildete sich dort wieder ein Familienkranz; außer v. Roggenbach die Familien Jolly, Baumgarten, Devrient, Hardeck, v. Weech, in den nächsten Jahren Frau Grunelius mit zwei Töchtern, ein Verband tüchtiger Menschen, gescheidter Männer und guter Frauen. Die Deutschen wissen gar nicht, welchen Reichthum an wohlthuenden Kreisen gebildeter Menschen sie in dem vielgetheilten Vaterlande besitzen.

Um für Mathy den Weg zu ebnen, übernahm Herr v. Roggenbach zu seinem Amte noch das Handelsministerium, welches in den ersten Wochen nach Mathy's Eintritt frei wurde, und leitete die Geschäfte desselben interimistisch fast ein ganzes Jahr, bis Mathy am 30. Januar 1864 zum Präsidenten des Handelsministeriums ernannt wurde. Er bezog die Dienstwohnung dieses Ministeriums, welche er bis zu seinem Tode inne hatte.

Mathy merkte wohl, daß die Augen der alten Beamten ihn bei seinem Eintritt erwartungsvoll, nicht ohne Argwohn betrachteten. Er bewies ihnen, daß er auch die Eigenschaften eines regelrechten Beamten habe. Ja, er wurde als Minister grade ein Chef, wie ihn der gute Beamte ersehnt. Regelmäßig, schnell, von Allem unterrichtet, verstand er das Geheimniß, seine Beamten zu leiten und ihnen doch die Selbständigkeit zu lassen, welche der wackere Mann zum fröhlichen Schaffen braucht. Es war ihm eine Genugthuung, wenn er in Verhandlungen mit anderen Regierungen seinen Räthen die officiellen Ehren zuweisen konnte, welche an solchen Geschäften

hängen; jedem wußte er nach seiner Persönlichkeit Spielraum zu geben und vor dem Publikum den Ruhm der Herrschaft, und doch fühlte jeder, daß der freundliche, scheinbar so nachgiebige Mann das Heft in eisenfester Hand hielt.

Für Mathy begann weitgreifende Thätigkeit im neuen Beruf. Sein Ministerium hatte den Vortheil, einige tüchtige Räthe zu besitzen, denen er vertrauen durfte, und es war ein kräftiger Zug in diesem Theile der Staatsleitung. Die Gewerbehalle wurde eingerichtet und eröffnet, eine schöne Versuchsanstalt für Landwirthschaft mit großer Baumschule vom Staate dotirt, Brücken über den Rhein, Hafenanlagen und Uferbauten vollendet und neu begonnen, vor Allem das Netz der Eisenbahnen, Landstraßen und Telegraphen mit besonderer Liebe gefördert. Mathy schloß Verträge mit Würtemberg, durch welche mehre Seitenbahnen in's Leben gerufen wurden, er fand, daß diese Bahnen, welche den Verkehr nach dem deutschen Osten vermitteln sollten, zugleich eine Hilfe waren, die militärische und politische Isolirung Badens aufzuheben, und daß dieser Gewinn auch starke Zumuthungen an den Staatssäckel rechtfertige. Er errichtete unermüdlich Telegraphenleitungen, auch an kleinere Orte nach Schweizerart, er begünstigte dabei die Frauenarbeit und hatte die Genugthuung, daß die Frauen ihr Amt zu voller Zufriedenheit versahen. Und er kam wegen dieser und anderer Anlagen zu dem Ministerium der Finanzen in den Gegensatz, welcher in der Regel zwischen den Würdenträgern der Staatskasse und der friedlichen Culturausgaben stattfindet.

Im Jahre 1864 offenbarte er noch einmal alten Heldenzorn und trat einer Partei der heimischen Geschäftsleute und der Kammer mit der schneidigen Kraft gegenüber, welche zwanzig Jahre vorher seinen Gegnern so beengend gewesen war. In Baden fehlte ein größeres Bankinstitut. Das war ein längst beklagtes Leiden, Mathy selbst hatte in früherer Zeit dafür gekämpft, mehre Anläufe waren an der Büreaukratie gescheitert. Jetzt wurde der Wunsch lebendig,

vor andern bei Mathy selbst. Für ihn hatte dies Institut eine große Bedeutung, jetzt endlich sollte die sklavische Abhängigkeit, in welcher der Geldverkehr Badens von den großen Bankhäusern in Frankfurt stand, ein Ende nehmen, die aufblühende Industrie auf eigene Füße gestellt werden. Und noch Größeres lag ihm im Hintergrunde, die Coursnachtheile, mit welchen die Länder des rheinischen Guldens gegenüber dem Thalergebiet zu kämpfen hatten, waren nur ein Vortheil für die Frankfurter Bankhäuser, ein unabläßiger Schade für den Wohlstand des Landes, ein Hemmniß für die wirthschaftliche Vereinigung mit dem Norden. Darum sollte die neue Bank ein großes, von Frankfurt unabhängiges Geldinstitut werden, und sie sollte nicht von Spekulanten gegründet werden, denen nur um den Unternehmergewinn zu thun war, sondern im Verein mit großen Geldinstituten im Norden, damit sie eine weitere als lokale Bedeutung gewinne und für den Geldverkehr eine neue Ueberbrückung des Mains werde. Dagegen war einigen Unternehmern in Mannheim, welche in Abhängigkeit von Frankfurter Häusern standen, gelungen, bei der Kammer Unterstützung ihres Projektes zu finden, es gab eine heftige Debatte, in welcher Mathy eine seiner stärksten Reden hielt, jetzt vom Ministertisch gegen die Opposition, und den Mannheimern den wohlwollenden Rath ertheilte, sie sollten sich eine bessere Handelskammer anschaffen. Dieser Rath wurde sehr übel vermerkt und Alle, die sich getroffen fühlten, waren beflissen, laute Klagen und leise Verdächtigungen zu erheben. Aber Mathy hatte doch den Zweck erreicht, die Intrigue der Frankfurter zu zerschlagen und der Kammer wie dem Lande einen starken Eindruck zu machen. Er ist seitdem mit den Abgeordneten immer recht gut fertig geworden.

Unterdeß beschäftigte die schleswig-holsteinische Frage das auswärtige Amt; auch Mathy erkannte sofort, daß bei der Abneigung, welche in Berlin vorhanden war, die Herzogthümerfrage gegen Dänemark kräftig aufzunehmen, die Unterstützung der Erbansprüche des

Herzogs von Auguſtenburg durch die kleineren Regierungen und die öffentliche Meinung das letzte und einzige Mittel ſei, die Länder für Deutſchland zu retten. Und er weilte auf einer Durchreiſe nach Berlin im December 1863 in Gotha und ſprach die Vertrauten des Herzogs. Als aber das preußiſche Miniſterium durch die ſelbſtändige Haltung der Mittelſtaaten veranlaßt wurde, den Streit zugleich gegen Dänemark und gegen die Mittelſtaaten als Vertreter der Auguſtenburgiſchen Intereſſen aufzunehmen, da billigte er zwar die gewundenen Wege im auswärtigen Amte zu Berlin nicht, aber weit obenan ſtand ihm der Gewinn, der für Preußen und Deutſchland hervorgehen konnte. Als endlich Preußen durch blutigen Kampf die Dänen aus den Herzogthümern geſcheucht und im Frieden die Länder für Deutſchland geſichert hatte, da ſagte er zuweilen: „Herr von Bismarck gefällt mir immer beſſer.“

Sein Haar war weiß geworden, die ſtürmiſche Empfindung durch reife Erwägungen gebändigt, aber als die Auseinanderſetzung zwiſchen Preußen und Oeſterreich ſchwieriger wurde, und die Möglichkeit eines großen Waffengangs über die Zukunft Deutſchlands erkennbar, da erfaßte ihn eine tief innere Erregung, die ſorglich behütet nur zuweilen in ſtarken Aeußerungen hervorbrach. Jetzt war doch möglich geworden, daß er ſelbſt erlebte, was die heiße Sehnſucht ſeiner Jugend, der Streit ſeiner Mannesjahre geweſen war, wofür er geſchrieben, geſprochen, gedarbt und ſein Leben in die Schanze geſchlagen hatte — die Einheit Deutſchlands. Wie auch der Preuße hieß, der ſie dem Vaterland brachte, ob er Junker war, ob Demokrat, bei ſolchem Mann waren alle ſeine heißen Wünſche.

Grade da erfuhr Mathy in ſeinem Miniſterium ein großes Leid. Herr v. Roggenbach gab das auswärtige Amt auf und Herr v. Edelsheim wurde ſein Nachfolger.

Zu v. Edelsheim war das Verhältniß Mathy's kalt, es

wurde in kurzem feindselig. Mathy dachte im Herbst 1865 gern daran, sein Ministerium aufzugeben, und als Schriftsteller in ruhiger Muße den Rest seiner Tage thätig zu sein. Er hatte sich dafür in der Stille eine Wohnung auserkoren, wenn er sein Handelsministerium verlassen würde, und wies diese mit Behagen einem besuchenden Freunde. Aber er er fühlte sich an sein Amt durch besondere Rücksicht gebunden; der Großherzog war zartsinnig bemüht gewesen frühere Unbill auszugleichen, Mathy war aus der Fremde in ungewöhnlicher Weise zurückgerufen, seine Pensionsansprüche hatten dabei eine gewisse Bedeutung erhalten, und er meinte darum, ihm zieme nicht, sich auf sein erworbenes Recht zur Ruhe zu setzen ohne einen Grund, den sein Fürst und das Land für völlig genügend halte.

Bald kam zu dieser Rücksicht eine größere. Der Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich wurde im Frühjahr 1866 zu unverhüllter Feindschaft. Mathy wußte seit dem April, daß der Großherzog zu jedem Opfer an seinen Souveränitätsrechten, ja zu mehr bereit war, um einen einheitlichen Staat der Deutschen herbeiführen zu helfen, und daß sich Alles in ihm dagegen empörte, an der Seite Oesterreichs gegen Preußen zu kämpfen. Als am 9. Mai die Einladung zu einer Conferenz der süddeutschen Minister nach Bamberg verhandelt wurde, vertrat Mathy energisch die Ansicht, Baden solle neutral bleiben und diese Neutralität bei der Zusammenkunft scharf betonen, da der Aufrichtigkeit Baierns und Würtembergs nicht zu trauen sei. Man habe die Absicht, Baden unvermerkt ins österreichische Lager hinüberzuführen, deshalb solle man die Truppen im Lande behalten und Rastatt besetzen. Diese Auffassung erhielt die Zustimmung des Großherzogs und wurde zum Beschluß erhoben. Mit dem Auftrage, auf Neutralität zu bestehen, die Fragen über Truppendislocation, Oberbefehl und politische Leitung offen zu lassen, reiste Herr von Edelsheim nach Bamberg. Dort aber wurde neben den officiellen Verabredungen, daß man die Vermittelung zwischen Preußen und

Oesterreich versuchen, den Bund nicht mobil machen, Reformvorschläge von Preußen verlangen, und daß Jeder für sich rüsten solle, mit dem Gedanken, den Bund zu erhalten und den Friedensbrecher abzuwehren, auch gegen Baden geltend gemacht, daß Neutralität ein Aufgeben des Bundes und seiner internationalen Garantien wäre, ein Anreiz zum Kriege für Preußen und Oesterreich, und daß die Neutralen nur Objekte für eine Theilung der großen Mächte sein würden. Dazu kamen Privatbesprechungen und Mittheilungen der Minister in weit anderem Sinn: daß Sachsen in vierzehn Tagen kriegsbereit sein werde, daß das siebente und achte Armeecorps unter bairischen Oberbefehl gestellt und Nassau dazu gezogen werden solle.

Da diese Maßregeln Baden zum Krieg gegen Preußen drängen mußten, forderte Mathy in den nächsten Sitzungen: Baden dürfe sich nicht militärisch verpflichten, bevor es sich politisch mit den Nachbarn verständigt habe. Und weil die Gefahr einer Isolirung bereits lebhaft empfunden wurde, rieth er, im Nothfalle die badische Division lieber direct unter Baiern zu stellen, um formell einen Zusammenhang zu erhalten und der gefährlichsten Macht für alle Fälle den Vorwand zu einer Besetzung Badens zu nehmen, aber die Division trotzdem in Rastatt zusammen zu halten. Und gegen die lebhaft ausgesprochene Behauptung, daß es für Baden unmöglich sei, in dieser Lage eigene Politik zu treiben, ersuchte er ironisch, diese Auffassung wenigstens nicht so laut zu betonen, denn das Aufgeben jeder eigenen Geltung beraube jeder Möglichkeit, Etwas durchzusetzen. Unterdeß stieg die Aufregung im Lande, die Unsicherheit seiner Collegen. Als es am 12. und 13. Juni im Staatsministerium zu Besprechungen über den österreichischen Antrag beim Bunde kam, welcher Krieg gegen Preußen bedeutete, hätten wohl alle Mitglieder des Staatsministeriums gegen den Antrag gestimmt, nur daß sie die Gefahr fürchteten, und so stimmten sie mit einiger Beschränkung dafür. Mathy forderte, den österreichischen Antrag zu verneinen

als unſittlich und bundeswidrig, er ſtelle einen europäiſchen Krieg in Ausſicht, führe den Ausbruch des Krieges zwiſchen Oeſterreich und Preußen ſicher herbei und mache dieſen zu einem wirklichen deutſchen Bürgerkriege. Der Widerſpruch Mathy's und die feſte Erklärung des Großherzogs, daß er keinen Krieg wolle, bewirkten endlich im Staatsminiſterium einen Compromiß, jenes Votum, welches Baden in der entſcheidenden Bundes-Sitzung vom 14. Juni gegen den öſterreichiſchen Antrag abgab.

Aber mit dieſem Votum war die Widerſtandskraft in Baden erſchöpft. Als die Nachricht kam, daß die Abſtimmung vom 14. Juni den Bürgerkrieg veranlaßt, und daß Baden, ohne Verbindung und Unterſtützung durch Preußen, allein den Kampf gegen Oeſterreich und die geſammte Nachbarſchaft aufzunehmen habe, da wurde die militäriſche Schwierigkeit der Lage übermächtig. Außerdem war, wie verlautete, auf vertrauliche Anfrage von Berlin die Trauerkunde gekommen, daß man Baden nicht unterſtützen könne; und der feindliche Theilungsplan Baierns und Oeſterreichs war zwar nicht bekannt, wurde aber geahnt. Dazwiſchen erſcholl der Hilfeſchrei Sachſens, und Preußen wurde als der Friedensbrecher verklagt vom Volke, im Heere, von der Mehrzahl der Miniſter. Man wagte nicht mehr, die badiſche Diviſion dem achten Bundescorps zu entziehen, Prinz Alexander von Heſſen wurde als Commandant des achten Corps vereidet. In grimmigem Schmerze ſchrieb Mathy am 18. Juni in ſein Tagebuch: „Wir ſtehen auf der unrechten Seite, für das Faule, Habsburg und Welf, gegen das Friſche, der Ausgang wird es lehren." — Und an demſelben Tage einem ſpätern Mitglied des Staatsminiſteriums: „Ich theile vollſtändig Ihre Anſicht über das Machtverhältniß beider Parteien. Hier glaubt man auf der Seite der Stärkeren zu ſtehen, während man ſich auf der ſchwächeren befindet. Man fürchtet ſich, iſolirt zu bleiben, und deshalb halten wir zu denen, welche die Abſicht haben, uns den Hals abzuſchneiden. Der Großherzog erkennt es, aber wie

will er ein entschiedenes Veto den von allen Seiten auf ihn eindrängenden Stimmen entgegensetzen, Stimmen, die ihm zurufen: Baden kann sich nicht isoliren, das Volk leidet dies nicht, das Land würde mit fremden Truppen überschwemmt furchtbare Drangsale erleiden, es würde getheilt werden, Staat und Dynastie gingen verloren. Diese Angst beherrscht auch die Mehrzahl der Volksvertretung, deren Chor dem Großherzog wirklich unthunlich macht, eine Regierung in seinem Sinne zu bilden, welche allerdings einen Boden im Lande sich erst schaffen müßte.

„Der Gedanke an ein Triasparlament als vorübergehende Erscheinung, welches eine vermittelnde Stellung der am Kriege nicht betheiligten Staaten bereiten und ein gewisses Kraft- und Selbständigkeitsgefühl gegenüber Oesterreich wecken sollte — dieser Gedanke wurde in den letzten Tagen gepflegt, ist aber sammt der Conferenz durch den Bundesbeschluß vom 14. begraben worden, und könnte meines Erachtens nur durch eine Revolution aufgeweckt werden. Kommt aber eine Revolution, so wird sie ein größeres Ziel auf ihre Fahnen schreiben.

„Die mittelstaatlichen Staatsmänner haben keine Spur von nationaler Empfindung, nichts als Neid gegen Preußen, nichts als das Gelüst, diesen deutschen Staat klein zu machen, und nebenbei Jeder für sich einen Profit auf Unkosten des Gegners oder eines Genossen in die Tasche zu stecken. Sie würden auch das Triasparlament, von welchem hier in diesen Tagen die Rede war, nur angenommen haben, wenn sie sich dazu gezwungen geglaubt hätten."

Und wie sah Mathy in diesen Tagen seine Pflicht an? Nach jenem Beschluß, die Truppen zum achten Armeecorps zu senden, sprach Roggenbach, der in der ganzen Zeit treulich Sorge und Zorn getheilt hatte, seinen Entschluß aus, die Kammer und Baden zu verlassen, und schied vom Freunde bewegt mit den Worten: „ich gehe zu den Volskern"; auch Heinrich v. Treitschke legte seine Professur in

Heidelberg nieder und zog aus Baden, um die Redaktion der preußischen Jahrbücher zu übernehmen. Der Heimathstaat Mathy's war in einer tödlichen Gefahr, nicht geringer als vor achtzehn Jahren, wo Mathy sich den Radikalen entgegengeworfen hatte. Aber damals hatte er nur sein eigenes Heil und Leben in die Schanze geworfen, jetzt galt es Heil und Leben eines Anderen, seines Fürsten. In der Bevölkerung hatte sich ein furchtsames Zorngeschrei erhoben gegen die preußischen Waffen, laut wurde der Großherzog geheimer Zuneigung zu dem Feinde Deutschlands angeklagt, er habe Geld nach Berlin gesandt, darum seien die Kassen leer, und ein Steueranlehen nothwendig, schon klagte man, die Truppen seien an Preußen verkauft; im Heere selbst mahnten bedenkliche Symptome von gelockerter Disciplin, Tumult und Gebrüll eingezogener Reservisten an die Zustände von 1849. Und was die Hauptsache war, beide Kammern, der verfassungsmäßige Ausdruck des Volkswillens, waren ganz auf feindlicher Seite, die erste, weil sie österreichisch gesinnt war, die zweite, weil sie gemeinsam mit den Nachbarn handeln wollte. Dort hatte Roggenbach zuletzt fast allein gestanden, und war angesehen worden wie ein Ungeheuer. Es war wieder eine Zeit der völligen Verstörung in den Staat Baden gekommen, ähnlich wie vor achtzehn Jahren, und aufs Neue war bestätigt, daß dieser Staat in solchen Krisen nur als festgefügtes Glied eines Bundesstaats bestehen könne. Wenn jetzt der Großherzog mit seinen Brüdern gegen den Willen seines Volkes an Preußen festhielt, so mußte er selbst den Kampf gegen Heer, Kammer und Bevölkerung aufnehmen. Und die Entscheidung über den Erfolg solches Wagnisses lag nicht in Baden, sondern in Böhmen. Im Geheimen hoffte Mathy, daß die Entscheidung seinem Fürsten von dort kommen werde. Und darum hielt er aus.

In diesen Wochen wurde er auch durch die Sorge in seinem Ministerium in Anspruch genommen. Der Finanzminister hatte bei Annäherung der Kriegsgefahr die leeren Kassen dadurch zu füllen ge-

meint, daß er plötzliche Aufhebung sämmtlicher Eisenbahnbauten forderte. Mathy hatte ihm energisch widersprochen, den Schaden und die Gefahr hervorhebend. Er hatte noch am 11. Juni in der zweiten Kammer den einstimmigen Beschluß durchgesetzt, daß vorläufig fortgebaut werden sollte; im Ministerium hatte er schon vorher einen Plan zu rationeller Abwickelung des Eisenbahnbaues vorgelegt, und einen andern Entwurf, dem Mangel an Credit und Erwerb zu begegnen. Er vermochte durch vier Wochen keine Entschließung herbeizuführen und machte noch am 20. Juni die Probefahrt auf einer neugebauten Bahnstrecke, um den Muth und die Ordnung zu erhalten.

Wenige Tage darauf kamen die ersten Telegramme vom böhmischen Kriegsschauplatze, alle meldeten, daß die Preußen geschlagen waren. Die Freude der österreichischen Partei war groß. Mathy erkannte, daß es fortan unmöglich sei, eine Betheiligung Badens am Feldzuge zu verhindern. Am 28. Juni sagte er traurig dem Großherzog, sein Fürst werde ihn nicht lange mehr im Amte behalten können, die gegenwärtigen Bundesgenossen verlangten sichere Leute. Und er besuchte an diesem Tage die Sitzung des Staatsministeriums nicht. Als ihm am nächsten Morgen von einem Collegen eine Aeußerung des Herrn v. Edelsheim mitgetheilt wurde, es sei Einheit im Staatsministerium nöthig aber nicht vorhanden, versetzte Mathy kalt: „ich erwarte nur einen Anlaß zu gehen, man möge ihn mir geben". Am 30. Juni kam es im Staatsministerium wegen Einstellung der Eisenbahnbauten zu einer kurzen Erörterung, ein Gegner Mathy's wurde krank herausgeführt. Mathy aber nahm daraus Veranlassung, den Großherzog um seine Enthebung vom Amte zu bitten. Er zeigte dies an demselben Tage dem Staatsminister v. Stabel an, hatte am 1. Juli seine Abschiedsaudienz beim Großherzog und schied bewegt von seinem gütigen Fürsten. Er war ausgetreten, als die Nachrichten von preußischen Niederlagen ihm das Herz schwer machten und das Vertrauen seiner Gegner beflügelten. Es war aber eine Folge

der Verwirrung im Staatsministerium, daß er mehre Tage auf seine Entlassung warten mußte. Unterdeß schlug die Stimmung plötzlich um, denn die Schlacht bei Königgrätz war geschlagen, den österreichischen Telegrammen folgten wahrhafte Berichte. Und als er endlich am 5. Juli seine Verabschiedung erhielt, war die Lage so geändert, daß die Gegenpartei wohl füglicher selbst aus dem Amt geschieden wäre.

Während das Ministerium den Vorwurf auf sich lud, daß es seine feindselige Politik gegen Preußen noch durchzuführen suchte, als jede Aussicht auf Erfolg geschwunden war, und der aussichtslose Widerstand unnützes Blutvergießen herbeizuführen drohte, saß Mathy in einer fröhlichen Stimmung, die er in dem letzten Jahre entbehrt hatte, und schrieb Artikel für den Anschluß an Preußen. Zum letzten Male fühlte er die Freuden eines Journalisten, aber auch die Leiden, denn mehre seiner Artikel wurden in der badischen Staatszeitung auf Befehl des Ministeriums mit Beschlag belegt. Seine Wohnung war das Hauptquartier der preußischen Partei, von allen Seiten kamen frohe Botschaften über den Umschwung der öffentlichen Meinung.

Endlich, am 27. Juli, erhielt Mathy den Auftrag, ein neues Ministerium zu bilden. Sein Programm: schleunige Lösung von der Augsburger Liga, sofortige Zurückziehung der badischen Division, stramme Verwaltung, Zucht im Militär, wurde sofort genehmigt. An demselben Tage lud Mathy seine Collegen, nach wenigen Stunden hatte er sein Ministerium gebildet. Der Großherzog empfing ihn herzlich, es war für Beide ein gutes Wiedersehen. In derselben Nacht wurden die Aenderungen der Regierung ausgefertigt und ein Unterhändler wegen des Waffenstillstandes an General v. Manteuffel geschickt. Den Tag darauf erhielt Mathy seine Ernennung zum Staatsminister, er blieb Präsident des Handelsministeriums und übernahm noch interimistisch das Finanzministerium, sein bewährter Freund Jolly das Innere, v. Freydorf das Auswärtige. Er sandte Ellstätter nach Berlin, um dort das große Geldgeschäft abzuschließen, welches jetzt

unvermeidlich geworden war für die leeren Staatskassen und zur Contribution an Preußen, gleich darauf Freydorf als Unterhändler für den Frieden. Zugleich mit dem Frieden wurde der geheime Allianzvertrag geschlossen und dadurch vorläufig die Stellung Badens befestigt. Schnell kamen die Geschäfte in Zug, das Land fühlte die sichere Führung. Gewaltig faßte Mathy seine Lebenskraft zusammen, sein Wesen war hoch gesteigert, seine Arbeitskraft schien verzehnfacht, die Last dreier Ministerien trug er wie spielend, täglich von einem zum anderen schreitend. Er hatte das Ungeheure erlebt, er selbst durfte dazu helfen. Endlich! und grade in der Stellung, die ihm nöthig war, um seinem Heimathstaate das Größte durchzusetzen, ein Ministerium von gutem Einvernehmen, er als Leiter im vollen Vertrauen seines Fürsten.

Der Friede war gewonnen, der neue Bund trat ins Leben, Baden war ausgeschlossen. Der Großherzog empfand tiefen Schmerz über die auferlegte Trennung vom Bunde, Mathy meinte: „Was auch meine Gesinnung sei, ich habe hier nur eine Meinung, und diese Meinung ist, wir müssen uns mühen hinein zu kommen, auf gerader Straße oder auf Umwegen."

Im Geheimen hegte er aber die Hoffnung, daß er den Eintritt doch durchsetzen werde; unterdeß war jede Abschlagsanzahlung darauf freudig anzunehmen, jede Veranlassung für nähere Vereinigung zu ergreifen, Alles für den Eintritt still vorzubereiten. Denn die Folge des glorreichen Jahres dürfe unmöglich eine Trennung Deutschlands sein, nach der alten Schnittlinie, deren unheilvolle Bedeutung Niemand besser kannte, als er selbst. Es sei nur eine Frage von kurzer Zeitdauer.

Die Volksvertretung kam ihm anerkennend entgegen, als er am 9. Oktober den Landtag eröffnete, seine Vorlagen und den Friedensvertrag einbrachte, mit großer Gesinnung die Lage der deutschen Angelegenheiten erörterte und die Pflichten Badens betonte. Er muthete

dem Lande größere Geldanstrengungen zu, aber er wußte das Geld mit Leichtigkeit zu schaffen, die alte elende Borgenoth wenigstens hatte ein Ende. Auch der geordnete Eisenbahnbau wurde wieder kräftig aufgenommen. Als im Frühjahr 1867 der Luxemburger Conflict heran kam, wurde Rastatt in Vertheidigungszustand gesetzt, mit erforderlicher Besatzung versehen und die Franzosen nicht im Zweifel gelassen, daß Baden zu Deutschland stehen werde.

Ende Juni ging er nach Berlin, um die Verträge des neuen Zollvereins selbst abzuschließen. Er betrachtete sie als eine staats- und völkerrechtliche Anomalie, die unmöglich lange dauern könne, aber wie sie auch waren, sie förderten die Einheit. Die Aufnahme Badens in den Nordbund war aber nur ein Theil der großen Maßregeln, welche er als nöthig betrieb. Er wollte auch die Finanzen der einzelnen Staaten unauflöslich an den Bund fesseln. Eine Tabacksteuer von 2—3 Millionen erklärte er für eine Thorheit, die den Lärm nicht werth sei, welchen sie mache; ein untrügliches Mittel, den Bund einzubürgern, sei nur das Monopol*), welches für Deutschland an 30 Millionen ertragen müsse. Befriedigt von dem Erfolg der Reise — mit dem abwesenden Grafen Bismarck war er nicht zusammengetroffen — kehrte er nach Karlsruhe zurück, um dort wieder die Vorlagen für die Kammer zu bereiten. Niemals vielleicht waren der Volksvertretung in Baden so viele und gut ausgearbeitete Gesetzentwüfe geboten worden: über Ministerverantwortlichkeit, Kriegsverfassung, Schule, Straßen, Presse, neben anderen. Sie waren durch

*) Er schrieb am 20. Juli 1867 an G. Freytag: — „Ich bin für das Monopol. Ein deutsches Tabacksmonopol, welches mehr eintragen muß als sämmtliche Zollgefälle, ist ein nationales Band', noch weniger zerstörbar als der Zollverein, und es wird nur um so fester, wenn für die Entschädigung der Fabrikanten eine gemeinschaftliche Anleihe gemacht werden muß. Ich gebe mich von vorn herein dem Volkswirthscongreßzorn preis; ich bin eben ein unheilbarer Einheitsreaktionär."

die energiſche Beihilfe der Amtsgenoſſen, zumal Jolly's, ſämmtlich fertig, als der Landtag am 5. Sept. 1867 wieder eröffnet wurde. Der Landtag ſollte die Frage entſcheiden, ob es Recht war, was die Verwaltung gethan und ausgegeben, und ob das Volk die Mittel bewilligen werde, damit Baden auch in Zukunft leiſte, was es der Nation ſchuldig war, und als ein geachtetes Glied in der Familie deutſcher Bundesſtaaten Aufnahme finde. Die Kammern bewieſen im Ganzen guten Willen, aber die Arbeit, welche er ſelbſt in dieſer Seſſion zu tragen hatte, war faſt übermenſchlich. Wie wenig Mathy um den Beifall ſorgte, es war ihm doch ſchmerzlich, daß die Kammern für die ungewöhnlichen Leiſtungen des Miniſteriums kein Wort der Anerkennung hatten. Denn er ſelbſt fühlte, was ſie ihm an Lebenskraft gekoſtet hatten.

Eine Befriedigung hatte er dabei. Zwiſchen dem Großherzog und dem Staatsminiſter hatte ſich ein Einvernehmen gebildet, an welchem Mathy's Gemüth innig betheiligt war. Ein ſchönes Verhältniß männlicher Dienſttreue, auf völlige Uebereinſtimmung in den letzten Zielen der Politik und auf herzliche Achtung vor dem reinen und uneigennützigen Wollen des Andern gegründet: Mathy empfand immer ſtille Dankbarkeit für das Vertrauen, welches ihn, den Fremden, zurückgerufen hatte. Und wenn er als Gaſt auf der Inſel Mainau mit ſeinem Fürſten Rath pflog, und das glückliche Familienleben beobachtete, dann ſah er aus blühenden Anlagen über den See auf das Schweizer Ufer und dachte an alte Zeit.

Einſt Flüchtling und Arbeiter für ein Blatt Mazzini's, jetzt Leiter der Geſchäfte im Staate Baden, damals als ein Unruhſtifter von den Vorfahren ſeines Fürſten beargwöhnt, jetzt der vertraute Rathgeber des Landesherrn, und doch in den großen Gedanken ſeines Lebens und in ehrlicher Hingabe derſelbe Mann. Die Welt um ihn hatte ſich gewandelt, ſie hatte auch ihm gegeben und genommen, aber er durfte ſich ſagen, er hatte als armer Journaliſt wie als Miniſter dem guten Geiſte ſeines Volkes treu gedient.

Und wenn er die lachenden Stimmen dreier Kinder vernahm, welche unter den Blüthenbüschen des Fürstenschlosses um ihre Mutter spielten, und wenn die Mutter das jüngste Kind ihm in den Arm setzte, dann sah er wieder durch das Dämmerlicht nach dem Schweizer Ufer und dachte an die drei Kinder, die er selbst verloren, und an ihre Mutter, die daheim allein für ihn sorgte. Und der feste Mann wurde nachdenklich, wenn er am Abend allein durch die Anlagen ging, unter ihm endloser leiser Schlag der Wellen wie eine Mahnung an die Ewigkeit, und um ihn Nebel, der aus der Tiefe heraufstieg, bis er die Gestalt des Mannes und die Umrisse der Berge verhüllte.

Mathy hatte Baden zum Eintritt in den neuen Bund vorbereitet. Der Großherzog und die Mitglieder des fürstlichen Hauses, die Majorität beider Kammern, sein Ministerium, alle waren entschlossen, den Eintritt zu bewerkstelligen. Er kannte genau die Stimmung des Landes, er wußte, daß in dem badischen Volk abgeneigte Kräfte dagegen arbeiteten, daß aber ein kräftiges Vorgehen der Regierung die große Mehrheit der Bevölkerung in derselben Richtung vorwärts treiben werde. Er war auch in der Lage, die Folgen auf die Nachbarstaaten zu würdigen. Er war der Ansicht, daß eine Erklärung über den Einschluß Badens vor dem Zusammentritt des Zollparlaments stattfinden müsse, weil sie für die Wahlen dazu ein entscheidendes Moment sein werde, und er war endlich überzeugt, daß diese Vereinigung des Südens mit dem Norden nur durch die entschlossene Initiative einer Regierung des Südens zu bewirken und durchaus nicht den schutzzöllnerischen Neigungen und ultramontanen Verpflichtungen der Volksvertreter zu überlassen sei, wenn diese erwählt würden, bevor der Anschluß im Flusse sei. Er nahm auch Rücksicht auf das Ausland, wie schwer es für Frankreich und Oesterreich sein würde, die beide damals ihre Militärorganisation nach lange nicht beendigt hatten, der deutschen Forderung zu widersprechen, und war überzeugt, daß die günstige Stunde und die letzte Zeit ge-

kommen sei, wo den Preußen noch die Verklärung des Jahres 1866 vor Europa zu Hilfe komme und wo mit möglichst geringem Wagniß und möglichst guten Chancen vollendet werden könne, was im Sommer des vergangenen Jahres unfertig gelassen war. Er glaubte auch überzeugt zu sein, daß der König von Preußen dem Zutritt Badens wohlgeneigt sei, und er vertraute, daß die Zurückhaltung des Grafen Bismarck, die er als klug und sachgemäß würdigte, keinen andern Grund habe, als den von dem Bundeskanzler ausgesprochenen, daß er sich jeder Pression auf den Süden enthalten und eine Initiative, die vom Süden selbst ausgehe, in Wahrheit erwarten wolle.

In diesem Sinne verfaßte er am 18. November 1867 ein Memoire an den Kanzler des Norddeutschen Bundes, welches er, wie aus einer zurückgelassenen Notiz sich ergiebt, selbst dem preußischen Gesandten in Karlsruhe übergab. Seine Lebensgeschichte muß vorläufig von wörtlichem Abdruck des Ganzen absehen, aber die Mittheilung des Inhalts, wie er aus einem Concept unter seinen Privatbriefen gefunden wurde, ist hier unerläßlich, denn der Brief bezeichnet seine letzte Leistung und den Schlußstein des Baues von Gedanken und Thaten, den er aufführte. Der Inhalt seiner Vorstellung ist folgender:

„Regierung und Stände sind einig in dem Streben nach dem Eintritte Badens in die nationale Verbindung des norddeutschen Bundes, sie sind bereit die Einrichtungen zu treffen und die Leistungen zu übernehmen, welche dazu erforderlich sind. Der Großherzog hat diese Gesinnung in der Thronrede vom 5. September, die Ständeversammlung in den Adressen beider Kammern ausgesprochen. Die Vorlagen der Regierung an die Stände und die seitherigen Beschlüsse der letzteren beweisen, daß ihr Wille ein ernster ist. Beide Kammern haben nicht allein die Verträge wegen Fortsetzung des Zollvereins, wegen der Salzsteuer und wegen des Bündnisses einstimmig angenommen, — und zwar das Bündniß nicht etwa als

eine lästige Zugabe, sondern als eine schätzbare Ergänzung des Zollvereins —; sie haben auch, weil die Erledigung der Gesetz- und Budget-Vorlagen nach alter Uebung längere Zeit erfordert, die Regierung in den Stand gesetzt, einstweilen mit den nöthigen Schritten zur Annäherung an das norddeutsche Wehrsystem vorzugehen. Demgemäß hat die Aushebung der Rekruten nach dem Grundsatze der allgemeinen Wehrpflicht unter Aufhebung des Einstehersystems und die Einberufung derselben schon im Herbste 1867, statt im Frühjahre 1868 erfolgen können. Zugleich haben die Kammern, um die entsprechende Vermehrung des Staatsaufwandes zu ermöglichen, wesentlich erhöhte Sätze der directen und indirecten Steuern, vorläufig für die beiden nächsten Monate December und Januar, bewilligt. Das Wehrgesetz, welches die Dienstpflicht von 3, 4 und 5 Jahren bei der Fahne, Reserve und Landwehr festsetzt, ist von der zweiten Kammer angenommen.

„Die Kammer will den Eintritt Badens in den Norddeutschen Bund und für diesen Zweck wird sie die erforderlichen Leistungen gutheißen. Im Lande aber wollen die gut organisirte und geleitete ultramontane Partei und die sehr lauten großdeutschen Demokraten den Eintritt Badens in den Norddeutschen Bund nicht, sie wirken für ihre Negation, ohne zur Zeit ein positives Ziel aufzustecken. Demgemäß verkünden diese Gegner als Axiom den Satz: Wenn Baden auch Alles thut, was von einem Gliede des Norddeutschen Bundes verlangt wird, so wird ihm der Eintritt doch nicht gestattet, es wird ihm kein anderes Verhältniß zum Norden gewährt, als jenes, in welchem Baiern und Würtemberg zu Preußen stehen. Diese haben die nämlichen Allianzverträge, sie bringen jedoch ihre Truppenzahl nur auf $1\frac{1}{2}$ und $\frac{3}{4}$ Procent, und Preußen ist damit zufrieden. Was Baden mehr leistet, sind nutzlose Opfer, wenigstens für jetzt; sie können füglich so lange verschoben werden, bis der Eintritt in den Norddeutschen Bund wirklich erfolgen kann.

„Diese Behauptungen werden unterstützt durch Petitionen aus dem Lande, durch Aeußerungen der officiösen baierischen und schwäbischen Presse, wie aus Regierungskreisen in München und Stuttgart, wo man sich jedoch nicht auf die Negation beschränkt, sondern einen weiteren Bund zwischen den süddeutschen Staaten und dem Norddeutschen Bunde in Aussicht stellt, ein Verhältniß, in welchem der Süden mit einer geringeren militärischen Leistung bestehen könne.

„Diesen Einwirkungen ist bis jetzt entgegen getreten worden mit der Hinweisung auf den Artikel 79 der Verfassung des Norddeutschen Bundes, auf das Rundschreiben des Grafen Bismarck vom 7. September, auf die Aeußerungen des Bundeskanzlers im Reichstage, insbesondere in der Sitzung vom 24. September, ferner mit der Zuversicht, welche die Regierung festhalte, daß der Eintritt Badens gleichzeitig mit den Nachbarn wünschenswerth, aber auch ohne dieselben zu erlangen sei, endlich mit der Erklärung, daß ohne vorgängige Zustimmung der Stände zu den gleichen Wehreinrichtungen, wie sie im Norddeutschen Bunde bestehen, ein Antrag wegen Aufnahme Badens in den Norddeutschen Bund an das Bundespräsidium von Seiten der Großherzoglichen Regierung nicht gerichtet werden könne.

„Immerhin muß die Regierung zur Zeit auf die Frage: ob und welche Gewähr sie dafür bieten könne, daß die Zustimmung der Stände zu ihren Forderungen alsbald die von ihr erwartete Folge haben werde, die Antwort schuldig bleiben. Und wenn die Regierung nicht rechtzeitig in die Lage kömmt, eine befriedigende Antwort auf diese Frage geben zu können, dann, besorge ich, wird sie bei der bevorstehenden Berathung des Contingentgesetzes unterliegen, es wird eine Friedensstärke nicht von 1 Procent, sondern nur von ¾ Procent bewilligt und es werden demgemäß die Ansätze für die Kriegs- und Steuerverwaltung ermäßigt werden.

„Wie unerheblich nun für die Machtstellung Deutschlands der

Umstand ist, daß dann 3000 Badener im Frieden und 6 — 7000 im Kriege weniger unter den Waffen stehen, so würde ich doch die Niederlage der Regierung um ihrer andern Folgen willen tief beklagen.

„Mir erscheint das Herabgehen gleichbedeutend mit dem grundsätzlichen Aufgeben des Norddeutschen Wehrsystems und mit dem Uebergang zu einem andern Systeme, welches nach einem solchen Vorgehen Badens ganz gewiß in Baiern und Würtemberg nicht überboten werden wird. Haben wir aber diese erste Position eingebüßt, dann kann keine Rede mehr davon sein, daß Baden auf seine Nachbarn in der Richtung nach Norden anziehend wirke; es wird vielmehr Baden, unvermerkt und langsam, aber sicher vom Norden abgezogen werden.

„Und wohin? In ein süddeutsches Verhältniß, welches unter den Auspicien des Herrn von Beust vorbereitet wird. Dann wird Süddeutschland ein bequemes Feld für fremde Intriguen gegen Preußen, die auch hinüber sich spinnen werden nach dem Norden.

„Nach dieser meiner Auffassung von den Folgen einer ersten Niederlage der Regierung würde es mir unmöglich sein, in diesem Falle an den Geschäften des Staates mich weiter zu betheiligen. Einer oder der Andere meiner Collegen würde sich ohne Zweifel in der gleichen Lage fühlen, und ich habe nicht nöthig, die Männer zu nennen, welche sich als unsere durch die Situation angezeigten Nachfolger darbieten, oder die Richtung anzudeuten, welche diese Männer einhalten werden.

„Auf die Frage: welche Mittel ich mir als die geeigneten denke, um die Kammer auf ihrer bisherigen Bahn bis an das nahe Ziel festzuhalten? antworte ich: das Mittel wäre eine Erklärung der Regierung, daß der Eintritt Badens in den Norddeutschen Bund erfolgen werde, nachdem die Stände den entsprechenden Anforderungen der Regierung zugestimmt haben.

„Ich habe die Ueberzeugung, daß der Eintritt Badens für sich allein auf die Nachbarn nicht nur nicht abstoßend, sondern — sobald der erste Lärm verrauscht wäre, mit unwiderstehlicher Anziehungskraft wirken würde. Zunächst auf Würtemberg; dann aber auch auf **Baiern**, wo alsbald eine tiefe Spaltung zwischen Franken und der Rheinpfalz einer Seits und den übrigen Kreisen auf der andern Seite herantreten, der weitere Verlauf aber auf den Weg, den wir gegangen, führen würde. In jedem Falle wäre mit dem Eintritte Badens den österreichisch-französischen Absichten auf Süddeutschland ein Riegel vorgeschoben. Es würde zu weit führen, wollte ich versuchen, meine Ueberzeugung hier zu begründen; ich erlaube mir nur zu bemerken, daß dieselbe von meinen Freunden, die zum Theil mit den Persönlichkeiten und Verhältnissen in unsern Nachbarländern näher als ich es bin vertraut sind, getheilt wird.

„Wohl aber bescheide ich mich gern, daß europäische Gesichtspunkte, welche etwa dem vereinzelten Eintritte von Baden allein im Wege stehen mögen, sich meinen Blicken entziehen. Sind solche vorhanden, so werden sie entscheiden, so lange sie bestehen. Dann aber würde es wohl auch genügen, wenn vertraulich den Abgeordneten eine Andeutung darüber gegeben werden könnte, mit dem Anfügen, daß der Eintritt Badens in den Norddeutschen Bund, falls die Vorlagen der Regierung im Wesentlichen angenommen werden, eventuell auch ohne Baiern und Würtemberg, gesichert, und nur der Zeitpunkt dem Ermessen und der Verständigung der Regierungen vorzubehalten sei.

„Die Regierung wird unter allen Umständen das Mögliche thun, um in dem bevorstehenden Kampfe obzusiegen. Ich werde aber, wenn dies ohne eine Kräftigung ihrer Stellung geschehen muß, nicht mit Siegesbewußtsein an die Arbeit gehen.“ —

Das war der Inhalt der letzten politischen Schrift, die Mathy schrieb.

Auf seinen Brief bekam er keine directe Antwort. Nur auf dem gewöhnlichen Gesandtenwege ging die Antwort des Bundeskanzlers ein, daß er die gewünschte Erklärung nicht geben könne; — und es wurde auf das Zollparlament vertröstet.

Von dem Tage, wo Mathy zuerst als Journalist politische Artikel schrieb, bis zu diesem letzten Schriftstück hatte er für die Vereinigung seiner Nation zu einem mächtigen Staate gearbeitet. Sein eigenes Schicksal und Glück waren ihm stets klein dagegen erschienen. Und jetzt, was war nach Allem die Antwort auf die große Frage seines Lebens? Vielleicht einmal!

Mathy fühlte was diese Antwort bedeute. Als er mit dem Großherzog darüber verhandelte, zitterte ihm, zum ersten Mal in seinem Leben, die Hand, das Papier, welches er darin hielt, sank auf den Tisch, aber er erhielt seine Selbstbeherrschung sogleich wieder und sagte: „Und wir thun doch unsere Pflicht."

Du warst so weit spähend und klug, Karl Mathy! und doch blieb in dir die deutsche Eigenschaft übermächtig, anders geformte Menschennatur nach eigenem Herzensbedürfniß zu deuten. War es Täuschung, als du den Worten und der Gesinnung eines Andern so hochsinnig vertrautest? oder wird das Ende erweisen, daß du Recht gehabt? — Du hast nach deinen bescheidenen Machtmitteln gethan, was du mußtest. Der Andere hat die Ausführung auf sein Leben und Haupt genommen. Wir harren.

Mathy betrachtete als letzte Pflicht seiner Regierung, den Eintritt Badens vom Bunde zu verlangen.

Aber eine stärkere Macht hinderte das Vollbringen. In den letzten Tagen des December 1867 litt er durch starke Fieberanfälle, er fühlte sich krank und schwach, was ihm selten begegnet war. Mit stoischer Ruhe betrachtete er den Wechsel in seinem Befinden, verzeichnete die Zahl seiner Pulsschläge und schrieb sein Testament nieder. Anfang Januar war er durch einige Tage wohler, und besuchte das

Bureau. Als ihn am 8. sein Freund Malsch besuchte, gedachte er der Zeiten, wo er als Gast bei Malsch gewohnt und am Klavier gesungen, er erzählte ihm, daß er heute an Brentano nach Chicago auf dessen Gesuch geantwortet, man werde ihn nicht belästigen, wenn er zurückkehre, und er recitirte humoristisch dem Freunde: „Einst spielt' ich mit Scepter und Kronen, jetzt trag' ich die Krone, den Stern." — Am 10. Januar ließ er sich nicht abhalten, in die zweite Kammer zu gehen, zur Verhandlung über das Budget der Verkehrsanstalten, und er hielt vier Stunden darin aus. Nach der Rückkehr schrieb er auf dem Büreau einen Brief an seine Frau und legte ihn zu dem letzten Willen. Das erschöpfte seine Kraft. Am 11. Januar mußte er sich zu Bett legen, er beobachtete mit Laune, wie seine Feldherrin mit Unterbefehlshabern ihn von der Welt absperrte, aber mühsam verscheuchte er seine Fieberphantasien, ein angstvoller Blick, den seine Frau auf ihn richtete, fuhr ihm bohrend durch Hirn und Brust. Und am nächsten Morgen schrieb er nieder: „Alle Schlauheiten, Nannchen zum Ausgehen zu bringen, halfen nicht, bis ich gradezu dringend bitte, mich am Tage einige Stunden allein zu lassen, ich habe dies immer gehabt und bedurft, könne es jetzt nicht missen. Nannchen resignirt sich auch zu diesem Opfer." —

Schnell erschöpfte sich die Kraft, stärker zitterte die Hand, mit welcher er die Ereignisse des Krankenlagers, aber auch die der Regierung verzeichnete, immer noch ließ er sich die laufenden Ausfertigungen zur Unterschrift bringen und Bericht erstatten. Am 31. Januar schließt das Tagebuch mit den traurigen Worten: „Dabei ich immer im Bett." — Er war jetzt sehr schwach, aber stets hatte er liebevolle und dankbare Worte für seine Pflegerin und seine Hand suchte die ihre. In der Nacht des 3. Februar schlossen sich seine Augen, im Tode noch hielt er die Hand der geliebten Frau.

Er hatte sich seit der Kindheit nie ernstlich krank gefühlt. Als

er an einem Herzleiden starb, das lange in ihm heimlich zerstört hatte, war er nicht völlig einundsechzig Jahre alt.

Regelmäßig wie sein Tagesfleiß, lief das Zeitmaß seines Lebens. Von dem Tage, an welchem Mathy die Universität verließ, bis zu dem Tage, an welchem er aus der Schweiz in die Heimath kehrte, waren $13^3/_4$ Jahre einer harten Lehrzeit vergangen. Genau derselbe Zeitraum umfaßt seine blühenden Mannesjahre in aufreibendem politischem Kampfe von der Rückkehr in die Heimath bis zu seiner Abreise nach Köln. Und endlich die letzte Periode seiner Erdenarbeit, die Jahre ruhig wirkender, gereifter Kraft, umspannt fast wieder ganz dieselbe Zeitlänge, nur die letzten Monate kürzte ihm das Geschick.

Ungezählt ist die Fülle von Talenten und Charakteren, welche der gute Geist unserer Nation seit den letzten Geschlechtern verwandt hat, um uns aus der Dürftigkeit, Enge und Zersplitterung deutschen Lebens herauszuheben. Ungezählt sind die pflichtvollen Beamten, Geschäftsmänner, Volkslehrer, welche in den kleinen Kreisen des viel getheilten Deutschlands ihr Leben aufwandten, zu bewahren, zu regieren und fortzubilden. Aber die stille, dauerhafte, liebevolle Arbeit derer, welche mit ergrauendem Haar unter uns leben, ist wohl werth, daß wir sie aufsuchen und rühmen, denn was wir gewonnen haben und noch zu erreichen hoffen, das beruht auf ihrer geduldigen Thatkraft und ihrer Hingabe an die Pflicht.

Aus dieser politischen Lehrzeit unseres Volkes erhob sich sein Bild, stets wachsend mit der Größe der Aufgaben. Ein klarer, Wahrheit suchender Geist, durch keinen Schein zu befriedigen, ein selbstloser Sinn, der nur den Erfolg der Sachen, nie den eigenen suchte, vor allem ein festes, tapferes Herz. In ruhiger Zeit bescheiden, gemächlich,